

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



JOHN SINCLAIR 33 - Xorron Mein Lebensretter

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Peter Thannisch

Titelbild: Maren/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit diesem Band präsentiere ich Ihnen wieder drei Abenteuer des Geisterjägers John Sinclair, die entscheidende Ereignisse in meiner großen Grusel-Saga schildern. Wieder einmal ist die Oberhexe Wikka mit dabei und auch Jane Collins, die ehemalige Privatdetektivin und früher Johns Freundin, die jetzt jedoch auf der Seite des Bösen steht. Sie hat sich geschworen, den Geisterjäger zu vernichten. Auch die Mordliga ist wieder mit von der Partie, angeführt von der Vampirin Lady X, seit Dr. Tod nicht mehr lebt.

Im ersten Roman »Mein Grab in der Teufelsschlucht« versetzt es den Geisterjäger in die Schweiz. Jane Collins und Wikka haben John hier eine Falle aufgestellt. Mit Hilfe der Bergdämonen, die seit vielen tausend Jahren in der Teufelsschlucht schlummern, wollen sie den Geisterjäger besiegen und vernichten. Aber Bill Conolly und seine Frau befinden sich auf Urlaub in der Schweiz, und zusätzlich erhält John Unterstützung von seinem Partner Suko, der Johns Hilferuf folgt. So sind die Karten neu gemischt, und ein spannendes Gruselabenteuer nimmt seinen Lauf ...

Der Roman »Pandoras Botschaft« ist der erste Band eines Zweiteilers und erschien ursprünglich als John-Sinclair-Jubiläums-Heft 250. (Damals war das ein Grund für mich zum feiern, da ich nie damit rechnete, dass die Serie einen so lang anhaltenden Erfolg haben würde; inzwischen sind weit über 1000 Bände erschienen.) Pandora, die griechische Gottheit des Verderbens, erscheint wieder auf der Erde, um ihr Vernichtungswerk von damals fortzusetzen. Dabei trifft sie nicht nur auf John Sinclair, der seinem Freund Pater Ignatius zur Hilfe eilt, sondern auch auf Lady X und Xorron, dem Herrscher der Zombies und Ghouls. Pandora will von Lady X den Würfel des Unheils haben, eine mächtige Waffe, die sie zusammen mit

ihrem Füllhorn schier unbesiegbar machen würde. Aber sie offenbart noch ein weiteres Geheimnis: Xorron ist ihr verpflichtet, und der Herr der Untoten wendet sich von Lady X ab und versucht diese auch zu vernichten.

Der Roman »Xorron - mein Lebensretter« ist der letzte Teil dieses Zweiteilers. Es ist das eingetreten, was niemand erwartet hätte: Xorron kämpft gegen Lady X, und Pandora hat den Würfel des Unheils an sich gebracht. Gleichzeitig versuchen Suko und John die Einwohner eines Dorfes und das Kloster von Pater Ignatius von dem grausamen Bann der Pandora zu befreien, und als schließlich Suko gezwungen ist, an der Seite der Lady X gegen Pandora zu kämpfen, wird John Sinclair in der Vergangenheit Zeuge der Herkunft Xorrorns.

Liebe Freunde des Geisterjägers John Sinclair - auf die WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR bin ich wirklich stolz, und wenn Sie mir bei Autogrammstunden einen der Bände dieser einmaligen Hardcover-Edition vorlegen, signiere ich ihn gern. Jetzt bleibt mir nichts anderes mehr, als Ihnen schaurig-spannende Unterhaltung bei diesen drei ausgewählten Grusel-Abenteuern zu wünschen. Lehnen Sie sich in Ihrem Sessel zurück und genießen Sie beim Lesen die angenehm prickelnde Gänsehaut, wenn sich John und seine Freunde dem Bösen entgegenstellen und dem Guten zum Sieg verhelfen.

Jason Dark

MEIN GRAB IN DER TEUFELSSCHLUCHT

Urplötzlich fuhr der Windstoß durch den engen Felskanal in die Höhle hinein, wirbelte Staub und kleine Steine in die Höhe, bevor er in seinem gewaltigen Atem in die Glut des Feuers blies, die Flammen erst auseinanderfächerte und dann in langen Zungen hochschleuderte, so daß sie mit ihren Spitzen fast die Decke berührten.

Für die Länge eines Augenblicks wurde das Innere des Berges erhellt, und es entstand in der gewaltigen Höhle ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten, das sich zuckend und wabernd an den Wänden widerspiegelte und einen unheimlichen Eindruck entstehen ließ. Das Feuer brannte in der Höhlenmitte. Es waren normale Flammen, die an den sorgfältig aufgeschichteten Holzscheiten fraßen, sie gierig verschlangen oder sie zum Platzen brachten, so daß Funkenbahnen in die Höhe stoben.

Nach einer Weile beruhigten sich die Flammen wieder, und das Feuer brannte ruhig wie eh und je weiter.

»Hat uns der Teufel eine Antwort gegeben?« fragte eine weibliche Stimme aus dem Hintergrund der Höhle.

»Nein, noch nicht. Wir müssen ihn erst rufen!« antwortete eine ebenfalls weibliche Stimme, und wie abgesprochen, lösten sich zwei Gestalten aus dem Hintergrund der Höhle.

Sie gingen aufeinander zu. Nur durch das Feuer waren sie getrennt. Die eine Frau trug ein langes giftgrünes Kleid, eigentlich ihre Standardkleidung. Im ersten Augenblick wirkte es sehr züchtig, doch wer genauer hinschaute, der sah den tropfenähnlichen Ausschnitt zwischen ihren Brüsten, der, wenn die Frau sich bückte, noch weiter auseinanderklaffte.

Und wer seinen Blick dann weiter in das Gesicht hochgleiten ließ, der sah eine Haut fast so weiß wie frisch gefallener Schnee, einen etwas schmalen, blassen Mund, eine kleine Nase und zwei Augen, die an dunkle Perlen erinnerten.

Das Haar hatte die Farbe von schwarzem Lack. In der Mitte war es gescheitelt, doch rechts und links dieses Scheitels, direkt an der Stirn, wuchsen zwei Schlangen.

Das Satanszeichen.

Aber auch ihr Zeichen.

Das Mal der Wikka!

Sie, die oberste aller Hexen, der Günstling des Teufels, sie allein war es, die in dieser finsternen Höhle regierte und die große Beschwörung durchführen sollte.

Wenn sie einen Schritt nach vorn machte, bewegte sich die andere Person auch. Sie hatte im Gegensatz zu Wikka langes blondes Haar.

Unterschiedlicher hätten die beiden Frauen nicht sein können, und doch gab es etwas, das sie fast untrennbar miteinander verband.

Die Macht des Satans!

Beide glaubten an den Teufel. Wikka schon immer, aber die Blonde erst seit kurzer Zeit. Davor hatte sie auf der Gegenseite gestanden, da bekämpfte sie das Böse und galt als Gefährtin des Geisterjägers John Sinclair. Doch sie war in den Bann des Rippers geraten, der sich ihrer Seele angenommen und die Frau, die auf den Namen Jane Collins hörte, somit vom Guten abgekehrt hatte.

Jetzt gehorchte sie nur noch Wikka. Und damit dem Teufel, denn Wikka war der treueste Diener oder die folgsamste Dienerin des großen Höllenfürsten.

Sie baute er langsam und allmählich auf. Er hatte eine schwere Niederlage durch die Vernichtung seiner Tochter erlitten und gab sich selbst einen Teil der Schuld. Das sollte ihm nicht noch einmal passieren. Der Satan wollte nichts mehr überstürzen, sondern allmählich vorgehen, um dann um so härter zuschlagen zu können.

Wikka hatte günstige Voraussetzungen geschaffen, indem es ihr gelang, Jane Collins von Sinclairs Seite zu reißen. Sie war voll integriert worden. Für Jane gab es kein Zurück mehr.

Wie allerdings ihre ehemaligen Freunde darüber dachten, wußte Wikka nicht. Für sie stand Sinclair an erster Stelle, und sie wollte ihn in ihre Gewalt bringen.

Als das Feuer sie fast berührte, blieben die beiden Frauen stehen. Über die Flammen hinweg schauten sie sich an. Das Gesicht von Jane Collins war eine glatte, kühle Maske. Nichts verriet, was sich in ihrem Innern tat, und ihre Augen waren starr auf die Meisterin gerichtet.

Jane war normal angezogen. Sie trug Stiefel, Hosen und einen dicken Pullover, denn sie sollte nicht in der Höhle warten, sondern aktiv angreifen.

»Können wir anfangen?« flüsterte Jane. Ihre Augen glänzten plötzlich. Sie konnte es einfach nicht erwarten.

»Es wird nicht leicht sein«, erwiderte Wikka.

»Aber du hast doch den Weg gefunden.« Jane hatte die Lautstärke ihrer Stimme gesteigert, und sie hallte durch die Höhle.

»Das schon. Nur weiß ich nicht, ob der Zauber dieser Bergdämonen noch wirkt.«

»Versuche es!« zischte Jane Collins und ballte die rechte Hand zur Faust. »Ich will ihn haben. Versuche es jetzt!« Zuletzt klang ihre Stimme schrill.

Wikka nickte, und die Schlangen an ihrer Stirn bewegten sich in diesem Rhythmus mit. »Keine Angst, kleine Jane, wir packen ihn. Er kann gar nicht anders, wenn der uralte Zauber der Bergdämonen seine volle Wirkung entfaltet.«

»Soll ich sie holen?«

»Nein, das mache ich.«

Jane Collins nickte. Sie hatte sich zu fügen, denn Wikka war ihre Meisterin. Wenn sie etwas sagte, dann mußte Jane es ausführen. Die ehemalige Detektivin blieb am Feuer stehen. Sie drehte sich nur um 90 Grad, um den Weg der Oberhexe mit den Blicken zu verfolgen.

Im Widerschein der Flammen sah das Gesicht von Jane Collins aus wie eine zum Leben erweckte Maske. Sie selbst zuckte mit keinem Muskel, doch der Flammenschein malte es an, gab ihm Bewegung, so daß es wirkte wie mit einem geisterhaften Leben erfüllt.

Jane Collins fieberte. Sie sehnte sich nach John Sinclair. Aber

nach einem John Sinclair, der ihr wehrlos zu Füßen lag und den sie dann vernichten konnte.

Sie stellte sich die Szene vor. Sinclair hier am Feuer liegend. Sie vor ihm stehend, ein langes Messer in der Hand und dieses dann immer wieder nach unten stoßen.

Einmal, zweimal, bis es nicht mehr ging und ihr Haß endlich abgekühlt war.

Jane Collins stöhnte auf, so erregt hatte sie diese grauenhafte Vorstellung.

Aber es gab auch noch eine andere Möglichkeit. Man mußte ihn zum Teufelsdiener machen, ihn einreihen in die Geschöpfe der Finsternis, damit er an ihrer Seite lebte und existierte, als Schwarzblüter, als magisch Beeinflußter, kurzum: als Dämon! Sie und Wikka hatten lange über eine Möglichkeit gesprochen, Sinclair zu vernichten. Da gab es zahlreiche Dinge, die man anstellen konnte, aber er sollte auch würdig sterben, das verlangte der Teufel. Nach einem magischen Ritual.

Dann war ihnen der Zauber der Bergdämonen eingefallen.

Diese kleinen, gefährlichen Wesen waren eine Mischung aus Zwerg und Affe. Und sie waren uralt. Den Legenden nach zu urteilen, hatten sie bereits existiert, als durch gewaltige Erdverschiebungen die mächtigen Alpen entstanden. Und die Bergdämonen überlebten die Zeiten. Sie zogen sich dorthin zurück, wo es am finstersten war, in die tiefsten Höhlen und Schluchten. Zumeist bestanden sie aus Stein. Ja, sie hoben sich von den Steinen nicht ab, nur wenn sie es wollten oder beschworen wurden, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt. Diese kleinen Dämonen gehörten zu den niederen Völkern. Wikka hätte sich auch kaum um sie gekümmert, wenn diese Wesen nicht von einem Geheimnis umgeben wären.

Sie waren Telepathen.

Über große Entfernungen hinweg konnten sie Gedanken tragen.

Und sie sollten den Weg zu Sinclair finden, um ihn in das andere Land zu locken.

Wikka kam zurück.

Sie hatte zwei Berggeister gefunden. Zwei dämonische Geschöpfe, die tatsächlich seltsam aussahen, ein graues, wie mit Asche überstäubtes Fell hatten, runde, rotgelbe Augen, einen großen Schädel und etwa an die Größe von Schimpansen heranreichten.

Sie konnte die beiden tragen wie zwei Taschen, denn sie rührten sich nicht.

»Sie sind tot?« fragte Jane.

»Noch nicht.«

»Dann willst du sie sterben lassen?«

Wikka blieb dicht neben dem Feuer stehen. Abermals trafen sich die Blicke der beiden Personen über die Flammen hinweg.

»Ja, ich werde sie vernichten, ich muß es sogar, denn sie besinnen sich erst in höchster Lebensgefahr auf ihre Kräfte.«

Jane nickte, obwohl sie nichts verstand. Aber Wikka wußte, was sie wollte. Um ihre Lippen spielte ein hartes Lächeln, als sie um die Flammen herumschritt und neben der Hexe Jane Collins stehenblieb.

»Jetzt wirst du eine sehr sonderbare Magie erleben«, versprach sie im Flüsterton. »Gib genau acht, meine kleine Schülerin. Wikka zeigt dir etwas von ihren Kräften.«

Sie begann meckernd zu lachen, die Schlangen an ihrer Stirn bewegten sich unruhig, dann schleuderte Wikka ihre Arme nach hinten und noch in derselben Sekunde wieder nach vorn.

In jeder Hand hielt sie einen Bergdämon. Und sie öffnete ihre Hände in dem Augenblick, als die Arme wieder zurückschwingen wollten.

Die beiden Kreaturen fielen herab.

Genau ins Feuer.

»Jetzt wirst du es sehen, kleine Jane!« rief die Oberhexe zu ihrer Schülerin. »In den nächsten Augenblicken siehst du die Magie der Wikka, der keiner gewachsen ist. Nur der Satan persönlich.« Sie wollte sich vor Lachen schütteln, und Jane Gollins

bekam die folgenden Ereignisse mit, als würde sie einen magischen Traum erleben.

Die Flammen erfaßten die beiden Bergdämonen. Waren sie bisher betäubt gewesen, so änderte sich dies.

Sie wurden wach.

Und dann ertönten ihre Schreie.

Es waren grauenhafte, spitze, schrille Laute, die die große Höhle durchbrandeten und sich an den Wänden brachen.

Und noch etwas geschah. Die beiden Bergdämonen fielen nicht zu Boden. Sie blieben innerhalb der Flammen etwa brusthoch über den auf der Erde brennenden Holzresten.

Jane warf Wikka einen fragenden Blick zu. Doch die Oberhexe bemerkte ihre Dienerin überhaupt nicht. Sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihrer Beschwörung beschäftigt. Bei ihr erlebte Jane Collins immer wieder Überraschungen, nie hätte sie damit gerechnet, daß dieser Zauber so wirksam sein konnte.

Sie schaute auf die Bergdämonen. Die kleinen, affenartigen Geschöpfe mit den runden, gelbroten Augen schwebten tatsächlich innerhalb der heißen Feuersbrunst. Aber sie hatten sich verändert. Ihr Fell war von den Flammen nicht verschont geblieben. Es hatte eine dunkelrote Färbung angenommen und glühte nun selbst wie das hochlodernde Feuer.

Seltsam ...

Wikka streckte die Arme aus. Es war eine heftige, ruckartige Bewegung. Die zehn Finger wiesen auf die Bergdämonen, die in den Flammen standen und nicht vergingen.

Plötzlich lösten sich die beiden Schlangen aus Wikkas oberer Stirn. Schnell wie Pfeile waren sie, und sie fanden ebenfalls ihr Ziel in den kleinen Dämonen.

Hart stießen sie in die Körper.

Im ersten Moment zuckten die beiden Dämonen. Sie sahen aus, als hätten sie Würmer in ihren Körpern, und auch die Schlangen veränderten ihr Aussehen.

Das zuckende Glühen der Flammen überdeckte das giftgrüne Äußere der beiden Schlangen. Es strahlte so stark

ab, daß es auch die ausgestreckten Hände der Hexe erfaßte. Wikka begann mit der intensiven Beschwörung. Sie hatte jetzt eine Verbindung zu den glühenden Bergdämonen geschaffen, und sie begann zu schreien.

Weit öffnete sie dabei den Mund. Und es drang gellend laut ein Name über ihre Lippen.

»John Sinclair! John Sinclair! Du mußt mich hören. Mich, die Königin der Hexen. Du wirst mich hören, und du wirst meinem Ruf folgen, der dich in die Teufelsschlucht führt. Du sollst die Schlucht der Bestien kennenlernen, das Gebiet der Dämonen, und du wirst unter ihre Herrschaft geraten, um endlich deinen verdamnten Tod zu finden! Hörst du mich, John Sinclair? Hörst du mich?«

Jedes einzelne Wort hatte sie hinausgebrüllt, als sollte es über Hunderte von Kilometern noch zu hören sein, doch es hallte und schallte nur in der Höhle wider.

Die Augen der Bergdämonen glühten noch stärker. Sie hatten jetzt eine immense Leuchtkraft. Durch die Worte der Oberhexe waren ihre Kräfte geweckt worden.

Telepathie ...

Daran mußte Jane Collins denken. Wikka hatte von den besonderen Fähigkeiten der Bergdämonen gesprochen. Sie beherrschten die Telepathie, konnten die Gedanken anderer Menschen oder Wesen beeinflussen. Aber schafften sie dies auch bei John Sinclair?

So abrupt wie die Stimme der Oberhexe aufgeklungen war, so schnell brach sie auch ab.

Wikka selbst sank zusammen. Sie ging dabei nach hinten, machte einen erschöpften Eindruck, so daß Jane sich genötigt sah, einzugreifen, zu ihr zu gehen und Wikka zu stützen.

Mit einem Zischen lösten sich die beiden Schlangen aus den Körpern der Bergdämonen, drehten sich einmal um die eigene Achse und fanden ihren angestammten Platz in der hohen Stirn der Oberhexe.

Dort blieben sie, und nur ihre Köpfe schauten hervor.

Ein Ruck ging durch die Gestalt der Wikka. Sie schaffte es wieder, sich gerade hinzustellen, hatte ihre Schwäche abgeschüttelt und schaute Jane an.

»Das war es«, sagte sie.

Jane nickte. Sie wollte nach den beiden Bergdämonen fragen, als sie erkannte, daß diese, nachdem die Beschwörung vorbei war, nicht mehr gebraucht wurden.

Sie lösten sich auf. Für einen Moment leuchtete die grüne Asche inmitten der Flammen. Sie sah aus wie grüner Sternstaub, der zudem noch ein paarmal blitzte und dann zu Boden rieselte.

Es war vorbei.

Auch für Wikka, denn sie drehte den Flammen den Rücken zu und ging in den Hintergrund der Höhle. Wieder fauchte der Wind durch den engen Felskamin und wühlte das Feuer hoch, so daß die Flammen einen zuckenden Tanz aufführten. Sie hatten es geschafft.

Obwohl Jane zahlreiche Fragen auf der Zunge brannten, schwieg sie. Sie wollte Wikka nicht stören, die sich erst einmal regenerieren mußte. Erst als die Oberhexe ihre Dienerin anschaute, da wagte Jane, die Fragen zu stellen.

»Was ist mit ihnen?«

»Meinst du die Bergdämonen?«

»Ja, auch.«

Wikka winkte ab. »Sie haben ihre Pflicht getan. Ihr Ruf ist stark, sie besitzen eine für uns kaum erklärbare Kraft. Die Hölle hat sie damit ausgestattet, und die Kraft wirkt über eine lange Strecke. Sie wird auch John Sinclair erreichen.«

»Kommt er?«

»Ja, er muß der Spur nachgehen. Er ist der Geisterjäger. Die Magie dieser Dämonen hat ihn beeinflußt, glaub mir.«

»Ich weiß nicht so recht. Du darfst nicht vergessen, daß er eine sehr starke Waffe besitzt.«

»Denkst du an das Kreuz?«

»Ja.«

Wikka lachte nur. »Vergiß es, Jane! Das Kreuz ist zwar gefährlich für uns, aber es wird uns nichts tun. Vielleicht stellt es sich sogar auf unsere Seite.«

Über die letzte Antwort erschrak Jane Collins. »Wie kannst du so etwas sagen?«

»Ganz einfach. Durch das Kreuz wird er wissen, daß er zu uns kommen muß. Es ist gewissermaßen der Übermittler. Verstehst du?«

»Fast.«

Wikka legte ihr die Hand auf die Schultern. »Keine Sorge, Kleine, wir werden es schon schaffen. Sinclair kann überhaupt nicht anders. Er muß einfach kommen.«

»Hoffentlich«, flüsterte Jane. »Hoffentlich ...« Ihr Gesicht verzog sich dabei. Es nahm einen haßerfüllten Ausdruck an, denn Jane wollte nur eins: die Vernichtung des Geisterjägers ...

Eine Woche vor Weihnachten!

Da wurde London immer von einer Menschenwelle überschwemmt. Die Leute, die vergessen hatten oder aus Zeitgründen nicht dazu gekommen waren, Geschenke zu kaufen, rasten noch einmal los, um die Dinge im letzten Augenblick zu besorgen.

So kam es dann zu dem großen Gewühl, zu den Schlachten auf der Straße und dem Kampf in den Geschäften.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich ebenfalls in das Gewühl zu stürzen. Als ich meinen Mantel überstreifte, grinste Suko süffisant. »Ich wünsche dir viel Vergnügen, John.«

»Deinen Spott kannst du dir sparen.«

»Das war ehrlich gemeint.«

»Ich kenne das.«

»Und was schenkst du mir?« fragte Suko. Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und spielte mit einem Bleistift.

»Etwas ganz Besonderes.«

»Was denn?«

»Mein Vertrauen.«

Der Chinese verzog die Mundwinkel. »Darauf kann ich verzichten.«

»Wieso? Ist das nichts?«

»Und so etwas will ein Freund sein. Nein, John, von dir hätte ich etwas mehr Ernst erwartet. Weihnachten ist keine fröhliche Sache. Hast du das nicht bemerkt? Du bist hier geboren, müßtest es eigentlich wissen. Mir ist sogar aufgefallen, daß Weihnachten die Menschen immer sehr ernst, nervös und hektisch sind ...«

Er redete noch, als ich an der Tür war. Dabei hatte Suko recht. Das Weihnachtsfest war nicht mehr so wie früher. Aber das konnte man nicht ändern, und ich regte mich auch darüber nicht mehr auf.

»Na, dann kauf mal schön«, sagte Glenda, als ich ihr Vorzimmer durchschritt.

Auch sie wußte Bescheid. Eigentlich alle meine Bekannten. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Die taten ja, als wäre es ein Weltwunder, daß ich mal lostigerte, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Fehlte nur noch, daß Sir James antanzte und ebenfalls seinen Kommentar dazu gab.

Kaum hatte ich diesen Gedanken formuliert, als die Tür geöffnet wurde und Sir James auf der Schwelle stand. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern wurden noch größer. »Sie sind noch da, John?« fragte er erstaunt.

»Ja, Sir. Ich wollte gerade ...«

»Beeilen Sie sich. Nachher ist alles weggekauft.«

»Bei meinem Gehalt kann ich mir nur kleine Geschenke erlauben.«

»Das reicht ja auch. Viel Spaß wünsche ich Ihnen. Und lassen Sie sich nicht von Dämonen überraschen.«

»Da werde ich achtgeben.« Kopfschüttelnd stahl ich mich hinaus. Jeder interessierte sich plötzlich für meine Weihnachtseinkäufe. Als ob das so etwas Besonderes wäre.

Fehlte nur noch, daß mich der Mann vom Empfang darauf

ansprach, doch der hielt sich zum Glück zurück und winkte mir nur zu, als ich das Yard Building verließ und hinaustrat in einen naßkalten Vormittag.

Es schneite nicht, aber es war trotzdem kalt und vor allen Dingen stürmisch. Dieser Sturm hatte sich über der Insel ausgetobt und das Meer in eine kochende Hölle verwandelt. Mit Schrecken dachte ich an die Opfer, die der Zusammenstoß zweier Schiffe im Kanal gefordert hatte. Am Morgen waren die Zeitungen voll mit Berichten über die Katastrophe gewesen. Ich stellte den Kragen hoch und begab mich auf den Weg zur nächsten U-Bahn-Haltestelle. Zum St. James Park mußte ich. Nur ein Katzensprung von meiner Arbeitsstelle entfernt. Zusammen mit zahlreichen anderen Fahrgästen tauchte ich in den U-Bahnschacht. Ich war in Gedanken versunken und dachte darüber nach, was ich jedem schenken konnte. Ich wollte Glenda, Shao und Suko eine Kleinigkeit kaufen. Sir James bekam natürlich nichts, sein Magenwasser konnte er sich selbst beschaffen.

Bei den beiden Frauen hatte ich an Schallplatten gedacht. Glenda hörte gern die Gruppe >Supertramp<. Da von dieser Gruppe eine neue LP auf dem Markt war, wollte ich sie ihr besorgen. Shao sollte von mir einen Schal bekommen, Suko Tee.

Ja, das war es.

Ich hatte Glück, denn als ich die Sperren durchschritt, fuhr schon der Zug in Richtung Regent Street ein. Da gab es alles, ebenso wie in der Kings Road oder Oxford Street.

Die Türen öffneten sich zischend. Menschen verließen die Wagen, andere stiegen ein. Alles ging gesittet zu. Jeder wartete, bis die Aussteigenden den Wagen verlassen hatten.

Ich fand einen Stehplatz und hielt mich an dem von einer Stange herabhängenden Griff fest.

Neben mir saß eine Frau, die mit Einkaufstüten bepackt war und diese vor sich neben die angezogenen Beine gestellt hatte. Sie schaute zu mir hoch und lächelte.

»Da haben Sie ja zugeschlagen«, sagte ich,
»Das können Sie laut sagen, Mister. Aber wenn man drei Enkel hat ...«
»So ist das nun mal.«
»Kaufen Sie auch ein, Mister?«
»Ja, ich will mich mal umsehen.«
»Haben Sie Kinder?«
»Leider nicht.«
»Verheiratet?«
Jetzt begann die Ausfragerei. Ich machte das Spiel mit.
»Nein, ich bin Jungeselle.«
Sie legte das Gesicht in Falten. »Da sollten Sie aber zusehen, daß Sie sich um eine Frau kümmern. Es ist nicht gut, wenn man das Weihnachtsfest allein feiert. Da kommen einem zu trübe Gedanken.«
»Bis zum Fest wird es wohl nicht mehr klappen«, erwiderte ich.
»So meine ich das auch nicht. Im nächsten Jahr, Mister. Sie werden sehen, wie schön es ist, wenn man Weihnachten mit einem Partner feiert. Glauben Sie mir.«
Im Prinzip hatte sie recht. Ich dachte noch an die Zeiten, als ich mit Jane Collins zusammen gewesen war. Es war wirklich eine wunderschöne Zeit gewesen. Und jetzt? Ich hatte Jane als Hexe kennengelernt, und ich erinnerte mich noch genau daran, wie sie versucht hatte, Glenda Perkins zu töten!
»Ist Ihnen nicht gut, Mister?« erkundigte sich die ältere Frau besorgt, während sie mich von unten her anschaute.
»Es geht schon wieder. Ich kann das Fahren nur so schlecht vertragen. Das heftige Schaukeln, wissen Sie.«
»Ja, ja, das ist schon schlimm. Die Stadt sollte neue Wagen beschaffen, meine ich.«
»Sie hat kein Geld.«
Der Zug hielt. »Hier muß ich aussteigen«, sagte die Frau und erhob sich ächzend.
Wir wünschten uns gegenseitig ein frohes Fest.

»Und denken Sie an meinen Ratschlag«, sagte die Großmutter zum Schluß.

»Mach' ich.«

Plötzlich fiel mir etwas ein. Himmel, ich brauchte ja noch ein Geschenk. Die Horror-Oma Sarah Goldwyn durfte auf keinen Fall leer ausgehen. Das konnte ich ihr nicht antun. Für sie mußte ich auch etwas kaufen. Aber was?

Ich überlegte. Sarah Goldwyn sammelte alte Bücher.

Vielleicht fand ich etwas. Oder ich kaufte ihr einen Horrorfilm für ihren Video-Recorder.

Mal sehen ...

Die Conollys hatten ihre Geschenke bereits. Sie verbrachten die Feiertage in der Schweiz. Auch das Geschenk für den kleinen Johnny hatte ich ihnen mitgegeben.

Die nächste Haltestelle brachte mich zu meinem Ziel. Oxford Circus. Hier befand sich auch die große Einkaufsstraße, die ich unbedingt abgehen wollte.

Da herrschte vielleicht ein Trubel, denn genau hier stoßen die Regent und die Oxford Street zusammen. Tausende waren unterwegs im weihnachtlich geschmückten London, und ich stürzte mich als einer von vielen in die Massen.

Die Straßen zeigten sich im bunten Glanz. Alle Auslagen in den Geschäften waren auf Weihnachten getrimmt. Wenn die Türen geöffnet wurden, vernahm ich das Dudeln der Weihnachtslieder. Hier lockte man den Käufer mit genau ausgeklügelten Methoden. Je stimmungsvoller das Weihnachtslied, um so weiter öffneten die Menschen ihre Geldbörsen. Das war der große Trick.

Als ich einen Schallplattenladen sah, stoppte ich meinen Schritt und ließ mich zusammen mit anderen Kunden in das Geschäft schieben. Hier konnte ich bereits das Geschenk für Glenda kaufen.

Der große Raum war überheizt. Ich mußte mich an den Hinweisschildern orientieren und suchte die Abteilung Pop-Musik. Sie war gut zu finden und auch am meisten umlagert.

Die Platten standen in den Kästen, nach Gruppen geordnet, und ich fand auch die Aufschrift >Supertramp<. Vor mir standen zwei Teenager und wühlten kichernd die Platten durch. Ich baute mich neben den beiden auf. Sie bedachten mich mit einem schrägen Blick und verschwanden, ohne etwas aus dem Kasten genommen zu haben.

Ich hatte freie Bahn.

Die neueste LP stand ganz vorn. Meine Hand lag bereits auf der Plattenhülle, als es mich wie ein Stromstoß durchzuckte und der Schmerz in meinem Schädel tobte.

Ich verzog das Gesicht, riß den Mund auf und holte pfeifend Luft. Gleichzeitig erwärmte sich mein Kreuz, plötzlich verschwamm alles vor meinen Augen, und die Knie wurden mir weich.

Und ich hörte die Schreie.

Sie brandeten in meinem Gehirn auf, lösten den Schmerz ab, während ich immer nur einen Namen vernahm.

John Sinclair! John Sinclair!

Da rief mich jemand!

Der Schmerz überstrahlte alles. Doch er löste sich gleichzeitig auf, und ich hörte meinen Namen klar und deutlich, um anschließend wieder diese schrecklichen Explosionen in meinem Kopf zu erleben.

John Sinclair!

Schmerz und Ruf vereinigten sich zu einer einzigen Qual, der ich kaum widerstehen konnte.

Wer schrie denn da? Wer quälte mich so? Ich stöhnte, die Gesichter der Käufer verschwammen vor meinen Augen, das Kreuz schien in Flammen zu stehen, und ich fühlte genau, daß ich mich nicht mehr lange würde halten können.

Die Schwäche übermannte mich.

Ich klammerte meine Finger um den Rand des Kastens, denn ich mußte mich einfach irgendwo festhalten. Trotzdem schaffte ich es nicht, mich auf den Beinen zu halten.

Plötzlich bekam ich das Übergewicht, kippte nach hinten,

ließ aber den Kasten nicht los und fiel schwer auf den Rücken, wobei ich die mit Schallplatten gefüllte Kiste mitriß, so daß sie hart auf meinen Körper prallte.

Ich schrie.

Jedenfalls glaubte ich dies, aber die Schreie waren von anderen ausgestoßen worden.

Menschen liefen zusammen, bildeten einen Kreis um mich, jemand rief nach einem Arzt. Ich sah aus meiner Froschperspektive in die verzerrten Gesichter. Sie kamen mir vor, als hätte jemand einen Nebelschleier über sie gelegt. Sogar den Weihnachtsmann sah ich. Er beugte sich über mich. Sein Kunstbart kitzelte mein Gesicht, ich spürte seine Hände an meinem Hemd, und er öffnete die obersten Knöpfe.

Und sein Gesicht nahm plötzlich einen anderen Ausdruck an.

Zuerst war es verzerrt, dann wich der Bart, andere Züge entstanden, und ich schaute in das Gesicht einer Frau.

Jane Collins!

Dieser Anblick löste in meinem Innern eine heftige Reaktion aus. Stechend zog der Schmerz durch den Schädel, in meinem Körper tobte es, ich schlug um mich und atmete mit offenem Mund.

Dann wieder der Schrei.

John Sinclair!

So laut und schrill, daß er mein Gehirn zu sprengen drohte. Abermals drang ein Stöhnen aus meinem Mund, aber mir wurde plötzlich klar, daß dieser Überfall seine Ursache in einer starken Schwarzen Magie haben mußte.

Hatte sie mit Jane Collins zu tun?

Es fiel mir nicht leicht, den Kopf zu drehen, aber ich wollte den Weihnachtsmann anschauen, der seinen Platz ein wenig verändert hatte. Er sah wieder normal aus.

Keine Jane Collins mehr.

Jemand hob mich an. Ein Mann fragte: »Was ist mit Ihnen, Mister? Sollen wir einen Arzt holen?«

»Nein, nein«, stöhnte ich. »Lassen Sie mal. Nur ein kleiner Anfall von Schwäche.«

»Ja, das kommt in diesem Trubel vor«, meinte eine Frau. Neugierig schaute sie zu, wie man mich im wahrsten Sinne des Wortes auf die Beine stellte, jemand brachte mir einen Stuhl. Ein anderer sammelte die Schallplatten ein, und ich spürte jetzt auch die Nachwirkungen des Aufpralls. Der schwere Kasten war mir auf den Unterleib gefallen. Mir schmerzten die Oberschenkel, und ich verzog das Gesicht.

»Sollen wir wirklich keinen Arzt ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Das finde ich sehr nett, aber es geht schon wieder ...«

Die Menschen verliefen sich allmählich. Ich rang ein paarmal nach Luft, atmete tief ein und stellte fest, daß es mir wieder besser ging, denn die Schmerzwellen verliefen allmählich mein Gehirn. Mein Kopf wurde frei.

Dann drehte ich mich um.

Der Angestellte hatte den Kasten wieder aufgebaut. Er lächelte scheu, als er meinen Blick bemerkte.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber das wollte ich nicht. Es kam so plötzlich.«

»Geht schon in Ordnung, Sir.«

Ich lächelte dankbar. Die Sache war mir mehr als peinlich.

Dann erhob ich mich.

Auf schwankenden Füßen blieb ich stehen. Noch drehte sich die Welt vor meinen Augen, das jedoch besserte sich sehr schnell, nachdem ich einige Male tief durchgeatmet hatte. Ich versuchte die ersten Schritte. Es klappte besser, als ich vermutet hatte.

Noch etwas vorsichtig bewegte ich mich in Richtung Ausgang. Zahlreiche Blicke begleiteten mich. Die meisten Verkäufer schauten beruhigt und froh, daß es nicht mehr Ärger gegeben hatte, denn so etwas konnte leicht die Kundschaft abhalten.

In den Knien zitterte ich noch leicht nach. Die Tür öffnete

sich automatisch, als meine Füße einen Kontakt berührten, und die kühle Winterluft strömte mir entgegen.

Sie tat gut.

Tief atmete ich ein. Der Schweiß auf meiner Stirn trocknete und blieb als eine kalte Schicht zurück.

Ich wandte mich nach rechts, wich einigen Menschen aus und blieb nahe der Hauswand stehen.

Was wollte ich nur?

Ich spürte die Wand in meinem Rücken. Nicht weit entfernt hockte jemand auf dem Boden und sang Weihnachtslieder. Die Melodie hörte ich kaum, ebenso wenig den Text. In meinem Kopf befand sich zwar keine Leere, aber ich hatte das Gefühl, als wäre er mit einem Nebel gefüllt, den ich nicht durchdringen konnte.

Da war irgend etwas ...

Verzweifelt versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen. Es gelang mir nicht. Das Durcheinander war einfach zu groß, und ich strengte mich an, wieder den roten Faden zu finden.

Mein Kreuz!

Daran dachte ich. Einer der Helfer hatte das Hemd aufgeknöpft. Ich brachte meine Hand dorthin, versenkte sie in den Ausschnitt und fühlte nach dem Kruzifix.

Es hatte sich noch nicht richtig abgekühlt, aber nach der Berührung schien es mir, als würden meine Gedanken wieder klarer.

Da hatte mich jemand gerufen.

Natürlich. Die Erinnerung kehrte zurück. Der ferne Ruf war von einer Frau gekommen.

Jane Collins!

Jetzt war alles klar. Sie wollte, daß ich zu ihr kam. Vielleicht sollte ich ihr helfen? Befand sie sich in Gefahr? Hatte sie mich deshalb gerufen?

Alles war möglich, und ich mußte rasch zu ihr. Aber wo steckte sie? Zuletzt hatte sie sich in London befunden, danach hatte ich Jane nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Allerdings konnte sie sich überall aufhalten. Verstecke gab es genug. Und auch Wikka, die oberste aller Hexen, war auf der gesamten Welt zu Hause.

Trotzdem hatte Jane es geschafft, den Kontakt zu mir herzustellen. Wie kam das? Welche Kräfte hatte sie aktiviert, um mit mir in Verbindung zu treten?

Ich wußte keine Antwort, so sehr ich mir auch den Kopf darüber zerbrach.

Etwas verstört schaute ich mich um. Dabei zwinkerte ich und dachte daran, daß ich im Freien stand, mit dem Rücken gegen eine Hauswand gelehnt, und nicht wußte, wie ich hierhergekommen war. In der Tat war mir alles ein Rätsel.

Was wollte ich in dem Trubel?

Jane Collins finden. Natürlich. Klar, ich wollte sie sehen, sie hatte mich ja gerufen.

Mit einem Ruck löste ich mich von der Hauswand und schritt über den Bürgersteig auf den Rand der Straße zu.

Vergessen war Weihnachten, vergessen war auch der Einkaufsbummel. Ich erinnerte mich an nichts, sondern war einzig und allein auf ein Ziel fixiert.

Ich mußte Jane Collins finden!

Zurückholen. Genau, das war es. Jane sollte wieder zu mir zurückkehren, damit ich mit ihr das Weihnachtsfest begehen konnte. Was war schon Wikka? Besaß ich nicht das Kreuz? Und machte es mich nicht stark gegenüber Schwarzer Magie? Ja, genauso lief es. Und nicht anders. Es gab überhaupt nichts für mich, nur noch Jane.

Ich hatte alles vergessen. Meinen Job, meine Freunde, meine eigentlichen Aufgaben.

Der Ruf war zu stark gewesen.

Als ich ein Taxi sah, hob ich automatisch den rechten Arm. Der Wagen wurde langsamer, der Fahrer blinkte und fuhr an den Rand der Straße, wo er stoppte.

Ich öffnete die hintere Tür und warf mich in den Fond.

Meine Hände vergrub ich in den Manteltaschen.

»Wohin, Sir?« erkundigte sich der Driver, als er die Trennscheibe zurückgeschoben hatte.
»Bitte?« Ich schreckte hoch.
»Wohin soll ich Sie fahren?«
»Ach so, ja. Zum Flughafen ...«

Als Sheila und Bill Conolly den Fahrstuhl verließen und die Hotelhalle betraten, da schwang ihnen ein Hauch von Weihnachten entgegen. Rechts neben der Rezeption stand ein bis zur Decke reichender, geschmückter Tannenbaum, an dem die elektrischen Kerzen bereits leuchteten.

Aus dem großen Speiseraum vernahmen sie das Klappern des Geschirrs, dort wurde abgeräumt, und die beiden Conollys, die ihren Sohn Johnny zu Bett gebracht hatten, wollten wie jeden Abend noch einige Stündchen in netter Runde an der Hotelbar sitzen und ein wenig plaudern sowie entspannen. Sie hatten einen harten Tag hinter sich. Hart insofern, wenn man vom Skilaufen sprach. Bill und Sheila waren die Pisten hinuntergejagt, während sich Johnny in einem Ski-Kindergarten vergnügt hatte. Beide genossen den Urlaub in der Schweiz, und beide sprachen auch genügend deutsch, um sich verständlich zu machen und einer Unterhaltung folgen zu können.

Neben dem Tannenbaum führten die drei Stufen einer breiten Treppe zum Aufenthaltsraum und zur Bar hoch, wo Georgette Clavall, die Bardame, ihr Regiment führte.

Die Conollys hatten sich locker angezogen. Leichter Bieranzug, nannte Bill dies immer. Sheila trug einen roten Pullover, der weiße Querstreifen zeigte, und eine helle rote Hose aus dünnem Leder. Ihr Haar hatte sie ausgekämmt. In weichen Wellen fiel es ihr auf die Schultern.

Bill war ähnlich angezogen, auch er hatte einen Pullover übergestreift, nur trug er keine Leder-, sondern eine Kordhose.
»Hast du Durst?« fragte er seine Frau.

»Noch nicht.«

»Aber ich. Die Luft hier oben in Lenzerheide ist verflüxt trocken kann ich dir sagen.«

Sheila lachte. »Das sind deine üblichen Ausreden. Ich möchte mal wissen, wo du keine trockene Luft findest.«

»Laß mir doch das Vergnügen.«

»Ich sage auch nichts.«

Der Aufenthaltsraum mit den bequemen braunen Ledersesseln und die Bar befanden sich auf einer Ebene. Die Bar allerdings war durch eine Holzpergola von dem übrigen Raum getrennt, so daß die Gäste das Gefühl hatten, für sich zu sitzen.

Sie bildete ein Viereck, das an der hinteren Längsseite mit der Wand abschloß.

Und innerhalb des Vierecks regierte Georgette. Sie knipste ihr bestes Lächeln an, als sie die Conollys sah. Beide fanden sich sympathisch, und Georgette, die vor Jahren einmal eine berühmte Chansonette und Tänzerin gewesen war, erzählte gern von diesen Zeiten. Sie hatte in den beiden Conollys aufmerksame Zuhörer.

Ihr Alter war schlecht zu schätzen. Die 50 hatte sie überschritten, bewegte sich jedoch mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens. Ihr kam das lange Tanztraining zugute.

An diesem Abend trug sie ein eng anliegendes, langes Kleid, das eine Perlenstickerei aufwies. Das tizianrote Haar lag wohlfrisiert um ihren Kopf, und unter den Gläsern der modischen Brille waren ihre Augen fragend auf die neuen Gäste gerichtet. Bill Conolly schob seiner Frau den Stammhocker zurecht, und sie nahm Platz. Der Reporter ließ sich auf dem Hocker neben ihr nieder, rieb sich die Hände und bestellte eine Flasche Pils.

»Und Sie, Madame?« Georgette sagte immer Madame. Sie lächelte Sheila dabei an,

»Ich habe mich für Kaffee entschieden.«

»Sehr gut - ein Pils, ein Kaffee.« Bevor sich die Bardame an

die Arbeit begab, warf sie noch einen Blick auf das Fenster. Es befand sich rechts von der Bar.

Viel war nicht zu sehen. Draußen lag zwar Schnee, doch die Dunkelheit hatte ihre langen Schatten über die weißen Flächen ausgebreitet. Von den Bergen her schimmerten hin und wieder Lichter. Die Häuser des Dorfes lagen ein wenig verstreut. Zahlreiche Häuser waren auch an den Hängen gebaut worden, die Lichter der Weihnachtsbäume waren gut zu sehen.

Georgette schenkte das Glas voll und fragte: »Wie war denn der heutige Tag?«

»Anstrengend«, erwiderte Bill.

»Wieso?«

»Wir haben uns zu regelrechten Pistenschrecks entwickelt.«

»So, meinen Sie das?« Georgette lachte. »Ja, das kann ich mir vorstellen.« Sie bückte sich und stellte die Kaffeemaschine an.

»Und der Kleine? Schläft er?«

»Das wollen wir hoffen«, sagte Sheila.

»Gefällt es ihm denn?«

»Und wie. Er möchte gar nicht mehr weg«, antwortete Sheila, während Bill einen ersten langen Schluck nahm und anschließend die Augen verdrehte, denn das Pils tat gut. Als er das Glas absetzte, war es fast leer. »Jetzt kann ich noch einen Spezialschnaps gebrauchen.«

»Pflümli?«

»Ja. Du auch, Sheila?«

»Um Himmels willen, nein.«

Bill erhielt seinen Pflümli. Er roch über das Glas und verdrehte erneut die Augen. »Der schmeckt auch zum Kaffee«, sagte er.

»Du kannst mich trotzdem nicht umstimmen.«

»Bitte, wie du willst.« Bill kippte den Schnaps und schüttelte sich. Das gehörte einfach dazu. Dann drehte er sich auf dem Hocker und wunderte sich darüber, daß so wenig Betrieb herrschte.

»Noch keiner da?«

Georgette lachte. »Sie dürfen nicht vergessen, daß die meisten Urlauber erst noch anreisen.«

»Sicher. Aber auch die Einheimischen sehe ich nicht.«

»In ein paar Tagen ist Weihnachten, da werden sie einiges zu tun haben. Auch Don Carlo, der Stammgast.«

Bill lachte. Er hatte ihn inzwischen auch kennengelernt. Don Carlo leitete einen Supermarkt. Den Feierabend verbrachte er meist an der Bar des Hotels. Hin und wieder erschien auch seine Frau, und die Gespräche gingen fast bis in die Nacht.

»Noch eins!« bestellte Bill, als er auf sein leeres Bierglas schielte, an dessen Innenseiten lange Schaumstreifen nach unten rannen.

»Ist die Luft immer noch trocken?« fragte Sheila.

»Leider.«

Sheila rutschte vom Hocker.

»Wo willst du hin, Mädchen?«

»Mal nach Johnny schauen.«

»Der wird schlafen. Tagsüber skilaufen, abends schwimmen. Johnny ist erschöpft.«

»Kontrolle ist sicher. Und damit kann man bei Männern nie früh genug anfangen, nicht wahr, Georgette?«

Die Bardame nickte. »Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen, Madame.«

»Klar, die Frauen halten zusammen.« Diesmal schenkte Bill selbst ein und erkundigte sich nach Georgettes Wünschen. Sie nahm einen Rotwein aus dem Wallis.

Kaum hatte sie getrunken, als ein Mann auftauchte. Er war hochgewachsen, hatte braunes Haar und trug eine Brille. Er war wintermäßig gekleidet, wenn er die gefütterte Jacke auch über seiner Schulter trug.

»Guten Abend«, sagte er und winkte mit beiden Händen ab, als Georgette ihm seinen Wodka-Orange hinstellen wollte.

»Nein, heute nicht.«

»Wieso? Ist etwas passiert?«

Carlo Lai holte eine Zigarettenpackung hervor und klopfte

ein filterloses Stäbchen heraus. »Und ob. Es hat Ärger in der Via-Mala-Schlucht gegeben.«

»Wie das?«

»Da ist jemand abgestürzt.«

»Lebt er noch?« Georgette war so erschrocken, daß sie ihre Hände vor die Brust preßte.

»Ich weiß es nicht. Man hat ihn abtransportiert. Aber der Mann soll noch von seltsamen Wesen mit glühenden Augen gesprochen haben. Was daran stimmt, kann ich nicht sagen. Aber ich möchte mich gern überzeugen. Seit der Sache damals stehe ich solchen Dingen mehr als mißtrauisch gegenüber.«

Carlo Lai hatte auch Bill Conolly dabei angeschaut, und in dem Reporter war die Neugierde erwacht. Er kannte Carlo zwar kaum, da er ihm erst am vorherigen Abend begegnet war, doch die beiden hatten schon ein paar Worte gewechselt.

»Was meinen Sie denn mit damals?«

Carlo winkte ab. »Ach, das ist eine böse Geschichte. Sie pasierte auf der Seelenburg. Dort hatte sich ein gefährlicher Hexenzirkel eingenistet, der von einem Mann namens Gordon Schreiber angeführt wurde. Ich habe da sogar fliegende Echsen gesehen.«

Bill lächelte. »Und eine Jane Collins haben Sie dort auch kennengelernt, wenn mich nicht alles täuscht ...«

»Ja, da haben Sie recht. Aber wieso ...?« Carlo sprach nicht mehr weiter, strich über sein Haar, drückte hastig den Zigarettenstummel aus und zog ein erstauntes Gesicht.

Bill erinnerte sich. Er war zwar nicht selbst an dem Fall beteiligt gewesen, doch sein bester Freund, der Geisterjäger John Sinclair, hatte ihm davon berichtet. Die Seelenburg lag nicht weit von Lenzerheide entfernt, und anscheinend braute sich wieder etwas zusammen, denn Bill bemerkte ein verdächtiges Ziehen im Leib.

Da reagierte er ähnlich wie John Sinclair. Er spürte förmlich, daß der Urlaub nicht so verlaufen würde, wie er es sich vorgestellt hatte.

»He, ich warte auf eine Antwort. Woher kennen Sie denn Jane Collins, Mister ...«

»Conolly, Bill Conolly.«

»Entschuldigung, ich vergaß Ihren Namen. Aber noch einmal, woher kennen Sie die Dame?«

»Ich komme aus London, Miß Collins ebenfalls.«

»Aber London ist groß.«

»Sicher. Nur haben wir einen gemeinsamen Bekannten. Ich möchte sagen, einen gemeinsamen sehr guten Freund. John Sinclair, wenn Sie den Namen schon mal gehört haben ...«

»Und wie ich den gehört habe.« Don Carlo schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht, das ist unmöglich! John Sinclair? Wie soll ich den vergessen können. Er und dieser Chinese ...«

»Suko«, sagte Bill.

»Den kennen Sie auch?«

»Sicher. Ich gehöre praktisch als dritter dazu, mein Lieber.« Don Carlo schlug sich gegen die Stirn. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagte er. »Wirklich nicht. Das geht über meinen Verstand.«

»Nehmen Sie es hin.« Bill trank noch einen Schluck.

»So ein Zufall«, flüsterte Don Carlo. »So ein verflixter Zufall. Georgette, jetzt trinke ich einen Pflümli. Wirklich. Sogar einen Doppelten.«

»Und ich auch«, erklärte Bill.

Die Bardame schenkte zwei ein. Als die Männer die Gläser angehoben hatten, kehrte Sheila mit der Nachricht zurück, daß Johnny fest schlief.

Dann erzählte Bill. Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus. Sheila hörte aufmerksam zu. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf. Unglauben breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte sie.

»Doch«, sagte Bill. »So wahr ich hier stehe.« Ein paarmal nickte er zur Bestätigung seiner Worte. »Ich konnte es selbst nicht fassen, aber Mr. Lai hat mich überzeugt.«

»Sagen Sie Carlo, wie alle hier.«

»Okay, und ich bin Bill.«

Don Carlos stellte sein Glas ab. »So, nun muß ich fahren. Die Via-Mala im Dunkeln ist zwar nicht das Wahre, aber ich kenne mich zum Glück aus.«

»Haben Sie etwas mit der Rettung zu tun?« wollte Sheila wissen.

»Ja. Ich bin hier freiwillig bei der Bergwacht tätig.«

»Ich komme mit, wenn ich darf!« sagte der Reporter schnell.

»Aber, ich ...«

»Bill«, mahnte Sheila.

Heftig drehte sich der Reporter um. »Ich muß mit, Sheila.

Wenn da irgend etwas vorgefallen sein sollte, müßten wir John alarmieren.«

Sheila legte die Stirn in Falten. »Ich kann dich nicht halten.

Tu, was du für richtig hältst.«

»Okay, bis gleich.« Bill wandte sich an Don Carlo. »Wie lange wird es dauern?«

»Zwei bis drei Stunden vielleicht - oder?«

»Dann wäre ich gegen Mitternacht wieder zurück.«

»Aber Ihre Kleidung!« Don Carlo hatte noch Einwände.

Bill lachte. »Keine Sorge, ich ziehe mich schnell um. Das dauert nur ein paar Minuten.« Er hauchte seiner hübschen Frau einen Kuß auf die Lippen und war verschwunden.

Carlo Lai folgte ihm schulterzuckend.

»So ist das nun mal«, meinte Georgette. »Die Männer kann man nicht festhalten.«

»Aber meiner begibt sich immer in Gefahr«, sagte Sheila.

»Das ist das Schlimme.«

»Sie gewöhnen sich daran.«

»Das habe ich schon. Leider. Wissen Sie was, Georgette? Jetzt trinke ich auch etwas.«

»Und was darf ich Ihnen geben?«

»Einen Pflümli.«

Da war selbst die Bardame völlig sprachlos.

Nie würde Bill Conolly die Fahrt von Lenzerheide zur Via-Maia vergessen. Don Carlo, der auf seinen Mercedes eingeschworen war, fuhr wie der Henker.

In Lenzerheide lag eine geschlossene Schneedecke auf der Straße. Sie verschwand jedoch, wurde brüchig und bestand schließlich nur noch aus Matsch, je mehr sie sich dem in einem Tal liegenden Ort Tiefencastel näherten. Dort war kaum Schnee gefallen.

An einer Kreuzung stoppten sie kurz. Rechts ging es nach Thusis, links in Richtung Julier-Paß.

Sie fuhren nach Thusis, durch drei Tunnels, erreichten den Ort und bogen am Ortseingang nach links ab, in Richtung San-Bemadino-Tunnel.

Don Carlo hatte die neue Straße genommen. Die alte Via-Mala-Straße war zu eng und gefährlich. Im Winter gab es oft Glatteis, regelrechte Eisfallen, die schon manchem Autofahrer zum Verhängnis geworden waren.

Don Carlo kannte sich aus. Er hatte seinen Spaß, wenn Bill mal wieder zusammenzuckte.

»Hier haben wir doch kaum Schnee. In diesem Jahr sieht es noch nicht gut aus. Es muß noch mehr kommen.«

»Ohne mich.«

Wenig später stießen sie in den ersten Tunnel. Rechts türmten sich bereits die gewaltigen Bergwände der Via-Mala-Schlucht steil in die Höhe. Sie stiegen wirklich senkrecht von der Straße her hoch, waren aber nie glatt, sondern zerklüftet und zerrissen. Hin und wieder leuchteten Laternen an den Straßenrändern.

In ihrem Lichtschein, der auch auf die Felswände fiel, sah Bill Conolly hin und wieder kleine Mulden im Gestein, die mit Schnee ausgefüllt waren.

Don Carlo nahm die kurvige Strecke mit Bravour. Er pfiff dabei noch vergnügt vor sich hin, und Bill sah, daß der Schnee mehr wurde, je höher sie kamen.

Dann ging es bergab, sie bogen schließlich ab und fuhren in

ein Tal hinunter, das schon mehr den Ausdruck Schlucht verdiente, denn so eng wurde es.

Wie geisterhafte Schemen tauchten die Schilder auf, die auf die Via-Mala hinwiesen. Auch sie trugen Schneehauben, die auf dem Metall festgefroren waren.

Nur wenige Wagen kamen ihnen entgegen. Wo im Sommer die Touristen ihre Fahrzeuge abstellten, war es gähnend leer. Dann erreichten sie den offiziellen Parkplatz. Er lag auf einer freien Strecke zwischen zwei Tunnels. Neben dem Parkplatz stand eine Andenkenbude. Die hatte ein vorgezogenes Flachdach, auf dessen Rändern mit weißer Farbe der Name Via-Mala-Schlucht gepinselt war.

Don Carlo lenkte seinen schweren Wagen in eine Parkbucht. Noch ein Fahrzeug stand dort. Es war ein Allwetterwagen, ein Subaru.

»Der gehört dem Bekannten«, erklärte Carlo Lai, als sie ausstiegen.

»Wo treibt er sich rum?«

Carlo Lai warf die Tür ins Schloß. Bill zog die Kapuze seiner Thermojacke hoch, denn es war kalt in der Schlucht. Von den Rändern, die sich als graue Linien scharf vor dem dunklen Blau des Himmels abhoben, pfiß ein unangenehmer Wind.

»Der wird irgendwo dort unten sein.« Carlo deutete über die Absperrung hinweg, die links von der Andenkenbude begann.

»Es ist der Walter Rügi, Langlauflehrer von Beruf. Wegen seiner weißen Haare nennen wir ihn den Heino von Lenzerheide.«

»Und was macht er im Sommer?« fragte Bill.

»Da führt er Filme vor.«

Bill lachte. »Heiße Streifen?«

»Nein, normale. Vielleicht möchte er das.« Carlo hielt sein Gesicht gegen den Wind. »Das wird verflucht kalt in der Nacht. Gibt einen knackigen Frost.«

»Und Schnee?«

»Kommt erst in den nächsten Tagen auf uns zu, sagen die Wetterpropheten.«

»Mir reicht es auch.«

»Lassen Sie das keinen echten Skifahrer hören, Bill«

Zwischen Hütte und Gitter gab es ein Drehkreuz, durch das die Besucher mußten, wenn sie die Schlucht besichtigen wollten. Man warf eine Münze ein, die an der Andenknbude verkauft wurde, und es löste sich die Sperre.

Don Carlo und Bill mußten das Kreuz übersteigen. Direkt dahinter gab es eine schmale Plattform, an die sich eine Treppe anschloß, die steil in die Tiefe führte, rechts ein Geländer hatte und links von der Wand gesichert wurde.

Es war gefährlich, die Stufen hinunterzugehen, denn auf einigen lag Eis.

»Halten Sie sich gut fest, Bill«, riet der Einheimische und begann damit, die Treppe nach unten zu steigen.

An die erste schloß sich eine zweite Treppe an, jeweils unterbrochen von schmalen Plattformen. Mit Gittern war alles gesichert, und Don Carlo holte auch eine Taschenlampe hervor, deren Schein er auf die Stufen fallen ließ.

Blau schimmerte das Eis an den Rändern. Bill sprach nicht mehr, weil er sich auf den Weg konzentrieren mußte.

Carlo Lai war schon vorgegangen. Er leuchtete jetzt mit seiner Lampe höher, und der helle Lichtschein erfaßte eine Bank.

»Verdammt«, sagte Carlo.

»Was ist denn?«

Der Mann aus Lenzerheide drehte sich. »Da sitzt dieser Walter doch auf der Bank und pennt.«

»Und das bei dem Wetter!« wunderte sich Bill.

»Das ist es ja gerade, was mich stutzig macht«, erwiderte Carlo Lai, wandte sich um und ging weiter. Noch ein paar Stufen, dann hatte er Walter Rügi erreicht.

Er rüttelte ihn an der Schulter. »He, du lahme Krücke, wach endlich auf, Mensch!«

Rügi rührte sich nicht. Sein Kopf war nach vorn gesunken. In Bill keimte ein schlimmer Verdacht hoch. Als Don Carlo den

Mann zum zweitenmal berührte und die Hand zurückzog,
war sie naß.

»Blut!« keuchte er, als er mit der Lampe dagegen leuchtete.

»Das ist ja Blut!«

Bill Conolly schob den Mann zur Seite. Auch er faßte Walter
Rügi an, ziemlich heftig sogar.

Da kippte er ihm entgegen.

Die Mütze rutschte vom Kopf, das weiße Haar war rot. Vom
Gesicht fehlte ein Teil.

Walter Rügi lebte nicht mehr!

Der Flug verging wie im Traum.

Und ich hatte auch das Gefühl, zu träumen.

Es war ein Traum. Wenn ich darüber nachdachte, fragte ich
mich, wie ich überhaupt in die Maschine gekommen war.

Zielflughafen Zürich.

Ich hatte mein Ticket mit einem Scheck bezahlt. Alles war
klar gewesen, ich war sogar durch die Kontrolle geschlüpft,
mein Ausweis hatte mir geholfen, denn ich durfte Waffen
tragen, aber nun hockte ich auf dem Sitz und merkte allmäh-
lich, daß etwas schiefgelaufen war.

Nur Weihnachtsgeschenke hatte ich einkaufen wollen.

Jetzt saß ich in der Maschine nach Zürich.

Allmählich begann mein Verstand wieder klar zu arbeiten.

Ich ließ die vergangenen Ereignisse vor meinen geistigen
Augen Revue passieren. Ich war in das Schallplattengeschäft
gegangen, um eine LP zu kaufen. Da war mir schlecht ge-
worden.

Wirklich nur übel?

Verdammt, das war doch etwas anderes. Ich wollte mich
nicht damit abfinden. Wenn ich bei klarem Verstand gewesen
wäre, dann hätte ich doch nicht so etwas getan. Auch bei einer
Übelkeit waren die normalen Reaktionen nicht lahmgelegt.
Nein, da war etwas anderes geschehen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« erkundigte sich die Stewardess freundlich.

»Wenn Sie einen Whisky hätten ...«

»Natürlich, Sir. Scotch oder Bourbon?«

»Scotch bitte.«

»Sehr gern.« Sie verschwand und kam mit einem Tablett zurück. Das Sodawasser ließ ich stehen. Langsam trank ich, und der Whisky schien meine Gedanken klargelegt zu haben, denn plötzlich wurde mir richtig bewußt, daß ich mich auf dem Flug nach Zürich befand. Zürich liegt in der Schweiz, und dort in der Nähe hielten sich die Conollys auf, um ihren Winterurlaub zu verbringen.

Zufall? Manipulation? Ich glaubte an letzteres. Man hatte mich magisch manipuliert. Irgend jemand wollte, daß ich in die Schweiz kam. Aber wer?

Ich nahm noch einen Schluck, doch die Lösung des Rätsels wurde mir nicht serviert. Plötzlich mußte ich lachen. Ich dachte daran, daß ich für den Winterurlaub in der Schweiz überhaupt nicht angezogen war. Zudem hatte ich auch nichts mit, nicht einmal Ersatzunterwäsche.

Ich bat die Stewardess zu mir und fragte sie, ob sie etwas Geld umtauschen konnte.

Das tat sie gern. Danach steckten in meiner Tasche knapp 200 Franken und einige Münzen. So war ich wenigstens nicht ohne Kleingeld. Schecks trug ich genug bei mir. Ich würde mich in diesem fremden Land durchschlagen können.

Warum die Schweiz?

Diese Frage quälte mich besonders. Noch etwas kam hinzu. Sir James und Suko waren nicht informiert. Die würden mich sicherlich überall suchen, nur nicht da, wo ich landete.

Da mein Zeitgefühl ein wenig durcheinandergeraten war, mußte ich die Stewardess nach der Landezeit fragen.

»Oh, wir sind in einer Stunde in Zürich.«

»Danke sehr!«

Von Zürich war es nicht mehr weit bis Lenzerheide. Dort

machten die Conollys Urlaub. Ich konnte sicherlich noch einen Zug erreichen, der mich zu meinem Ziel brachte.

So etwas war mir noch nie passiert. Da hatte mich doch irgend jemand überraschen können. Ob dieser Unbekannte vielleicht mit der Seelenburg zusammenhing? Auch sie hatte im Kanton Graubünden gestanden oder stand noch immer dort. Auf meiner Fahrt zu ihr war ich auch durch Lenzerheide gekommen, deshalb kannte ich mich einigermaßen dort aus. Ich erinnerte mich auch an die Einheimischen, die ich während des Falls der Seelenburg dort kennengelernt hatte.

Nur die Namen fielen mir nicht mehr ein. Den einen nannten sie Sir Archie oder so ähnlich, und der andere wurde Carlo gerufen.

Das spielte jetzt keine Rolle. Ich freute mich schon auf Bills Gesicht, wenn er mich plötzlich entdeckte. Zum Glück kannte ich den Namen des Hotels, in dem der Reporter abgestiegen war.

Irgendwie fand ich meine gute Laune zurück und mußte sogar lächeln. Die Sorgen drängte ich in den Hintergrund, völlig ausschalten konnte ich sie allerdings nicht.

Da lauerte irgend etwas in weiter Ferne, das mich, John Sinclair, beeinflußt hatte.

Ich war gerufen worden, und ich würde kommen.

Es war dämmrig geworden. Unter uns glitzerten zahlreiche Lichter. Zwischen ihnen erkannte ich einen großen dunklen Fleck.

Es war der See.

Schon mußten wir das Rauchen einstellen und uns anschnallen. Die Maschine verlor rasch an Höhe. Die Lichter wurden größer, sie strahlten durch die Dunkelheit.

Landebahnbeleuchtung strahlte rhythmisch auf.

Bodenkontakt. Das Schaukeln hielt sich in Grenzen.

Gegenschub. Dann rollten wir aus.

Ich befand mich in Zürich. Kopfschüttelnd löste ich den Gurt, als die Maschine stand; wenn mir das heute morgen

jemand bei Dienstantritt erzählt hätte, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Aber die Schwarze Magie ging oft seltsame Wege, und diesem Weg mußte ich in meinem Job folgen. Ich war so ziemlich einer der letzten Passagiere, als ich mich dem Ausgang näherte. Die Stewardess schenkte mir noch ein freundliches Abschiedslächeln und wünschte mir einen angenehmen Aufenthalt in der Schweiz.

Ob der angenehm werden würde, wagte ich zu bezweifeln. In der Zollkontrolle blieb ich hängen. Man fand natürlich meine Beretta. Ich wurde in einen Nebenraum geführt, zeigte meinen Sonderausweis und sprach mit einem hohen Beamten vom Zoll.

Dieser Ausweis öffnete mir nur in England Tür und Tor. Die Schweizer stellten sich zwar nicht stur, aber ich mußte mich zumindest registrieren lassen.

Danach bat ich um eine Verbindung mit London. Sicher hatten Sir James und Suko bereits Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich zu finden. Ich wollte sie durch den Anruf von ihren Qualen erlösen.

Beide erwischte ich in Sir James' Büro. Die Stimme des Superintendenten klang zuerst erleichtert, danach allerdings war der ärgerliche Tonfall nicht zu überhören.

»Wie kommen Sie nach Zürich?«

»Mit dem Flugzeug!« erklärte ich.

»Daß Sie nicht gelaufen sind, ist mir klar. Aber es lag kein Grund vor, so mir nichts dir nichts zu verschwinden.«

»Ich bin auch nicht freiwillig geflogen.«

»Das habe ich mir gedacht. Erzählen Sie!«

Es wurde ein ziemlich langes Gespräch, doch Sir James hörte sehr aufmerksam zu. Er zeigte sich nicht weniger überrascht als ich, sogar sein Schnaufen konnte ich vernehmen.

»Kommen Sie denn klar, John?«

»Ich hoffe es.«

»Aber Sie wissen nicht, wo Sie den Hebel ansetzen sollen?«

»Genau.«

»Soll ich Suko schicken?«

Ich dachte nach. Suko war ein guter Partner. Er konnte so manches Eisen aus dem Feuer reißen, und ich stimmte meinem Chef zu. »Sie können ihn mir aber noch eben geben.«

»Gut, ich verabschiede mich.«

»Was machst du denn für Sachen?« erkundigte sich der Chinese. »Fliegst einfach durch die Weltgeschichte?«

»So ähnlich. Komm so rasch wie möglich.«

»Und wo finde ich dich?«

»Ich werde am Flughafen sein.«

»Du weißt, daß sich die Conollys ganz in der Nähe aufhalten.«

»Klar. Vielleicht werde ich hinfahren, aber ich will erst sehen, wie sich die Sache weiter entwickelt.«

»Und das über Weihnachten!«

»Das müssen wir unter Umständen hier feiern, falls wir überhaupt dazu kommen.«

»Dann bringe ich Shao mit.«

»Das wird ein Familienfall!« Ich lachte. »Okay, du nimmst die nächste Maschine.«

»Das Gespräch war teuer«, erklärte der Schweizer Kollege, als ich den Hörer aufgelegt hatte.

»Kann ich mir vorstellen. Geben Sie mir eine Quittung.«

»Natürlich.«

Fast hundert Franken hatte ich zu zahlen. Eine stolze Summe. Hoffentlich rentierte sie sich. Ich erkundigte mich nach der nächsten Maschine aus London.

Sie landete erst am nächsten Morgen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als solange zu warten. Ich bedankte mich bei dem freundlichen Zollbeamten und mußte mir noch eine Frage gefallen lassen.

»Sagen Sie mal, Herr Sinclair, was wollen Sie eigentlich hier? Gibt es ein internationales Verbrechen, das Sie aufzuklären haben?«

»Nein.«

»Aber was wollen Sie dann?«

»Das weiß ich selbst nicht«, gab ich zurück und hob bedauernd die Schultern.

Ich löste wenig später noch einige Schecks in Bargeld um und begab mich auf die Suche nach einem Hotel. Nach Lenzerheide wollte ich am nächsten Tag fahren. Ich fand eine schicke Pension nicht weit vom Flughafen entfernt. Jetzt konnte ich eigentlich nur darauf warten, daß die andere Seite sich wieder meldete.

Und da war ich gespannt ...

Der oder die Mörder hatten kein Erbarmen gekannt. Sie mußten den weißhaarigen Langlauflehrer mit harten, spitzen Gegenständen traktiert haben, denn dessen Gesicht zeigte grauenhafte Zerstörungen.

Carlo Lai griff mit zitternden Händen nach der Zigarettenschachtel. »Wer macht denn so etwas?« flüsterte er und schüttelte immer wieder den Kopf. »Das will ich einfach nicht glauben.«

»Da sagen Sie was«, murmelte Bill.

»Das sind doch keine Menschen mehr.«

»Wahrscheinlich nicht.«

Carlo stieß den Rauch in die klare Winterluft. »Ob es die Wesen gewesen sind, die diese grünen Augen gehabt haben sollen?« murmelte er mehr zu sich selbst.

»Das kann man annehmen.«

»Aber wo finden wir sie?«

Bill deutete in die Schlucht. Sie lag wie ein dunkles, gewaltiges Loch vor ihnen. Aus dieser Finsternis hörten sie ein gewaltiges Rauschen, denn Gletscherwasser stürzte als gewaltiger Wasserfall in die Tiefe und strömte in seinem engen Flußbett durch die Schlucht.

Das Rauschen des Wassers kam dem Reporter wie ein höhnisches Lachen vor. In dieser tiefen Dunkelheit, wo er rein gar

nichts erkannte, da konnte durchaus eine Armee von Feinden lauern, die sich in irgendwelchen Schlupfwinkeln verborgen hielt und darauf wartete, daß neue Opfer auftauchten.

Obwohl Bill Conolly noch keine endgültige Gewißheit hatte, konnte er davon ausgehen. In der Via-Mala mußte etwas lauern, das eine tödliche Bedrohung darstellte. Bill Conolly glaubte sogar, den Atem des Bösen zu verspüren, einen dämonischen Pesthauch, der durch die Schlucht wehte und ihn erfaßte.

Über seinen Rücken kroch eine unsichtbare kalte Hand. Er schüttelte sich, räusperte sich ein paarmal und wandte sich um. Carlo warf seinen Zigarettenstummel weg. Er beschrieb einen glühenden Halbkreis, bevor er zu Boden fiel, dort Funken hochschleuderte und schließlich verlöschte. »Es ist wie damals«, murmelte der Leiter des Supermarktes, »wie damals ...«

»Wovon reden Sie?« fragte Bill.

»Von dieser Seelenburg und den geflügelten Monstern. Ich fand auf dem Weg nach Davos, glaube ich, eine schwerverletzte Frau. Sie trug einen Brief bei sich, dessen Absender die Frau war, die wir beide kennen. Jane Collins.«

Bill trat näher an Carlo heran. Er schaute dabei auf den Toten. Der Körper war zur Seite gerutscht, hielt sich allerdings noch aufrecht. Vor der Bank schimmerten die Eisbeulen bläulich auf dem Boden. »Jane Collins ist nicht mehr die, die Sie vielleicht von früher her kennen, Herr Lai«, sagte er.

»Wieso nicht?«

»Sie hat sich verändert.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Miß Collins wechselte die Seiten«, erklärte Bill. »Sie ist in einen dämonischen Bann geraten. Die Oberhexe Wikka hat sie unter ihre Kontrolle bekommen.«

»Was?«

»Ja, leider. Wir konnten nichts mehr tun, uns waren die Hände gebunden.«

»Und jetzt?«

»Müssen wir uns damit abfinden, daß Jane Collins unsere Feindin ist.«

Carlo war bleich geworden. Das erkannte Bill selbst in der herrschenden Dunkelheit. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, schluckte und sagte etwas, das Bill nicht verstand.

»Kommen Sie, Carlo, hier haben wir nichts mehr zu suchen. Wir müssen die Polizei alarmieren.«

»Natürlich.«

»Gibt es hier eine Mordkommission? Ich meine in Thusis.«

»Kaum, die Leute sitzen in Chur.«

»Dann müssen sie eben herkommen.«

»Die werden sich freuen. Das ist eine verdamnte Strecke«, erklärte der Einheimische. »Aber was soll's?«

Wenig später saßen sie wieder im Wagen des Mannes aus Lenzerheide und fuhren die Strecke zurück. Bill gab sich sehr schweigsam, auch Carlo sagte nicht viel. Er fuhr jetzt sogar langsamer und vorsichtiger, denn irgendwie hatte er einen Schock erlitten.

Von einer Telefonzelle aus alarmierten sie die Polizei, und Bill rief noch im Hotel an, denn er wollte Sheila Bescheid sagen, daß es doch länger dauern würde.

»Ich hatte es mir schon gedacht«, sagte seine Frau. »Können wir den Urlaub in den Wind schreiben?«

»Hoffentlich nicht. Wie es allerdings aussieht, werde ich wohl John Bescheid geben müssen.«

»Ist es so schlimm?«

»Es kann noch schlimmer werden«, erklärte Bill und verabschiedete sich von seiner Frau.

Als er die Zelle verließ, zeigte sein Gesicht einen harten Ausdruck. Sie hatten Urlaub machen wollen, jetzt steckten sie wieder bis zum Hals in einem neuen Fall.

Es war wirklich zum Heulen ...

»Nun, hat es Ihnen geschmeckt?« fragte die nette Wirtin, als sie den Teller abräumte.

Ich deutete auf meinen Magen. »Geschmeckt ist gar kein Ausdruck. Es war köstlich.«

»Möchten Sie kein Dessert mehr?«

Ich rang die Hände. »Um Himmels willen, nein. Ich möchte mich ja nicht überfressen.«

Die Wirtin lächelte und ging. Ich saß in der Ecke der gemütlichen Gaststube. Die Zimmer befanden sich in der ersten Etage. Es waren kleine Räume, aber pieksauber. Lampen, die von der Decke herabhingen und mit Stoffschirmen versehen waren, gaben einen gemütlichen Lichtschein ab. In dieser Gaststätte konnte man sich wohlfühlen.

Zur Verdauung trank ich noch einen Pflümlischnaps, streckte die Beine aus und spürte die wohlige Mattheit, die allmählich durch meinen Körper kroch.

Ich hatte es nach all den Aufregungen verdient, mich einmal ausruhen zu können. Dieser unfreiwillige Flug steckte mir noch in den Knochen, und ich begann abermals, darüber nachzudenken, und ich wollte auch die näheren Umstände analysieren.

Das gelang mir nicht. Meine Gedanken schweiften immer ab. Ich hatte Mühe, sie überhaupt zu formulieren. Für mich war es am besten, wenn ich nach oben ging und mich hinlegte.

Es kostete mich bereits Überwindung aufzustehen und durch den Gastraum zu gehen. Die Wirtin saß mit zwei Einheimischen am Tisch und unterhielt sich.

»Wollen Sie schon hoch?« fragte sie mich, als ich die drei Leutchen passierte.

»Ja, ich bin zu müde.«

»Dann schlafen Sie gut, Herr Sinclair.«

»Das werde ich auch.«

Die alten Holzstufen knarrten, als ich die Treppe hochschritt. Auf dem Gang oben brannten zwei kleine Steh-

leuchten. Ich mußte genau schauen, um meine Zimmernummer zu erkennen.

Es war das fünfte Zimmer.

Als ich den Raum betrat, fröstelte ich im ersten Augenblick, denn ich hatte das Fenster nicht geschlossen, und die kühle Luft war in das Zimmer gedrungen. Eine Ecke hatte man abgeteilt. Dort befand sich die kleine Dusche. Eine Extra-Toilette gab es nicht. Da mußte ich bis ans Ende des Ganges laufen. Ich stellte mich ans Fenster und schaute nach draußen. Zahlreiche Lichter schimmerten noch durch die Finsternis. Sie grüßten wie ferne Sterne. Ich schaute auf die Uhr. Eigentlich war es noch früh, aber ich mußte am anderen Tag zeitig aufstehen, da war es schon besser, wenn ich mich jetzt ins Bett legte.

Eine Zahnbürste hatte ich mir noch besorgt. Auch frische Unterwäsche und einen Faltkoffer. Langsam entkleidete ich mich. In der Unterwäsche legte ich mich aufs Bett und freute mich über das dicke Kissen. Ich löschte die Nachttischlampe und blieb auf dem Rücken liegen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt.

Obwohl ich müde war, konnte ich keinen Schlaf finden.

Zuviel war in den letzten Stunden geschehen. Die Ereignisse wiederholten sich und rollten noch einmal vor meinem geistigen Auge ab. Ich sah mich wieder im Schallplattengeschäft, dann im Flugzeug und dachte auch an die plötzliche Schwäche, die mich überfallen hatte.

Das hatte keine normale Ursache.

Ohne es eigentlich zu wollen, hatte ich den Namen Zürich genannt. Wenn ich im nachhinein überlegte, gab es überhaupt keinen Grund, hierherzufahren.

Man hatte mich gelockt!

Wer?

Befanden sich die Conollys vielleicht in Gefahr? War mit ihnen etwas geschehen?

Wie ich es auch drehte und wendete, zu einem Ergebnis gelangte ich nicht. Bis plötzlich etwas passierte.

Eine Stimme war da.

In meinem Gehirn klang sie auf. Ein Fremdkörper innerhalb meiner Gedanken. Und diese Stimme lockte mich nicht nur, sie lachte mich irgendwie aus.

>Jetzt bist du in der Nähe, John Sinclair!<

Ich zuckte hoch, setzte mich hin, und mein erster Griff galt dem Silberkreuz.

Da tat sich nichts. Es hatte sich nicht einmal erwärmt, sondern lag glatt und kühl auf meiner Haut.

>Ich grüße dich, Geisterjäger! <

Verdammt, die Stimme kannte ich. Natürlich, wer da zu mir gesprochen hatte, war keine geringere als die ehemalige Detektivin Jane Collins!

Das war ein Hammer. Automatisch fiel ich aus der unbequemen Lage zurück und dachte an Jane. Aus welchem Grunde hatte sie mich gerufen? Wollte sie mir ans Leder?

>Ich freue mich, daß du gekommen bist, John. Ich freue mich sehr. Du kannst gar nicht anders, als mir zu gehorchen. Und ich habe bereits einen Platz zum Sterben für dich ausgesucht! < Sterben sollte ich.

Wo? Und durch wen? Durch Jane? Sie haßte mich. Sie haßte mich mit all der Kraft ihrer dämonischen Seele. Davon mußte ich ausgehen.

Ich befand mich in der Schweiz. Die Seelenburg lag nicht einmal weit entfernt von hier. Ob dieser Fall und das geheimnisvolle Auftreten der Jane Collins damit etwas zu tun hatte? Das war möglich.

Vielleicht konnte ich mit ihr sprechen. Ich konzentrierte meine Gedanken auf sie. Die Müdigkeit war verflogen. Schwarze Magie hatte mich wieder hellwach werden lassen.

Ich starrte in die Dunkelheit des Zimmers. Mir gegenüber befand sich die Wand, links ging es zur Tür, rechts vom Bett schimmerte ein helleres Rechteck, das Fenster.

Außer mir befand sich niemand im Raum. Und doch war etwas vorhanden. Ein schleichendes, magisches Gift, das ich

genau spürte und das durch alle Wände und Ritzen zu mir hinkroch. Die Atmosphäre veränderte sich. Sie wurde drohender, beklemmender. Da war etwas in unmittelbarer Nähe, und es lauerte darauf, zuschlagen zu können.

Ich saß zwar nicht aufrecht im Bett, aber ich war gespannt und auch bereit, sofort aufzuspringen, sollte ich aus der Dunkelheit angegriffen werden.

Dann sah ich das Schimmern.

Nicht am Fenster, sondern mir gegenüber, wo sich die Wand befand, an der der schmale Schrank stand. Die Magie konzentrierte sich auf genau den Fleck, denn aus dem Hellen wurde allmählich ein rötliches Gebilde.

Ich hielt den Atem an, denn das Gebilde nahm menschliche Formen an.

Ein Geist.

»John Sinclair!« Die Stimme war ein Hauch, der mir entgegenwehte. Sie lockte, sie war gleichzeitig voller Haß und Bössartigkeit, und ich kannte sie, denn Jane Collins war gekommen.

»Jane?« fragte ich. Als ich den Namen ausgesprochen hatte, schlug mein Herz schneller.

»Ja, ich bin hier, John.«

»Verdammt, Jane, was soll das?«

»Freust du dich nicht, daß ich gekommen bin, John? Du hast doch Sehnsucht nach mir gehabt.«

Ich schüttelte den Kopf. Vor meinen Augen lief etwas Unheimliches ab. Ich fand keine Erklärung dafür, aber daß es Jane war und keine Halluzination, stand außer Zweifel.

»Was willst du?«

»Dich besuchen, John. Mein Geist kommt zu dir. Und er will dir erklären, was mit dir geschehen wird.« Sie lachte leise, was bei mir einen Schauer verursachte. »Du sollst begraben werden, John. Die Schlucht wartet auf dich. Die Via-Mala wird zum Schrecken. Sie hat nichts von dem verloren, was sie einmal war. Sie ist gefährlich, grausam, und in ihr lauern die

Geister der Urzeit. Wir haben sie erweckt, sie gehorchen unserer Magie, denn Wikka ist mächtig.«

Ich hätte es mir denken können. Die oberste Hexe war also auch mit im Spiel.

Wikka!

Klar doch. Wo sich Jane Collins befand, da war auch Wikka nicht weit. Die beiden gehörten zusammen wie Pech und Schwefel. Da ließ die eine auf die andere nichts kommen, denn Jane war nicht nur eine gelehrige, sondern auch Wikkas bisher beste Schülerin.

Sie sprach weiter. Es war allerdings mehr ein Zischen, das mir entgegenklang. »Du bist unserem Ruf sehr wohl gefolgt, Wir haben durch die Magie der Erdgeister dafür gesorgt, daß dies geschehen konnte. Wir trafen dich hart, du warst verloren. Entfernungen spielen dabei keine Rolle, denn unsere Magie ist stark. Und du wirst uns folgen. Die Schlucht soll zu deinem Grab werden ...«

»Wer lauert in der Schlucht?«

»Die Bergdämonen. Gierige Teufel, die sich besonders über Menschen freuen. Willst du sie sehen?«

»Ich verzichte!«

»Ich habe sie aber mitgebracht«, sagte Jane und lachte leise bei ihren Worten.

Im nächsten Moment veränderte sich die Lage gedankenschnell zu meinen Ungunsten. Bevor ich eingreifen konnte, sah ich die beiden Augenpaare rechts und links der Detektivin schimmern. Es waren rotgelbe Augen, und ich glaubte auch, Körper zu erkennen.

Sofort drehte ich mich um, streckte den Arm aus, und meine Hand fand den Lichtschalter.

Es wurde hell.

Diesmal hatte ich es nicht mit einer Geistererscheinung zu tun. Die beiden Dämonen waren echt. Und sie griffen mit teuflischer Raffinesse an ...

Vom Eingang der Schlucht her bis zum Fundort der Leiche war alles hell erleuchtet. Die Männer der Mordkommission hatten ihre starken Jupiterlampen mitgebracht, die jeden Quadratzentimeter des Bodens ausleuchteten.

Selbst die Beamten der Mordabteilung waren geschockt, als sie die Leiche sahen. Walter Rügi mußte schrecklich gelitten haben, bevor er endlich gestorben war.

Natürlich hatten die Männer Fragen. Bill und Carlo jedoch wollten nicht alles sagen. Ihren Verdacht behielten sie für sich, denn sie wollten die Pferde nicht scheu machen, wobei fraglich war, ob die Polizisten ihnen überhaupt geglaubt hätten. Zudem hatten sie keinerlei Beweise. Sie waren nur auf Vermutungen angewiesen. Wesen mit gelbroten Augen hatten sie nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht hätte ihnen Walter Rügi mehr darüber erzählen können, doch er war tot.

Der Leitende Kommissar hieß Quinter. Er war ein Mann im mittleren Alter, trug einen Oberlippenbart und eine dünne Goldrandbrille. Bill Conolly und Don Carlo wurden im Wagen des Beamten vernommen.

»Sie haben die Leiche also gefunden?« stellte der Polizist fest.

»Ja.«

»Hatten Sie einen besonderen Grund, zur Schlucht zu fahren?«

Beide hatten gewußt, daß diese Frage gestellt werden würde, deshalb hatten sie sich die Antwort schon vorher zurechtgelegt.

»Den hatten wir in der Tat, Herr Kommissar«, erwiderte Carlo Lai.

»Und welchen?«

»Wir wollten den Ermordeten sprechen.«

»Gab es einen Grund für das Treffen?«

Bill und Carlo schauten sich an. Als der Mann aus Lenzerheide nickte, sagte Bill: »Allerdings, auch dafür hatten wir einen Grund.«

»Dann bitte.« Der Polizist blieb freundlich. Er war aber auch hartnäckig.

Diesmal antwortete Carlo Lai. »Walter Rügi wollte uns etwas zeigen, Herr Kommissar.«

»Und was?«

»Das wissen wir leider nicht.«

Quinter nahm die Brille ab und reinigte die Gläser. Er schaute dabei nur auf das Gestell, aber er sprach trotzdem weiter und sagte zu den beiden Männern: »Irgendwie kann ich Ihnen nicht so recht glauben, was Sie mir da gesagt haben.«

»Weshalb nicht?« fragte Bill.

Quinter setzte die Brille wieder auf und zwinkerte. »Ganz einfach, weil man normalerweise nicht ohne Grund in dieser kalten Winternacht losfährt. Ohne triftigen Grund meine ich.«

»Den hatte der Mann sicherlich, nur welchen?«

Der Kommissar winkte ab. »Hören Sie auf. Rügi wird Ihnen doch eine Andeutung gemacht haben.«

»Hat er nicht.«

»Und Sie fahren einfach so los?«

Carlo Lai rückte ein wenig mit der Wahrheit heraus, als er erwiderte: »Es war so, in dieser Schlucht ist heute jemand verunglückt. Der Mann ist nach meinen Informationen gestorben. Da ich mich für einen Teil der Sicherheit in den Bergen verantwortlich fühlte, wollte ich mir die Sache einmal ansehen. So genau war es.«

»Das ist immerhin etwas«, antwortete der Kommissar.

Danach schaute er Bill an. »Und Sie?«

»Ich bin nur mitgefahren, da ich Herrn Lai kenne. Meine Familie und ich machen Urlaub in Lenzerheide.«

»Wo?«

»Im Hotel Sonnenstern.«

»Sie bleiben noch über die Feiertage, nicht wahr?«

»Keine Angst, Kommissar. Wenn Sie Fragen haben, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Sehr großzügig.«

»Ist sonst noch etwas?« erkundigte sich Carlo Lai.

»Nein, vorerst nicht. Da ich Ihre Personalien habe, können Sie wieder fahren.«

»Danke.« Die beiden Männer verließen den Dienstwagen des Polizeibeamten.

Draußen atmete Bill tief durch, bevor er leise sagte: »Ich dachte schon, Sie hätten unsere Vereinbarung gebrochen.« Carlo schüttelte den Kopf. »Nie. Aber wir mußten dem Kommissar einen Köder hinwerfen. Quinter ist bekannt für seine Hartnäckigkeit. Wenn der sich einmal in eine Spur verbissen hat, läßt er so leicht nicht mehr los. Das hat sich inzwischen herumgesprochen.«

Soeben wurde die Leiche abtransportiert. Da die Männer das Licht der Scheinwerfer durchbrachen, leuchteten die hellen Strahlen den Toten für einen Moment an.

Er bot ein so grauenhaftes Bild, daß Bill und Carlo sich abwandten.

»Nein«, flüsterte Carlo, »das können keine Menschen getan haben. So etwas nicht.«

Auch die Beamten der Mordkommission waren davon überzeugt. Sie unterhielten sich über den Fall. Der Arzt meinte:

»Das habe ich noch nie gesehen. Als wäre der Mann von irgendwelchen Tieren angegriffen worden.«

»Er hätte uns nicht geglaubt«, sagte der Reporter und meinte damit den Kommissar. »Wirklich nicht, deshalb haben wir auch nichts verschwiegen.«

»Wenn Sie das sagen. Kommen Sie, Bill! Ich will mir hier nicht die Füße abfrieren.«

»Dann wollen Sie sich nicht die Schlucht weiter ansehen?«

»In der Nacht? Nein, das ist mir zu gefährlich.«

Bill hob die Schultern. »Ich bin immer der Ansicht, daß eine Spur nicht kalt werden darf.«

»Soll das heißen, daß Sie es noch versuchen wollen?«

»Mal sehen. Die Beamten fahren ja weg. Um uns kümmert sich niemand.«

In der Tat bauten die Männer die Lampen wieder ab und packten die Geräte ein.

Zwei helle Auspuffwolken hinter sich herziehend, rauschten die Fahrzeuge davon.

Bill und Carlo standen am Gitter. Bis auf das aus der Tiefe klingende Rauschen des Wassers war es still geworden. Der Reporter starrte in die Tiefe.

Unheimlich und drohend erschien sie ihm. Kein Licht brannte in der Via-Mala. Sie bot Verstecke für eine halbe Armee. Die Wände stiegen grau und gefährlich in den dunkelblauen Winterhimmel. Wo sie aufhörten, zeichneten sich Schatten ab.

Carlo trat neben den Reporter. »Kommen Sie, Bill, es hat keinen Sinn, hier herumzustehen.«

Conolly schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Er muß irgend etwas entdeckt haben.«

»Ja, der Schwerverletzte sprach auch von diesen Wesen.«

»Das meine ich nicht. Ihr Langlauflehrer hat sicherlich etwas gefunden, das sich ganz in der Nähe aufhält.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Hätten wir ihn sonst auf der Bank gefunden, die sich ziemlich dicht am Eingang befindet?«

»Das stimmt auch wieder«, gab Carlo zu.

»Wir brauchen ja nicht in die Schlucht hinabzusteigen, sondern können nur ein kleines Stück nach unten gehen.

Vielleicht finden wir Spuren. Möglicherweise zeigen sie sich auch.«

»Diese Wesen?«

»Natürlich.«

»Daran will ich nicht so recht glauben«, erwiderte der Leiter des Supermarktes. »Nein, ich kann es mir nicht vorstellen.«

»Ich schaue nach. Geben Sie mir bitte die Lampe.«

»Nicht nötig, Bill.« Carlo stieß die Worte hastig aus. »Sehen Sie mal dort.« Er streckte den rechten Arm aus und deutete schräg in die Tiefe der Schlucht.

Bill hielt den Atem an. Ein unheimliches Bild bot sich seinen Augen. In der Tiefe der Schlucht und innerhalb der Schwärze lauerten zwei rotgelbe Augenpaare. Die Entfernung war wegen der Dunkelheit schlecht zu schätzen.

Starr und reglos saßen sie da. »Geben Sie mir Ihre Lampe!« flüsterte Bill.

»Aber Sie wissen doch nicht ...«

»Mensch, mach schon!« Bill war plötzlich aufgeregt. Ohne die Augenpaare aus dem Blick zu lassen, griff er nach rechts und nahm Carlo Lai die Lampe aus der Hand.

Bill brachte seinen Arm hoch, legte ihn auf die Brüstung und leuchtete schräg in die Tiefe.

Der weißgelbe Speer durchschnitt die Dunkelheit, berührte auch das Geländer, ließ Metall dabei hell schimmern, tastete sich an den rauhen, zerklüfteten Felswänden entlang, wurde von Bill ein wenig geschwenkt und fand sein Ziel.

Verschwommen, aber dennoch zu erkennen, riß er die Umrisse der beiden Wesen aus der Finsternis.

»Das gibt es doch nicht«, stöhnte Don Carlo und schüttelte den Kopf.

Bill schwieg. Wie Carlo schaute er sich die beiden Wesen an und mußte deren Existenz erst einmal verkraften.

Sie hatten längst nicht die Größe eines Menschen. Nicht einmal halb so groß. Bill und Carlo erinnerten sie mehr an Affen, denn sie wiesen ein ähnliches Fell auf. Von den Gesichtern sahen die Männer nicht viel, nur diese seltsamen rotgelben Augen, die unverwandt in ihre Richtung starrten.

Nachdem Bill seine erste Überraschung verkraftet hatte, fragte er den Einheimischen: »Haben Sie diese Wesen schon mal gesehen?«

»Nein ...«

»Aber?«

Carlo hob die Schultern. »Verdammt, was ich denke, darf eigentlich nicht wahr sein ...«

»Reden Sie schon!«

»Also, diese Wesen oder Tiere kommen in den alten Geschichten vor.«

»In welchen?«

»Die man sich in den einsamen Bergdörfern erzählt. So wurden immer die Bergdämonen beschrieben, die einsame Wanderer überfielen und sich an ihnen labten.«

»Was sagen Sie da?« Bill ruckte herum. Der Lampenstrahl machte die Bewegung mit. Er leuchtete nicht mehr auf sein erstes Ziel, sondern schräg in die Tiefe.

»Ja, haben Sie noch nie davon gehört?«

»Wie sollte ich?«

»Ich habe es auch für eine Legende gehalten, aber jetzt ...« Carlos Stimme zitterte. Der Mann zweifelte fast an seinem Verstand. »Wenn es den Legenden nach geht, dann liegen diese Wesen normalerweise in einem tiefen Schlaf. Aber jetzt hat sie irgend etwas erweckt. Und es muß schon ein großes Ereignis gewesen sein, denn so leicht lassen sich die Bergdämonen nicht locken.«

»Wissen Sie noch mehr darüber?« fragte Bill und leuchtete wieder dorthin, wo die Wesen hockten. Oder besser: wo sie gehockt hatten!

Sie waren verschwunden.

»Ja, sie sollen besondere Kräfte haben.«

»Welche?«

»Geistige Kräfte, wenn man die alten Geschichten richtig interpretiert. Sie sollen die einsamen Bergwanderer beeinflussen können, sie vom rechten Weg ablenken, damit sie in ihre Fallen gehen.«

»Und jetzt sind sie verschwunden«, stellte Bill fest. »Oder sehen Sie noch welche?«

»Nein.«

Die Männer warteten noch. Sie hörten nur das Rauschen des Wassers, sonst keinerlei Laute oder Geräusche.

»Wollen Sie noch immer in die Schlucht steigen?« erkundigte sich der Mann aus Lenzerheide.

»Jetzt nicht mehr.«

»Wir wären auch in die Falle der Bergdämonen getappt. Sie hätten unser Denken beeinflußt sie hätten ...« Er sprach nicht mehr weiter, denn was er zu sehen bekam, verfolgte auch der Reporter Bill Conolly mit staunenden Augen.

Ungefähr dort, wo sich die beiden Bergdämonen aufgehalten hatten, erhellte sich die Dunkelheit. Eine Gestalt war zu erkennen. Sie schimmerte weißlich rot, als würde sie von einem seltsamen Lichtkranz umgeben.

»Ein Geist«, wisperte Carlo und bekreuzigte sich. Seine Augen hinter der Brille waren weit aufgerissen, und er klappte mit den Zähnen.

»Den Geist müßten Sie kennen«, sagte Bill.

»Wieso?«

»Es ist Jane Collins!«

Ich mußte mich kurzerhand aus dem Bett rollen lassen, sonst hätten mich die beiden Teufel mit den rotgelben Augen glatt erwischt.

Sie sprangen auf das Bett, ich spürte ihr Gewicht noch an den Füßen, und im nächsten Augenblick schlug ich auf die vor dem Bett liegende Fußmatte. Meinen rechten Arm hatte ich dabei ausgestreckt, die Finger packten die Kleidung, die auf dem Stuhl lag, und ich riß das Zeug von der Sitzfläche. Nach meiner Beretta schnappte ich vergeblich, denn die lag ungünstig, dafür fiel mir der Dolch in die Finger.

Ich mußte ihn erst aus der Scheide ziehen. Es war nicht einfach, denn ich lag, und die Scheide war stramm. Dabei rollte ich mich zur Seite.

Ein Wesen hockte auf dem Bett. Wo sich das zweite versteckt hielt, konnte ich nicht erkennen, aber dieser kleine Dämon schaute mich über die Kante hinweg an.

Und dann spürte ich seine Kraft.

Der seltsame Dämon schien Telepathie zu beherrschen. Seine

Geisteskraft war ungemein stark, denn ich registrierte in meinem Hirn die fremden Gedanken.

Wie in dem Schallplattenladen!

Nur wollten sie mich diesmal nicht locken, sondern ausschalten, und dagegen stemmte ich mich an.

>Nimm den Dolch und stoß ihn dir in die Brust!<

Es war ein Befehl, der mir da entgegenschwang. Eine harte Forderung, der ich folgen mußte, denn ich hatte nicht die Kraft, mich dagegen aufzulehnen.

Halb auf dem Boden liegend und halb aufgestützt, brachte ich meine rechte Hand in die Höhe und drehte sie dabei so, daß die Spitze des Dolches auf meine Brust zeigte.

Die Waffe war geweiht. Sie zerstörte Dämonen, aber sie konnte auch mich töten.

Es kam zu einem Kampf. Als ich mit den Blicken die Dolchspitze genau fixierte, ging ein Ruck durch meinen Körper. Für einen Moment hatte ich wieder die Kontrolle über mich selbst, schaltete das Fremde einfach aus und versuchte, mich auf den Gegner zu konzentrieren.

Ich wollte die Hand wieder herumdrehen. Zur Hälfte klappte es, als das auf dem Bettrand hockende Wesen Verstärkung von seinem Artgenossen erhielt. Ich hatte es nicht gesehen, aber jetzt war es zu einer Verdoppelung und Verstärkung gekommen.

Konnte ich da noch mithalten?

Bevor sich das zweite Wesen ebenfalls voll und ganz auf mich konzentrierte, sammelte ich noch einmal alle Kräfte und warf mich vor.

Ich explodierte förmlich, streckte den Arm, und der Dolch in meiner Hand bildete die Verlängerung.

Einer dieser widerlichen Dämonen kam noch einmal davon, den zweiten aber erwischte ich voll.

Dicht über die Bettkante hinweg glitt meine Hand, bevor die Klinge das Ziel traf.

Der Dämon mit dem struppigen Fell und den rotgelben

Augen, der mich so sehr an einen Affen erinnerte, riß sein Maul auf. Es wurde zu einer runden Öffnung, in deren oberer Hälfte etwas schimmerte.

Zwei spitze, weiße Zähne waren es, ähnlich wie bei den Vampiren, nur wuchsen sie bei ihm nicht rechts und links des Oberkiefers, sondern mehr in der Mitte.

Er brüllte.

Da ich mich dicht in seiner Nähe befand, hörte sich das Kreischen überlaut an. Es wurde gleichzeitig zu einem häßlichen Fauchen, und dann glühte der Körper von innen her auf. Der Vergleich mit einer heißen Schmelze fiel mir ein. Ich zog hastig den Dolch zurück, und das war mein Glück, denn im Gegensatz zu vielen anderen Dämonen zerfiel dieses Wesen nicht zu Staub, sondern wurde zu Stein.

Vor meinen Augen versteinerte es. Die Reste nahmen ungefähr die Form eines Quadrats an, bevor sie still auf dem Bett liegenblieben.

Ich hatte einen ersten Sieg errungen. Über Wesen, die mir bisher völlig unbekannt gewesen waren.

Noch lebte der zweite.

Wo steckte er?

Ich schaute mich um. Da die Nachttischleuchte brannte, konnte ich das Zimmer einigermaßen überblicken.

Nur den Dämon sah ich nicht. Er hatte den Raum nicht verlassen, das wäre mir aufgefallen, also mußte er noch da sein. Vielleicht versuchte er auch, einen Überraschungsangriff zu starten.

Dämonenjagd in Unterhose. Das war mir auch noch nicht passiert. Obwohl es lächerlich aussah, schmälerte es die Gefahr keineswegs. Der zweite Dämon würde wesentlich vorsichtiger sein. Er war durch den Tod seines Artgenossen gewarnt.

Um den Schalter der Hauptleuchte zu erreichen, mußte ich bis an die Tür und damit quer durch das Zimmer. Diese Gefahr war zu groß, deshalb mußte die kleine Lichtquelle reichen.

Da hörte ich das Knacken. Es war ein Geräusch, das entsteht, wenn Glas bricht. Sofort fuhr ich herum und sah gerade noch, wie die Birne der kleinen Lampe mit einem Knall auseinanderflog und die Splitter in den Raum spritzten.

Das hatte mir noch gefehlt.

Dunkelheit.

Jetzt mußte ich doch zum Schalter.

Als ich das Sirren hörte, sprang ich zur Seite. Zum Glück, denn ein Band von der Gardine hatte sich gelöst und Kurs auf meinen Hals genommen. Es hätte mich erwürgen können.

Den Dämon sah ich noch immer nicht, dafür kam mir jetzt eine gewisse Idee. Neben dem Schrank duckte ich mich zu Boden und dachte über meine Folgerung nach.

Diese seltsamen Dämonen beherrschten nicht nur die Telepathie, sie konnten auch kraft ihrer Gedanken Gegenstände bewegen. Die Gardinenschnur war der Beweis dafür.

Und dann kippte das Bett.

Meine Augen wurden groß, als ich im wenigen Licht, das durch das Fenster fiel, sah, wie das Bett allmählich am Kopfende in die Höhe schwebte und hochkant gestellt wurde. Kontinuierlich ging dies weiter, der kleine Dämon legte keinerlei Pause innerhalb seines geistigen Kraftakts ein.

Sein Ziel war klar. Er wollte mir das Bett entgegenkippen und mich damit kampfunfähig machen.

Nur - wo steckte er?

So sehr ich auch nach ihm Ausschau hielt, entdecken konnte ich ihn nicht.

Bis sich der Schrank bewegte. Bisher hatte er mir Deckung gegeben, nun ruckte er zur Seite.

Es wurde gefährlich.

Ich sprang auf das hochkant stehende Bett zu und preßte mich gegen die Unterseite. So wollte ich es wieder zurückkippen, doch der Dämon gab mir keine Chance. Er setzte seine Gegenkraft ein, und ich hatte das Nachsehen.

Hastig sprang ich zurück und gleichzeitig zur Seite, damit

ich nicht von dem Bett getroffen wurde. Doch es blieb in der Lage.

Im nächsten Augenblick erkannte ich die ganze Raffinesse des Plans. Es war ein Zufall, daß ich es überhaupt entdeckte, weil ich wieder zum Bett hinschaute.

Genau an der Kante sah ich etwas Dunkles. Beim genaueren Hinschauen nahm es Umrisse an.

Die einer Pistole.

Es war meine Beretta, die da in der Luft schwebte, von unheimlichen Kräften gehalten. Noch wies die Mündung nicht genau auf mich, und ich wollte auch nicht warten, bis sich das änderte, sondern hechtete zur Seite in Richtung Tür. Doch ich hatte kaum Kontakt mit dem Boden bekommen, als die Waffe schon krachte.

Ich hörte das zweimalige Peitschen und vernahm die Einschläge der Kugeln, wie sie in Wand und Boden klatschten, dann hatte ich mich soweit überrollt, daß ich mich auf die Knie aufrichten und gegen den Lichtschalter schlagen konnte.

Es wurde hell.

Im selben Augenblick flogen die beiden Türen des Schrankes auf. Heraus stürzte das dämonische Wesen mit den gelbroten Augen, es hatte meiner Beretta den Befehl gegeben, die Richtung abermals zu ändern, und wieder mußte ich schneller sein.

Ich war es.

Der Dämon war zu Boden gesprungen, wollte sich weiter voranwuchten, als der Dolch bereits unterwegs war.

Ich hatte sehr gut gezielt. Mit dem Dolch war ich fast ebenso sicher wie mit der Beretta. Der zweite Dämon war nicht schnell genug. Er bemerkte die Gefahr zwar, wollte sich zur Seite wuchten, aber die Waffe war schneller als er.

Sie traf.

Es schüttelte das Wesen regelrecht durch. Zwischen Schrank und dem hochgekanteten Bett blieb es stehen, und abermals begann das unheimliche Glühen, das sich gedan-

kenschnell ausbreitete und seinen gesamten Körper erfaßte. Mich hielt nichts auf dem Fleck. Wie ein Pfeil schoß ich heran, riß den Dolch aus dem Körper und zuckte rechtzeitig genug zurück, denn das Bett fiel wieder in seine alte Lage. Dabei krachte es auf einen Stein. Das genau war aus dem Wesen geworden.

Ein unscheinbarer grauer Stein.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Die Ruhe nach dieser harten Auseinandersetzung tat gut. Als ich mich bückte und die Beretta an mich nehmen wollte, hörte ich die Schritte. Der Krach, den die Auseinandersetzung mit sich gebracht hatte, war nicht ungehört geblieben. Heftiges Klopfen an der Tür ließ mich herumfahren. Ich streifte meinen Mantel über und hörte schon die Stimme der Wirtin.

»Was ist denn passiert? Weshalb ist es so laut?«

Ich öffnete die Tür spaltbreit. Die Wirtin hatte Verstärkung mitgebracht. Es waren die beiden Männer unten aus der Gaststätte. Wie zwei Wächter standen sie hinter der kleineren Frau.

Ich lächelte, damit die Frau beruhigt wurde. »Es ist alles in Ordnung«, erklärte ich.

»Und der Krach?«

»Mir ist etwas umgefallen. Reine Ungeschicklichkeit von mir. Tut mir leid, gnädige Frau. Kann ja mal passieren, oder?«

»Natürlich, danke. Und eine angenehme Nacht noch.«

»Ihnen auch.«

Ich schloß die Tür, ging zurück ins Zimmer und ließ mich auf die Bettkante fallen. Das war gerade noch einmal gutgegangen. Die Frau hätte auch mißtrauischer sein können, dann hätte ich dumm dagestanden. Die Kugeln sammelte ich auf. Silber ist teuer, und man konnte die Geschosse wieder einschmelzen.

Ich dachte nach. Jane Collins stand mit diesen seltsamen Wesen in einer gewissen Verbindung. Was hatte die beiden zusammengetrieben? Das konnte ich beim besten Willen nicht raten.

Es war spät geworden. Ein paar Stunden Schlaf wollte ich noch bekommen.

Ich träumte schlecht. Immer wieder sah ich diese kleinen, widerlichen Dämonen vor mir.

Und ihre Spur würde mich sicherlich zu Jane Collins bringen ...

»Verdammt Bill, Sie machen Witze!« keuchte Carlo Lai und schüttelte sich.

»Leider nicht«, erklärte der Reporter. »Die Gestalt existiert. Schauen Sie genau hin.«

Lai nickte.

Auch er sah dieses unheimliche Wesen, das sich in der Schlucht aufhielt und sich nicht von der Stelle rührte. Es blieb lauernd stehen, nahm noch einmal an Intensität zu, um anschließend zu verblassen.

Don Carlo schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es nicht«, keuchte er. »Verdammt, das begreife ich nicht. Wie ist es möglich, daß ein Mensch sich so ...«

»Erwarten Sie von mir keine Antwort«, gab Bill Conolly zurück. »Auch ich bin überfragt.«

»Sind Sie denn sicher, daß es Jane Collins war und nicht irgendeine Halluzination?«

»Absolut.«

»Dann weiß ich nicht, was ich dazu noch sagen soll«, gab der Mann ehrlich zu. »Sie denn?«

»Kaum. Aber man könnte es vielleicht mit dem Wort Magie erklären.«

»Schwarze Magie?«

»Sicher, denn das, was wir gesehen haben, ist darauf aus, zu vernichten. Sie haben es ja bei Walter Rügi erlebt. Die andere Seite kennt keine Gnade.«

»Da haben Sie recht.« Carlo drehte sich um. »Im nachhinein bin ich froh, nicht in die Schlucht gestiegen zu sein.«

»Fragen Sie mich mal. Ich glaube kaum, daß wir da noch lebend rausgekommen wären.«

»Die Selbsterkenntnis ehrt Sie«, erwiderte Carlo, griff in die Tasche und holte die Wagenschlüssel hervor. Sie hatten nur ein paar Schritte zu laufen und mußten dabei auch an der Andenkenbude vorbei.

Als sie den abgestellten Mercedes bereits erkennen konnten, geschah das Unerwartete.

Bill sah es zuerst. »Verdammt, Ihr Wagen bewegt sich!«

»Was?« Carlo blieb für einen Moment stehen und starrte auf das Fahrzeug. »Den will doch keiner stehlen.«

»Nein, das nicht, aber mir kommt es vor, als würde jemand darin sitzen und schaukeln.«

Carlo begann zu laufen.

Hinter dem Wagen begann der Tunnel. Bill konnte in das schwarze Loch sehen und entdeckte das gelbrote Augenpaar in der Schwärze.

Da lauerte eine dieser Bestien.

»Vorsicht, Carlo!« Bills Schrei gellte hinter dem Mann her und erreichte ihn gerade noch rechtzeitig. Als Carlo Lai stoppte, da erhob sich vor seinen Augen der Mercedes in die Luft.

»Neeeiinn!« brüllte Carlo, schlug die Hände vor sein Gesicht und wankte zur Seite, bis er von dem Gitter gestoppt wurde. Er schüttelte den Kopf, blickte durch seine gespreizten Finger und erlebte einen schrecklichen Horror.

Der schwere Mercedes wurde zum Spielball dämonischer Kräfte. Ausgerechnet der Wagen, an dem Carlo so hing. Das Fahrzeug schwebte bereits so hoch über der Straße, daß es mit dem Dach des Kiosks abschloß.

Der schwere Mercedes geriet in einen wirbelnden Kreis, und nichts konnte ihn mehr stoppen. Bill Conolly konnte sich nicht mit Herkules vergleichen, dem es ein Leichtes gewesen wäre, den Mercedes aus der Luft zu holen und zwischen die Felsen oder in die Schlucht zu schleudern.

Obwohl er nicht Herkules war, mußte er trotzdem etwas tun.

Denn die Gefahr für Carlo Lai wuchs, da er sich in unmittelbarer Nähe des kreisenden Wagens aufhielt. Bill Conolly lief auf den Schweizer zu, bekam ihn an der Schulter zu packen und wuchtete ihn herum. Carlo merkte kaum, was mit ihm geschah, denn er wurde von dem Reporter kurzerhand weitergerissen, so daß sie in Deckung der Andenkenbude gerieten.

Dort warfen sie sich auf den harten Boden.

Sie lagen ziemlich günstig, denn sie konnten sehen, was mit dem Mercedes geschah.

Da schien jemand mit ihm Flugübungen machen zu wollen, denn das schwere Gefährt schaukelte wie ein Boot auf hohen Wellen. Es wurde einmal mit der Kühlerschnauze nach vorn gedrückt, stieg dann wieder hoch, kippte hinten weg, und das Spiel begann von vorn.

Dabei drehte sich der Wagen noch, bevor er wie von einer Riesenhand geschleudert über das Dach der Andenkenbude hinweg und in die Via-Mala-Schlucht hineinfiel.

Carlo hielt nichts mehr am Boden. Er sprang in die Höhe, versuchte mit seinen Blicken dem Fahrzeug zu folgen und mußte erleben, wie es weiter und weiter geschleudert wurde und dann gegen eine Felswand hieb.

Ein gräßliches Geräusch schallte durch die klare Winter- nacht. Es war ein Krachen und Bersten, Kreischen und Donnern. Für Don Carlo war es, als würde ein Stück seiner Seele sterben.

Er hatte sehr an seinem Wagen gehangen. Nun stand er ohne Fahrzeug da, war in den Knien leicht eingeknickt und rang verzweifelt nach Luft. In den Augen hinter den Brillengläsern schimmerten Tränen. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Es wurde still.

Dumpf und gleichzeitig hell waren die Echos durch die Schlucht gehallt. Nun aber hörten sie nur noch das Rauschen des Wassers.

»Was mache ich nun?« schluchzte Carlo auf. »Verdammt,

man hat mir einfach den Wagen genommen. Ich ...«
Bill konterte knochentrocken. »Besser das Auto als Ihr Leben. Daran sollten Sie denken.«

Der Mann aus Lenzerheide hob die Schultern.

Bill Conolly hatte gemerkt, daß mit ihm nicht mehr viel anzufangen war, deshalb ließ er Carlo vorerst in Ruhe und ging ein paar Schritte vor, damit er die Straße erreichte und in den Tunnel schauen konnte. Er hatte das glühende Augenpaar nicht vergessen, und er konnte sich gut vorstellen, wem sie die mörderische Attacke zu verdanken hatten. Diesen gefährlichen Dämonen mit den gelbgrünen Augen.

Er war noch da.

Wie ein Denkmal mußte er im Tunnel hocken und beobachten. Wußte er, daß die beiden Männer unbewaffnet waren? Bill nahm seine Beretta nie mit in Urlaub, doch jetzt hätte er sie gebrauchen können.

Davor stand noch ein Wagen. Der Subaru des Ermordeten. Vielleicht kamen sie mit ihm weg, wenn die Dämonen sie in Ruhe ließen. Bill drehte sich um. »Sind Sie okay, Carlo?«
»So einigermaßen wieder.«

»Hier können wir die Nacht nicht bleiben. Sie lauern weiter auf uns. Wir müssen verschwinden.«

Carlo schaute Bill an, als hätte er dessen Worte überhaupt nicht begriffen.

Bill schüttelte ihn. »Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Also. Wie kommen wir hier am besten weg? Den alten Weg können wir nicht nehmen. Im Tunnel lauert dieses Geschöpf. Zur anderen Seite ist auch ein Tunnel. Wohin führt er?«

»Die Straße führt da weiter und trifft irgendwann auf die Bernadino-Straße.«

»Gut, dann gehen wir den Weg.«

»Zu Fuß?«

»Wissen Sie eine bessere Lösung?«

»Aber da müssen wir die ganze Schlucht umrunden.«

»Das ist besser, als hier zu hocken und irgendwann ein Opfer der Bestien zu werden oder zu erfrieren.«

Carlo Lai war noch immer nicht so recht von den Vorschlägen des Reporters überzeugt, aber ihm blieb keine andere Wahl, denn eine bessere Lösung hatte er auch nicht. »Kommen Sie!« Bevor Bill den Mann an der Schulter herumzog, schaute er in den Tunnel, wo er zuerst die beiden Augen gesehen hatte.

Sie lauerten dort noch immer.

Dann hörte er Carlos wütenden Schrei. Sofort zuckte Bill herum und richtete seinen Blick dorthin, wo auch Carlo hinschaute.

Der Mann aus Lenzerheide stand vor dem zweiten Tunnel und hielt die Arme ausgestreckt, als wollte er das Grauen umfassen, das ihm von dort entgegenstrahlte.

In der Tunnelmitte leuchteten zwei gefährliche Augen. Und im nächsten Augenblick waberte eine Flammenwand in die Höhe.

Sie zeichnete deutlich den Schatten einer zweiten Gestalt ab. Das war nicht Jane Collins, sondern ihre große Meisterin. Wikka!

Jane und Wikka! Ein Duo, ein Tandem. Meisterin und Schülerin. Zwei, die sich hervorragend ergänzten, das wußte auch Bill Conolly, denn er hatte Wikka in London kennengelernt, als die Stadt unter dem Hexenwahn stöhnte.

Damals hatte noch Gordon Schreiber zu ihnen gehört, der Eigentümer der Seelenburg, doch Schreiber existierte nicht mehr. Ihn hatte der Teufel geholt.

Doch Wikka war gefährlich genug. Ihren Machtbereich hatte sie sogar noch ausgeweitet, denn sie wußte Asmodis auf ihrer Seite. Und Jane Collins wiederum war Wikka ergeben.

Ein teuflischer Kreislauf, eine Rechnung der Hölle, die für Wikka und Jane immer aufging.

Plötzlich war Bill klar, wie diese unerklärlichen Dinge hatten geschehen können. Wikka mit ihren Hexenkräften hatte die Materie so radikal verändert und voll eingegriffen.

Noch immer waberte das Feuer.

Die Flammen waren ein Zeichen dieser Hexe und gleichzeitig auch Schutz, denn jeder wäre verbrannt, nur sie nicht.

Carlo verlor immer mehr die Nerven. Er packte Bills Arm und schrie: »Verdammt, was ist das?«

»Noch eine Hexe!« erklärte der Reporter grimmig. Er sah aber auch das Wesen mit den glühenden Augen. Vor der Flammenwand zeichnete es sich ab, und der gute Bill wunderte sich ebenfalls über das seltsame Aussehen.

Affenähnlich. Wie die Legenden es beschrieben ...

Carlo atmete schwer. »Wir kommen nicht weg«, sagte er.

»Verdammt, wir kommen nicht weg.«

»Höchstens in die Schlucht!«

»Sie wollen ...?«

»Sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

»Nein ...«

Die beiden Männer wichen zurück. Kaum hatten sie zwei Schritte getan, als sie vor sich ein dumpfes Dröhnen hörten. Augenblicklich blieben sie stehen.

»Das ist ein Wagen!« flüsterte Carlo. »Vielleicht sogar ein Lkw.«

»Und er fährt in den Tunnel«, gab Bill Conolly ebenso leise zurück. »Mein Gott ...«

Noch hörten sie den Wagen nur. Die Scheinwerfer waren nicht zu erkennen, zudem blendete das Feuer stark. Wenn das Gefährt in die Flammenwand raste, waren Mensch und Fahrzeug verloren, das stand fest.

»Was machen wir?« fragte Carlo.

»Nichts, gar nichts. Wir gehen in Deckung.«

»Und der Wagen?«

»Soll ruhig kommen.«

Bill und Carlo zogen sich zurück. Fast hatten sie den Eingang erreicht. Und dort blieben sie.

Die Flammenwand fiel zusammen, als wäre aus der Tunneldecke ein gewaltiger Regenschauer nach unten gerauscht. Nichts war mehr zu sehen, kein Feuer, keine Hexe und auch nicht das von ihr geleitete dämonische Wesen mit den gelbroten Augen.

Die Straße war frei.

»Das gibt es doch nicht!« hauchte der Schweizer. »Sollten wir Glück haben?« Er bebte.

Bill enthielt sich eines Kommentars. Er schaute direkt in den Tunnel hinein, wo die Dunkelheit förmlich von den beiden Lichtlanzen der Scheinwerfer zerrissen wurde. Sogar die grauen Innenwände des Tunnels waren zu erkennen. Auf der leeren Straße lag der helle Teppich, den die Scheinwerfer schufen, und der Lärm des fahrenden Wagens dröhnte innerhalb des Tunnels, so daß das Mauerwerk zu vibrieren schien.

»Lange können wir nicht mehr warten!« Carlo mußte laut rufen, um sich verständlich zu machen.

»Einen Augenblick noch.«

»Nein.« Der Schweizer nahm den Rat des Reporters nicht an, sondern startete.

»Mensch, sind Sie ...?«

Bill verknipte sich die weiteren Worte, denn es hatte keinen Sinn mehr, Carlo Lai war nicht zu belehren, man konnte nur hoffen, daß er in seiner wilden Panik nicht genau das Falsche tat.

Schon geriet er in den Lichtschein der Lampen, blieb stehen und winkte mit beiden Armen.

Die Hupe dröhnte.

Es war wirklich ein Dröhnen und Trompeten, das sich anhörte, als würde der Weltuntergang eingeleitet. Wie ein stählernes, gewaltiges, mordgieriges Ungeheuer tauchte der Wagen vor dem entsetzten Carlo Lai auf, der nur noch hoffen konnte, daß der Fahrer in seinem Sinne reagierte und seinen schweren Wagen rechtzeitig genug zum Stehen bekam, bevor die Räder ihn zermalmten.

Bill hätte am liebsten die Augen geschlossen. Er wollte nicht sehen, wie der Schweizer in seinen eigenen Tod rannte, aber wie unter Zwang schaute der Reporter hin.

Auch Carlo mußte seinen Fehler bemerkt haben. Er stoppte seinen Lauf, blieb im Lichtschein stehen, hatte die Arme ausgebreitet und sah aus, als wollte er jeden Moment wegfliegen. Dann quietschten die Bremsen.

Durch den schweren Lkw ging ein Ruck. Bill hoffte nur, daß sich auf dem Straßenbelag kein Glatteis gebildet hatte und der schwere Wagen so ins Rutschen geriet.

Beide hatten sie Glück. Die Reifen waren ausgezeichnet, auch die Bremsen waren gut in Schuß. Der schwere Lkw kam tatsächlich zum Stehen, aber er erwischte auch noch den Schweizer.

Don Carlo hatte sich im letzten Augenblick zur Seite werfen wollen, es aber nicht geschafft.

Die Stoßstange traf ihn in Höhe der Hüfte und schleuderte ihn dorthin, wo Bill stand.

Der Reporter konnte den Mann nicht mehr auffangen. Carlo Lai fiel mit rudern den Armen und schlug zu Boden, wo er liegen blieb, stöhnte, sich seine Hüfte hielt und aus großen Augen Bill Conolly anschaute.

»Verdammt, weshalb haben Sie sich so dumm benommen?« fluchte der Reporter.

Gleichzeitig wurde die Fahrertür des Lkw geöffnet. Der Mann vom Steuer sprang nach draußen.

Bill kümmerte sich nicht um ihn. Den Reporter interessierte vielmehr die Umgebung. Er wollte nachschauen, ob sich die gefährlichen Dämonen nicht in unmittelbarer Nähe aufhielten. Zum Glück konnte er nichts entdecken.

»Können Sie aufstehen?«

»Weiß nicht.«

»Versuchen Sie es.«

Sehr schnell bemerkte der Reporter, daß Carlo es nicht schaffte, allein auf die Beine zu gelangen. Bill Conolly mußte

mithelfen. Er wuchtete ihn hoch und stützte ihn auch ab. Gemeinsam drehten sie sich um und sahen sich einem Mann gegenüber, dessen Gesicht rot angelaufen war, was sie selbst in der Dunkelheit erkennen konnten.

Der Fahrer war ungeheuer wütend. Er stand dicht vor der Explosion und überschüttete die beiden mit einer Schimpfkanonade. Er sprach in einem Dialekt, von dem Bill so gut wie kein Wort verstand.

Carlo mischte sich ein. Auch er mußte schreien. »Fahren Sie! Nehmen Sie uns mit!«

»Nein, ich ...«

»Machen Sie schon! Wir sind in Gefahr! Sie dürfen hier nicht länger bleiben!«

Irgendwie schnallte es der Fahrer, daß die beiden Männer nicht scherzten. Er nickte hastig und drehte sich um.

Carlo hatte Schwierigkeiten beim Laufen. »Das ist bestimmt eine harte Prellung«, keuchte er, »wenn nicht noch mehr!«

»Reißen Sie sich zusammen!« sagte Bill. »Sie dürfen auf keinen Fall aufgeben.«

»Nein, ich nicht!«

Der Fahrer hatte die Beifahrertür geöffnet. Er half mit, Carlo in den Wagen zu hieven.

Bill drehte noch den Kopf. Er schaute zur Schlucht, die dunkel und drohend vor seinen Augen lag.

Dort rührte sich nichts, aber der Reporter wußte genau, daß das Verderben in der Tiefe lauerte und nur darauf wartete, wieder zuschlagen zu können.

Der Fahrer hämmerte die Tür zu.

Als er den Wagen so heftig gestoppt hatte, war auch der Motor von ihm abgewürgt worden. Jetzt mußte er ihn wieder anlassen.

»Fahren Sie«, sagte Bill.

»Was ist denn ...?«

»Erkläre ich Ihnen später, aber jetzt geben Sie um Himmels willen Gas.«

Der Mann hinter dem Lenkrad nickte. Rumpelnd setzte sich der Lkw in Bewegung.

Bill, der außen saß, konnte nicht ruhig bleiben. Er drehte den Kopf so, daß er in den zweiten Außenspiegel schauen konnte. Das Tunnelloch behielt er genau im Blickfeld.

An der Stelle, wo er Wikka gesehen hatte, rührte sich nichts.

Die Dunkelheit stand dort wie eine gewaltige Wand, dann wurde der Lkw von der Öffnung des zweiten Tunnels verschluckt.

Kamen sie hindurch?

Bill und Carlo fieberten. Sie allein wußten, wie gefährlich es war. Die Gefahr lauerte noch immer, der Tunnel konnte in Flammen aufgehen. Obwohl die Strecke wirklich nicht weit war, kam sie Bill so ungemein lang vor. Zudem beschrieb die Straße noch innerhalb des Tunnels eine Kurve. Als der Reporter das schwache Grau des Ausgangs sah, atmete er zum erstenmal auf.

Sie schafften es.

Bill ließ sich zurücksinken und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Die letzte Stunde wollte er so rasch wie möglich aus seinem Gedächtnis streichen.

Carlo schien es nicht viel anders zu gehen. Auch er schluckte, bevor er den Kopf schüttelte und anfang zu lachen.

Der Fahrer warf dem Mann einen skeptischen Blick zu. »Was hat er denn?« wandte er sich an Bill.

»Er ist lustig«, erwiderte der Reporter.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Mann?« Der Bursche sprach jetzt deutlicher. Er hatte bemerkt, daß Bill Conolly kein Landsmann war.

»Wenn Sie wüßten, was wir hinter uns haben, dann würden Sie ähnlich reagieren.«

»Was denn?«

»Das ist eine sehr lange Geschichte«, sagte Bill müde und starrte durch die breite Frontscheibe dorthin, wo der helle Lichtteppich der Scheinwerfer die Straße überflutete ...

Suko grinste, aber Shao war sauer. »Uns so in Verlegenheit zu bringen mit deinen komischen Ideen«, schimpfte sie mich regelrecht aus.

»Wieso?«

»Kannst du dir das nicht denken?« Sie holte tief Luft, »Zwei Tage vor Weihnachten jagen wir noch los.«

»Es ist doch nett, das Fest mal woanders zu feiern.«

»Stimmt«, gab Shao mir recht und hüllte sich in ihren grünen flauschigen Wollmantel. »Aber das weiß man in aller Regel immer schon Wochen oder Monate im voraus.«

Diese Töne kannte ich von Shao kaum. Wenn sie so sprach, war sie echt sauer. Verständlich, denn wer hatte es schon gern, zwei Tage vor dem Fest so eine Reise zu unternehmen?

Mir war überhaupt nicht festlich zumute. Ich dachte an die Gefahr, die sich in der Via-Mala-Schlucht zusammenbraute. Woher ich das wußte? Von Suko, denn er war in der Nacht noch von Bill Conolly angerufen und mit den bisher bekannten Einzelheiten vertraut gemacht worden.

Ich wußte nicht nur von Jane, sondern auch von Wikka. Und da wurde es gefährlich.

Es gab fast nichts, was Wikka nicht konnte. Die Oberhexe war mit Kräften ausgestattet, die denen des Höllenfürsten schon nahekamen.

Am Züricher Flughafen hatten wir uns einen Leihwagen genommen. Man empfahl uns einen Mercedes. Er war mit Winterreifen ausgerüstet, Schneeketten lagen zudem griffbereit im Kofferraum, denn von Chur aus, das wußte ich, mußten wir hoch in die Berge.

Die Autobahn in Richtung Chur war schnee- und eisfrei. Am Walensee wurde es noch einmal eng und auch glatt, denn die aus dem Wasser steigende Feuchtigkeit war auf der Fahrbahn gefroren. Wir gerieten in einen Unfallstau, fuhren durch zahlreiche Tunnels und sahen rechts und links auf den Bergen die dicke weiße Schicht, die mich an gefrorenen Puderzucker erinnerte.

Unser Fahrzeug gehörte zu den wenigen Wagen, die keine Skier auf dem Dach festgeschnallt hatten.

Hinter dem Walensee konnten wir wieder über die Autobahn fahren, die zum großen Teil sogar trocken war und nur in den Schattengebieten feucht glänzte.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Hoch schwebten die weiß-grauen Wolken. Dazwischen schimmerte ein herrliches Blau. Zudem hatten wir großes Glück mit den Zimmern. Wir konnten im Hotel Sonnenstern noch alle untergebracht werden.

Wir fuhren an Bad Ragaz vorbei und sahen schon die ersten Hinweisschilder in die berühmten Wintersportorte von Graubünden.

St. Moritz, Davos, Pontresina ...

Auch Lenzerheide tauchte auf dem Schild auf, und nach einer halben Stunde Fahrt erreichten wir Chur. Nach Arosa wollten wir nicht und bogen direkt auf die neu ausgebaute Straße nach Lenzerheide ab.

Und dann ging es los.

In engen Kehren wand sich die Straße in die Höhe. Sie führte durch einen Wald auf Churwalden zu. Die Bäume rechts und links ächzten unter der weißen Last. Der Mischwald lag im tiefen Schweigen, und auch die Straße war nicht mehr frei. Sie zeigte ab Churwalden eine geschlossene Schneedecke.

Jetzt konnten wir froh sein, daß der Wagen mit Winterreifen ausgestattet war.

Er schaffte die Bergstrecke. Sogar durch die engen Kurven konnten wir ihn ziehen, ohne daß er mit dem Heck ausbrach. Natürlich mußten wir langsam fahren, dafür wurde uns jedoch eine Gegend geboten, die man mit dem Wort einmalig umschreiben konnte.

Selbst Shao verlor ihre schlechte Laune und schwärmte von der herrlichen Landschaft.

Vor uns fuhr ein Bus. Er kam immer durch. Der schaffte sogar die Strecke über den Julier-Paß bis St. Moritz.

Als wir Parpan, die kleine Paßhöhe erreichten, war es nicht

mehr weit bis zum Ziel. Wenig später rollten wir durch Valbella, ließen den kleinen Heidsee rechts liegen und schauten auf die bläulich schimmernde Eisfläche.

Es waren zahlreiche Touristen unterwegs. Sie standen an den Liften, und man konnte auch die Skiläufer über die Pisten jagen sehen. Wenn sie wedelten, zogen sie bizarre Schneewolken hinter sich her.

Es war ein herrliches Bild.

»Lenzerheide«, meldete sich Suko, der mit Shao zusammen im Fond saß, »wir sind da!«

Das waren wir in der Tat. Dicht hinter dem Ortseingang, wo der Wald aufhörte und die kleine Kirche stand, mußten wir rechts ab. An dieser Straße lag das Hotel.

Es war nicht zu übersehen. Ein vierstöckiger Bau, der wie ein gewaltiger Würfel wirkte und dem auch ein großes Restaurant angegliedert war. Man hatte es in einem Vorbau untergebracht, der sich bis zur Straße erstreckte und den Gehsteig ein wenig verengte.

Das Restaurant hatte auch eine Terrasse. Da die Sonne schien, waren die meisten Stühle besetzt.

»Da ist Bill!« rief Shao.

Ich warf einen schnellen Blick nach rechts, sah meinen Freund im gestreiften Pullover und hupte.

Bill sprang hoch, erkannte uns im grünen Mercedes und winkte heftig. Wir hatten Glück, denn vor dem Hotel fanden wir noch einen freien Parkplatz. Dort ließ ich den Wagen ausrollen.

Als wir ausstiegen, war Bill schon zur Stelle. Sheila verließ das Hotel durch den Hauptaussgang. Sie hielt den kleinen Johnny an der rechten Hand.

Es wurde eine tolle Begrüßung. Freunde trafen sich, und wir vergaßen für den Moment alle Sorgen.

Aus London hatten mir Shao und Suko Gepäck mitgebracht. Um die Taschen und Koffer kümmerte sich ein Boy, während wir uns auf dem Anmeldezettel eintrugen und von der Direk-

torin des Hotels, einer Frau Marita Lenze, begrüßt wurden. Marita Lenze war eine sehr nette Frau. Ich schätzte sie um die Vierzig. Sie trug ihr dunkelblondes Haar glatt und halblang geschnitten. Ihr Lächeln war freundlich, und es stellte sich heraus, daß sie aus Deutschland stammte.

»Mit den Zimmern haben Sie wirklich Glück gehabt«, sagte sie uns. »Es waren fast die letzten.«

Ich hob die Schultern. »Sonst hätten wir im Freien übernachtet.«

Marita Lenze lachte. »Da ist übrigens noch jemand, der Sie gern begrüßen möchte.«

»Wo?«

Als ich mich umdrehte, sah ich einen Mann aus dem Hintergrund der Halle kommen. Er humpelte leicht, aber das Lächeln auf seinem Gesicht war ehrlich.

»Don Carlo!« rief ich und lachte ebenfalls. »Na, wenn das keine Überraschung ist. Immer noch der alte?«

»Fast, Herr Sinclair, fast.«

Wir reichten uns die Hand und schlugen uns auf die Schulter.

»Irgendwie ist es Schicksal, daß sich unsere Wege immer kreuzen«, sagte er.

»Was haben Sie mit Ihrem Bein gemacht?« fragte ich.

»Bein?« Er lachte auf. »Das ist die Hüfte. Ich habe es den Wesen zu verdanken, die Sie jagen sollen.«

Schon waren wir beim Thema. Mein Gesicht verschloß sich.

»Darüber reden wir in einer halben Stunde im Restaurant.

Einverstanden?«

Alle waren dafür.

Dann fuhren wir mit dem Lift in unsere Zimmer. Sie lagen im vierten Stock. Vom Balkon aus hatten wir einen herrlichen Blick auf die verschneite Bergwelt. Aber auch der Ort machte einen interessanten Eindruck. Er lag ruhig in seiner weißen Pracht.

Aus zahlreichen Schornsteinen stiegen blaßgraue Rauchfah-

nen in den Himmel ein Zeichen, daß man hier viel mit Holz und Kohle heizte.

Ich hatte ebenfalls ein Doppelzimmer erhalten. Suko brachte mein Gepäck. Der Boy hatte es im Nebenzimmer abgestellt.

»Danke.«

Der Freund und Kollege schaute mich verschmitzt lächelnd an. »Ich habe übrigens noch etwas mitgebracht.«

»Was denn?«

»Deinen Bumerang. Vielleicht kannst du ihn gebrauchen.«

»Hoffentlich brauche ich ihn nicht einzusetzen«, hielt ich dagegen. »Wenn ich mich so umschaue, finde ich es überhaupt nicht gut, jetzt Dämonen zu jagen.«

»Frag mich mal«, sagte Suko und wollte sich abwenden.

Ich hielt ihn noch zurück. »Was ist eigentlich mit Shao passiert, Alter?«

»Es geht ihr gut.«

»Wieder gut?«

»Ja, sie hat sich damit abgefunden, das Fest nicht in London zu feiern.«

»Und was sagt Glenda?«

»Die ist ein wenig traurig.«

Ich hob die Schultern. »Um sie tut es mir auch leid. Ich hätte sie zumindest an einem Tag besucht, denn durch sie fing praktisch alles bei mir an.«

»Wieso?«

»Erzähle ich dir unten genauer.«

»All right, bis gleich dann.« Suko winkte mir zu und verschwand.

Ich packte den Koffer aus und hängte die Sachen in den Schrank. Eine halbe Stunde später saßen wir tatsächlich im Restaurant zusammen. Bis auf Don Carlo bestellten wir alle etwas zu essen. Der kleine Johnny wich nicht von meiner Seite und freute sich wie ein Schneekönig, daß sein Patenonkel gekommen war.

Dann berichtete ich.

Die Freunde hörten aufmerksam zu und spitzten besonders die Ohren, als ich von der Vernichtung dieser seltsamen Dämonen berichtete.

»Das sind die Bergdämonen«, erklärte Carlo.

»Kennen Sie sich aus?«

»Auskennen ist zuviel gesagt, aber ich weiß über die alten Legenden Bescheid. Bergdämonen und Erdgeister sollen in der Via-Mala zuerst gehaust haben.«

Bei dem Wort Erdgeister stutzte ich. Auch Suko hatte aufgehört, seine Suppe zu löffeln. »Der Eiserne Engel?« fragte er. Ich nickte. »Ja, das wäre ein Fall für ihn und sein magisches Pendel, das wir dem Höllenwurm Izzi abgenommen haben.«

»Und das wir jetzt auch gut gebrauchen könnten«, meinte der Chinese und aß weiter.

»Wann fahren wir denn hin?« Diese Frage stellte Bill.

Ich schaute Don Carlo an. »Lohnt es sich, auch tagsüber zu fahren?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube kaum, daß Sie die Bergdämonen locken können.«

»Das heißt, wir müssen den Anbruch der Dunkelheit abwarten.«

»Es wäre zumindest besser.«

»Sie bleiben aber hier?«

Carlo Lai nickte. »Das muß ich. Meine Hüfte will nicht so, wie ich es gern hätte.«

»Dafür kenne ich mich aus«, sagte Bill.

Sheila gab keinen Kommentar, sondern preßte nur die Lippen zusammen, während sie neben Shao saß.

Unser Gespräch dauerte eine Stunde. Dann wußte jeder, was der andere erlebt hatte.

»Okay«, sagte ich zum Abschluß. »Legen wir uns noch ein Stündchen aufs Ohr, danach kann es losgehen.«

Alle waren einverstanden.

Schlaf konnten wir jedoch nicht finden. Und meine Gedanken drehten sich um Wikka und Jane ...

Die Schlucht lebte!

Das jahrmillionenalte Gestein schien zu atmen, zu stöhnen und zu flüstern, lief im Innern der Erde erwachte etwas, das lange geschlafen hatte, und in den finsternen Ecken und Höhlen lauschten dämonische Wesen mit rotgelben Augen den Botschaften der geheimnisvollen Erdgeister.

Er ist da. Er ist gekommen. Nun kann ihn nichts mehr retten ... So wisperten die seltsamen Stimmen und vereinigten sich danach zu einem höhnischen, leisen Lachen.

Er war tatsächlich da! Und er würde in die Schlucht hinabsteigen. Das dachten auch Jane Collins und Wikka, die sich in der versteckten Höhle aufhielten.

»Sinclair mußte unserem Ruf einfach folgen«, erklärte die Oberhexe. »Es bleibt ihm nichts anderes übrig.«

»Er hat zwei Bergdämonen getötet.«

Wikka winkte ab. Ihr Gesicht zeigte die Spur eines kalten Lächelns. »Was ist das schon? Es warten noch zahlreiche Dämonen auf ihn, und gegen die Übermacht ist er chancenlos.« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern und trat dicht an Jane heran. »Die Bergdämonen wissen Bescheid. Sie erkennen mich an, denn ich habe sie beschworen. Meine Feinde sind auch ihre Feinde, und sie werden in der Schlucht lauern, um Sinclair zu begraben. Hier in der Via-Mala soll er sein Grab finden. Sein Grab in der Teufelsschlucht.«

Jane zitterte vor Erregung, als sie die Worte vernahm. »Und wo soll er begraben werden?«

»Du kennst den Schacht?«

»Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Dort wird er hineingeworfen. Und nichts kann ihn mehr retten, das verspreche ich.«

Jane Collins nickte. Auch sie wollte, daß der Geisterjäger sein Leben verlor. Sie arbeitete mit allen Mitteln auf seinen Tod hin. John Sinclair, Feind der Schwarzblüter, mußte einfach vernichtet werden!

Wikka trat zur Seite. Sie passierte ihre beste Schülerin und

ging dorthin, wo der Ausgang der Höhle lag. Mit einer Tür war er verschlossen worden. Die Holztür reichte in ihrer Höhe einem ausgewachsenen Menschen etwa bis zur Gürtellinie.

Wer sie passieren wollte, mußte sich sehr tief ducken.

Die Tür war nicht von Wikka oder Jane errichtet worden, sondern von den Leuten, die auch die Sicherheitsanlagen in der Via-Mala-Schlucht angelegt hatten.

Es gab gewisse Strecken, die waren für Touristen gesperrt, weil die Gefahr eines Absturzes zu groß war und man die Wege nicht entsprechend sichern konnte. Wenn sich trotzdem jemand verirrt oder sich über die Verbote hinwegsetzte, stand er vor der Tür, die in die natürliche Höhle führte, und konnte nicht mehr weiter.

Wikka brauchte sie nicht erst aufzuschließen. Durch ihre Hexenkraft hatte sie das Schloß geöffnet. Die Tür schwang auf, als sie dagegendrückte.

Die Oberhexe trat hinaus in die Kälte, die ihr jedoch nichts ausmachte, denn gegen diese Dinge war sie gefeit.

Fast zum Greifen nahe stürzte ein Wasserfall in die Tiefe.

Noch lief das Wasser, wenn auch an den Seiten des Falles meterlange Eiszapfen hingen.

Fielen sie auf einen Menschen, dann hatte dieser keine Überlebenschance.

Das Wasser rauschte in den Schacht. Es waren Tonnen, die in jeder Sekunde nach unten fielen und gespeist wurden von dem weit oben liegenden, tauenden Eis.

In diesem Schacht sollte Sinclair sein Grab finden.

Wikka lachte. Sie schaute sich noch einmal um, sah die hohen Wände der Schlucht, die auf ihrer Spitze einen Schneekranz zeigten, und sie dachte an die Bergdämonen.

Sie waren für Wikkas Plan genau richtig, denn diese kleinen Dämonen besaßen Kräfte, die man auf keinen Fall unterschätzen durfte. Wenn sie wollten, konnten sie tonnenschweres Gestein allein durch Geisteskraft bewegen.

Und darauf kam es Wikka an.

Denn irgend jemand mußte das Grab des Geisterjägers schließlich zuschütten ...

Ich hatte mich intensiv mit dem Problem beschäftigt. Bills Aussagen waren sehr wertvoll für mich gewesen, doch die Vermutungen des einheimischen Carlo Lai waren noch wichtiger. Er hatte von den Bergdämonen gesprochen. Uralte Wesen, die ich ebenfalls schon kennengelernt hatte. Ihre Kräfte durfte ich auf keinen Fall unterschätzen. Zu welchen Taten sie sich hinreißen lassen konnten, das hatte ich leider erlebt. Sie beherrschten Telepathie und Telekinese. Sie konnten Gegenstände bewegen. Ich hatte es am Bett gesehen und an meiner Waffe.

Wenn sie so etwas schafften, dann mußte es ihnen auch gelingen, andere Dinge mittels Geisteskraft zu bewegen. Steine vielleicht ...

Davor und vor Wikka und Jane fürchtete ich mich ein wenig. Beide steckten hinter dem gewaltigen Plan. Sie hatten die Bergdämonen und Erdgeister auf ihre Seite ziehen können, was mich wiederum an den Eisernen Engel denken ließ, der das magische Pendel besaß, das in der Lage war, die Geister der Tiefe oder der Erde zu beschwören.

Der Eiserne Engel war nicht in der Nähe. Er konnte uns nicht helfen. So waren wir auf uns allein gestellt.

Ich schaute auf die Uhr. Wir hatten eine Zeit abgemacht, und die war erreicht.

Noch einmal überprüfte ich meine Ausrüstung. Die Waffen waren okay, ich mußte auch entsprechend der Gegend und dem Wetter angezogen sein. Das ging so einigermaßen. Die Schuhe hatte ich mir geliehen. Sie hatten eine kräftige Sohle und sogar kleine Metallstifte, ähnlich wie Spikes, damit ich auch auf glatten Flächen Halt fand.

Schon klopfte es. Suko meldete sich. Er drückte die Tür auf, streckte seinen Kopf in den Raum und sah mein Nicken.

»Ich bin fertig.«

»Dann los. Bill wartet schon.«

Wir fanden den Reporter zusammen mit Carlo Lai am Wagen stehend. Sheila und Johnny waren auch dabei. Der Kleine formte Schneebälle und warf sie über die Straße, wo sich ein Frühstückshotel und ein kleines Sportgeschäft befanden.

»Können wir abdampfen?« fragte ich.

»Von mir aus.«

Ich nickte Bill zu, während ihm Suko eine mit Silberkugeln geladene Beretta heimlich überreichte.

Sheila sah es trotzdem. »Ich möchte Weihnachten nicht allein dastehen«, erklärte sie mit gepreßt klingender Stimme. »Merkt euch das bitte.«

Wir nickten. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich.

»Diesmal sind wir zu dritt und zudem keine heurigen Hasen mehr. Das weißt du ebenso gut wie ich.«

»Natürlich.«

Ich schloß den Wagen auf. Beim Einsteigen sagte ich: »Bill spielt sowieso nur den Fahrer. Alles andere erledigen Suko und ich.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich kenne meinen Mann besser. Der läßt sich nicht als Statist einteilen.«

Ich hämmerte die Tür zu. Sheila wandte sich ab, als wir losfuhren. Aus dem Hotel kam Shao. Wind erfaßte ihr langes schwarzes Haar und ließ es flattern.

Es war der letzte Eindruck, den wir von den Frauen aufnahmen. Carlo Lai winkte uns noch nach. Ich konnte mir vorstellen, wie es jetzt in seinem Innern aussah.

Wir rollten bis zur Einmündung der Hauptstraße und mußten rechts ab. Diesen Weg kannte ich vom Seelenburg-Fall her. Auch der Weg nach Tiefencastel hinein war mir nicht fremd. Ich kam auch mit dem Schneebeleg auf der Straße zurecht. Er war wie eine feste weiße Schicht. Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie einmal wegtauen würde.

Nachdem ich die Kehren kurz vor Tiefencastel genommen hatte, verschwand der Schnee. Hier unten war es nur kalt. Wir sahen auch Nebel. Die kahlen Äste der Bäume zeigten eine gefrorene Schicht. Sie glänzten, als wären sie mit Möbelpolitur eingerieben worden.

Bill dirigierte mich. Bevor wir Thusis erreichten, mußten wir drei Tunnel durchqueren. Ab dann verlief die Fahrt in die Via-Mala hinein.

Dieses gewaltige Fels- und Gebirgsmassiv kannte ich bisher nur aus Erzählungen. Zudem hatte John Knittel seinen berühmten Roman >Via-Mala< darüber geschrieben.

Die Straße war eng. Manchmal glitzerte Eis. Dann hielten wir jedesmal den Atem an, als wir darüber hinwegfuhren. Längst hatte Bill die Scheinwerfer eingeschaltet. In diesen Monaten wurde es sehr früh dunkel. Die Berge lagen bereits im Schatten, und in der Schlucht war es sicherlich fast Nacht. »Noch eine Tunneldurchfahrt, dann haben wir es geschafft«, erklärte Bill.

»War das der Tunnel, der in Flammen stand?«

»Nein, der nächste.«

Wir tauchten in das graue Loch ein. Ein Fahrzeug kam uns entgegen. Die Straße war zwar eng, trotzdem noch breit genug, daß zwei Wagen einander passieren konnten.

Alles lief glatt.

Bill lenkte den Wagen auf einen kleinen Parkplatz, stoppte und öffnete die Tür.

Wir stiegen alle drei aus, wobei Suko und ich einen ersten Eindruck von der Gegend gewannen.

Sie war schon unheimlich.

Vielleicht wirkte sie bei Tageslicht nicht so, aber in dieser seltsam hellen Düsternis schienen in der Tiefe der Schlucht selbst die Schatten zu leben.

Nichts lag ruhig. Irgend etwas vibrierte immer, bewegte sich, und ich hörte auch das Rauschen.

Es drang von mehreren Wasserfällen an unsere Ohren. Die

Massen stürzten aus den Löchern in den Felswänden nach unten. Wie eine nasse, gefährliche Rutschbahn, bevor sie zwischen den Felsblöcken aufschlugen und sich in kleinen Strudeln verliefen.

Bill faßte nach meinem Arm. »Dort ist der Eingang«, erklärte er und deutete auf das Drehgitter.

Suko war uns gefolgt. Er trug auch die beiden Taschenlampen, und überreichte mir jetzt eine.

Ich schaute in die Tiefe und sah die schmale Treppe. Die Stufen verschwanden sehr bald in der Düsternis, als wären sie von einem Maul verschluckt worden.

Ich runzelte die Stirn. »Sieht ziemlich gefährlich aus, dieser Weg nach unten.«

»Das kannst du wohl sagen.« Bill nickte heftig. »Das sieht nicht nur gefährlich aus, das ist auch gefährlich. Da mußt du achtgeben, daß du dir nicht den Hals brichst.«

Ich schaute Suko an. »Bist du bereit?«

»Immer.«

Bill reichte uns die Hand. Sein Gesicht sah blaß aus. Man sah ihm an, daß er sich Sorgen machte. »Paßt nur auf, ihr beiden«, flüsterte er. »Da kann euch die Hölle erwarten.«

»Wikka reicht uns schon«, gab ich zurück.

Suko kletterte als erster über die Absperrung. Ich folgte ihm, schaute noch zurück und sah Bill wie ein Denkmal am Rand der Straße stehen.

Auf dem Gesicht der Oberhexe schien die Sonne aufzugehen. Doch es war keine freundliche Sonne, sondern eine düstere, gefährliche. Ihre Züge veränderten sich, in den Augen stahl sich ein unverhohlener Triumph. »Sie sind da!«

»John Sinclair?« Jane Collins fuhr herum.

»Ja. Und der Chinese auch.«

»Woher weißt du es? Hast du sie gesehen?«

Wikka schüttelte den Kopf, nahm ein Holzstück auf und

schleuderte es in das Feuer, dessen Flammen sofort höher schlugen und die Höhle gespenstisch ausleuchteten, wobei sie das Gesicht der Oberhexe streichelten und ihm einen düsteren Ausdruck gaben. »Ich habe sie nicht gesehen, aber ich spüre sie.«

»Das kannst du?«

Wikka lächelte. »Ja, ich kann es. Wenn deine Fähigkeiten weit genug entwickelt sind, wirst du es auch schaffen, meine Liebe. Aber jetzt laß uns keine Zeit mehr verlieren. John Sinclair befindet sich auf dem Weg, und wir wollen ihn würdig empfangen.«

»Willst du ihm die Bergdämonen schicken?« fragte Jane.

»Das auch. Bis er uns und sein Grab erreicht hat, muß er einige Hindernisse überwinden und geschwächt worden sein. Wahrscheinlich schafft er die Hindernisse. Sollte es trotzdem noch Probleme geben, um so besser, dann können wir seinen Kadaver in die Schlucht werfen.«

Wikka hatte voller Haß gesprochen, und sie erntete bei Jane Collins Zustimmung.

Nichts Menschliches steckte mehr im Innern der ehemaligen Detektivin. Sie wollte nicht mehr an ihr erstes Leben erinnert werden. Das sie jetzt führte, war viel besser.

Wikka hatte sich dicht neben das Feuer gestellt, die Arme ausgestreckt und ihre Hände über die Flammen gebreitet. Ihre Lippen bewegten sich. Dumpfe Worte drangen aus dem Mund. Sie galten nur einem Ziel.

Die Beschwörung der Bergdämonen.

Wikka rief, und sie kamen ...

Die Treppe war verflucht!

Allerdings nicht im magischen Sinne, sondern von der Bauweise her. Das waren einfach Felsstufen, die man aus dem Gestein geschlagen hatte. Auf sie hatte sich Feuchtigkeit gelegt, war gefroren, so daß ich bei jedem Schritt mit einer Eisfalle rechnen mußte.

Eine wichtige Hilfe war für Suko und mich das Geländer. Es zog sich an der linken Seite der Treppe hin.

Suko, der vorgegangen war, hatte bereits den ersten Absatz erreicht, wo eine Bank stand. Auf ihr hatte man, das wußte ich von Bill, einen Toten gefunden.

Er war auf schreckliche Art und Weise umgekommen. Ich verdächtigte die Bergdämonen mit den rotgelben Augen und ahnte, was uns bevorstand, wenn wir in deren Klauen gerieten.

An der Bank stehend, leuchtete Suko zu Boden. Der gelbe Kreis fiel auf zwei dunkle Flecken.

Gefrorenes Blut.

»Hier waren sie auch«, sagte mein Freund und Kollege.

Ich nickte. Ein paarmal mußte ich schlucken, denn der Anblick ging mir durch und durch.

Dann gingen wir weiter. Die Treppe führte nur in die Tiefe. Und auf jeder verdamnten Stufe glänzte das Eis. Wenn wir uns nicht festgehalten hätten, wären wir schon mehr als einmal ins Rutschen geraten.

Das Rauschen des Wasserfalls verstärkte sich. Ein Beweis dafür, daß wir uns dem Ziel, dem Fuß der Schlucht, immer weiter näherten. Im Zickzack führte die Treppe in die Tiefe, und jetzt wurde es noch gefährlicher, denn über manchen Absätzen stachen regelrecht Felsnasen hervor, die schroffe, kantige Dächer bildeten, unter denen wir mit eingezogenen Köpfen hergehen mußten.

Die Wege waren sehr schmal, und nicht alle hatten eine feste Steinunterlage. Hin und wieder schritten wir auch über Holzbohlen. Die waren besonders glatt. Fast wie Rutschbahnen. Mit einer Hand hielten wir uns nur am Geländer fest, in der anderen hielten wir die Lampen.

Dann erreichten wir eine kleine Kreuzung innerhalb der Schlucht. Von zwei Seiten mündeten Wege auf eine Plattform, wo wir Richtungspfeile entdeckten.

»Gehen wir zum Wasserfall?« fragte Suko.

Ich dachte nach. Es gab zwei Wege. Wir mußten uns für einen entscheiden. An und für sich war es egal, welchen wir nahmen, doch der zweite brachte uns tiefer in die Schlucht hinein.

Ich entschied mich für ihn.

»Wir können uns auch trennen«, meinte Suko.

Ich schaute den Chinesen an. »Ist das dein Ernst?« Wir mußten laut sprechen, um das Rauschen des Wasserfalls zu überhören.

»Nicht direkt.«

»Das meine ich auch. Die Wege sind zu gefährlich. Nein, wir bleiben zusammen.«

»Soll ich wieder vorgehen?«

»Diesmal mache ich den Leithammel«, erwiderte ich.

»Wie du willst.«

Bevor wir unsere Schritte in die vorgenommene Richtung lenkten, warfen wir einen Blick in die Runde.

Weit oben, wo die Straße herführte, war es wesentlich heller.

Einen grauen Schimmer sahen wir dort, hörten auch das Brummen eines Automotors und glaubten die Umrisse Bill Conollys am Gitter zu sehen. Je tiefer die Blicke glitten, um so finsterer wurde es. Wir standen zwar nicht auf dem Boden der Schlucht, aber ich kam mir vor wie in einem gewaltigen natürlichen Gefängnis, eingeschlossen von überhaushohen Wänden und einem ewigen Rauschen um uns herum.

Suko erging es sicherlich ähnlich. Beide jedoch schwiegen wir über unsere Gefühle.

Tot und starr lagen die Wände vor uns. Daran wollte ich nicht so recht glauben. Ich war vielmehr der Ansicht, daß auch in den Wänden etwas Gefährliches lauerte, das bereit war, uns zu vernichten. Wikkas höllischer Zauber hielt die Schlucht umfassen.

»Weshalb zögerst du?« fragte Suko.

Ich sprach von meinen Gefühlen, und der Inspektor nickte.

»Da könntest du recht haben, John. Auch mir ist nicht ganz

geheuer bei dieser Sache. Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden.«

»Nur sehen wir nichts.«

Da hatte Suko eine treffende Schlußfolgerung von sich gegeben. Es war schlimm, daß wir nichts sahen. Die Ungewißheit zerrte an unseren Nerven, und mir rieselte mehr als einmal eine Gänsehaut über den Rücken, als ich an Jane Collins und auch Wikka dachte, die sicherlich irgendwo im Verborgenen lauerten, denn Verstecke gab es innerhalb dieser gewaltigen und zerklüfteten Schlucht genug.

»John, da sind die Augen!«

Sukos so einfach dahingesagte Worte entfachten bei mir ein wildes Feuer.

»Wo?«

Ich sah meinen Partner, wie er seinen Arm ausgestreckt hielt und schräg nach rechts deutete. In Richtung Wasserfall, der mit großem Getöse aus der Felswand stürzte.

Und genau daneben, etwa auf halber Höhe, sah auch ich jetzt die glühenden Punkte.

Ja, das war es.

So sahen die Augen der Bergdämonen aus. Ich hatte es im Zimmer der kleinen Pension erlebt, als mich diese beiden Wesen töten wollten. Nun sah ich sie wieder.

Nicht nur ein Augenpaar bot sich unseren forschenden Blicken.

Urplötzlich, als hätten sie ein Zeichen erhalten, erschienen immer mehr. Lautlos und gespenstisch lief dies vor unseren Augen an. Als hätte jemand in der dunklen Felswand zahlreiche kleine Lichter angezündet.

Mein Kreuz erwärmte sich leicht. Es spürte bereits die starke Magie, die uns entgegenwehte.

»Hier stehen wir genau im Zentrum«, bemerkte Suko. »Sie sind überall, verdammt!«

»Wir gehen trotzdem weiter.«

Suko nickte. Das war auch seine Ansicht. Dann griff er in die

Tasche und holte etwas hervor, das uns helfen sollte.

Es war die magische Kreide.

Mit ihr, so hofften wir, konnten wir uns Schutzzonen und Inseln aufbauen. Die Kreide gehörte zwar nicht zu den allerstärksten Abwehrmitteln, die uns zur Verfügung standen, aber sie hatte eine gewisse Abschreckungskraft, die Schwarzblüter aufhalten konnte, wenn sie in unsere Nähe gerieten.

Wir sicherten die Plattform so, daß die beiden Zugangswege durch die auf dem Boden gemalten Zeichen mit der magischen Kreide gesperrt waren. Nicht nur Striche zeichneten wir, sondern auch Symbole der Weißen Magie und Kreuze.

Danach erhoben wir uns. »Jetzt können sie kommen«, sagte Suko.

»Lieber nicht«, antwortete ich und schickte meinen Blick abermals in die Runde.

Ich hatte das Gefühl, die glühenden Augenpaare nicht mehr an denselben Stellen zu sehen. Meiner Ansicht nach waren sie tiefer gewandert, hielten sich jedoch sehr zurück, denn sie versuchten nicht, unsere Gedanken zu beeinflussen.

»Bleibt es bei dem Plan?« fragte Suko.

»Sicher, tiefer in die Schlucht hinein.« Ich drängte mich an Suko vorbei und ging.

Es war ein Laufen wie auf rohen Eiern. Nach wenigen Schritten schon wechselte der Untergrund. Ich ging nicht mehr auf einem natürlichen Boden, sondern über eine Holzbrücke, die die Plattform mit einem Felsen verband.

Unter der Brücke schäumte das Wasser.

Es wurde in einen engen Felskanal gepreßt, wo querliegende Steine versuchten, die Fluten zu stoppen, von ihnen jedoch schaumig überspült wurden und Gischtwolken hochschleuderten, die auf dem Holz schnell zu einer Eisschicht gefroren.

Wenn ich auf das Wasser schaute, glaubte ich einen grünlichen Schimmer zu sehen, über den in rasender Folge helle Schaumstreifen wanderten. Ich hatte etwa die Mitte dieser

provisorischen Brücke erreicht, und Suko befand sich nach wie vor hinter mir, als es geschah.

Zuerst merkte ich das Wanken. Unter meinen Füßen bewegte sich das Holz, es zitterte regelrecht, und vor mir splitterte eine Bohle. Auch das Gelände bewegte sich, und die Gefahr wuchs innerhalb von Sekunden.

Die Brücke stand dicht vor dem Einsturz!

»John, weg!« hörte ich Suko schreien.

Das brauchte er mir nicht zu sagen. Ich warf mich vor, mit gewaltigen Sätzen schaffte ich die Brücke und gelangte an der anderen Seite unverletzt auf festen Boden.

Sofort drehte ich mich um.

Auch Suko hetzte herbei. Mit gewaltigen Schritten, die sogar noch größer waren als meine.

Trotzdem hatte er Pech. Bevor er seinen Fuß auf den rettenden Boden setzen konnte, brachen vor ihm die Bohlen weg. So schnell wie selten griff ich zu. Mein rechter Arm befand sich in Bewegung, als Suko schon stürzte. Ich bekam den Freund an der Jacke zu fassen und konnte seinen Sturz in die Tiefe für einen Moment aufhalten.

Trotzdem fiel Suko weiter.

Er schlug dabei mit den Armen um sich, bekam irgendeine Stange zu fassen, klammerte sich daran fest, wobei er allerdings die Taschenlampe verlor, die unter ihm in den kochenden, brausenden Fluten verschwand.

Der Chinese hatte selbst viel zu seiner Rettung mit beigetragen. Mit meiner Hilfe konnte er sich in die Höhe ziehen und erreichte festen Boden. Er stöhnte auf. »Danke, John, das war im rechten Augenblick.« Suko drehte den Kopf und blickte nach unten, wo das Wasser durch den engen Felskanal schäumte.

Der Steg war gebrochen. Zurück konnten wir nicht. Und ausgerechnet auf der Plattform befanden sich unsere magischen Zeichen. Wir hätten sie uns sparen können.

Ein paar Schritte weiter begann ein Gang. Tunnel war der

bessere Ausdruck. Er verlief an einer Felswand, beschrieb eine ziemlich enge Kurve und führte tiefer in die Schlucht hinein, in das drohende Dunkel, vor dem wir uns irgendwie fürchteten.

Suko deutete nach vorn. »Es geht nur dahin.«

»Vielleicht wollen unsere Gegner das.«

»Meinst du Wikka?«

»Genau. Und Jane natürlich.«

Bevor ich ging, warf ich noch einen Blick zurück. Die leuchtenden Augenpaare der gefährlichen Bergdämonen bewegten sich. Gewandt wie Affen kletterten sie an den Felsen nach unten und zogen den Kreis immer enger.

»Die treiben uns schon dahin, wo sie uns haben wollen«, sagte Suko. Seine Stimme klang bitter.

Ich hob die Schultern. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den einmal eingeschlagenen Weg zu gehen.

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Schon nach wenigen Metern tauchte ich in den Tunnel ein. Rechts von mir war er geschlossen, während er links an zahlreichen Stellen offen war. Dazwischen jedoch stützten Pfeiler die weit vorspringende Tunneldecke ab. Die offenen Stellen waren durch Eisengitter gesichert.

Wenn ich darüber hinwegschaute, fiel mein Blick in die Tiefe und auf das schäumende Wasser, das durch den Kanal raste. Als Echo wurde das Rauschen von den kahlen Felswänden zurückgeworfen. Es war eine uns immer begleitende Musik. Wohin führte der Weg?

Ich hatte zum Glück meine Lampe behalten und leuchtete den Weg vor mir aus. Der Strahl glitt über das nasse Gestein, wo das Wasser zu kleinen Eistropfen gefroren war, die im Licht blitzten wie zahlreiche wertvolle Diamanten.

Der Gang kam mir unheimlich vor. Er war düster, denn in der Schlucht gab es außer meiner Taschenlampe keine einzige Lichtquelle.

Wenn der helle Finger über die raue rechte Wand tanzte,

hatte ich das Gefühl, als würden aus dem Gestein zahlreiche Monster steigen, um sich auf mich zu stürzen.

Mich fröstelte.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Suko war stehen geblieben. Er hatte beide Hände gegen das Gitter gelegt und schaute in die Tiefe.

Als er noch in der Haltung stand, hörte ich bereits das verdächtige Knirschen.

Suko hatte das Geräusch zur selben Zeit vernommen, sprang hastig zurück und brachte so Distanz zwischen sich und mich.

Einen Herzschlag später passierte es bereits.

Da löste sich die Decke, und wir erlebten eine Hölle!

Wie ich weggekommen war, wußte ich nicht. Es war wohl ein Reflexsprung, der mich rettete, denn ich katapultierte mich vom Weg ab, hatte Glück, daß ich nicht ausrutschte, prallte noch mit der Schulter gegen die Wand, stolperte, fiel zu Boden, überschlug mich und hörte gleichzeitig das gewaltige Krachen und Donnern.

Zwischen Suko und mir war die Decke eingestürzt. Ich ahnte die Ursache und dachte daran, daß die Bergdämonen kraft ihrer geistigen Fähigkeiten in der Lage waren, Steine und Geröll zu bewegen.

Immer mehr löste sich.

Es waren gewaltige Brocken dabei, die auf die Bohlen donnerten und über den Rand rutschten, bevor sie mit einem satten Klatschen im Wasser verschwanden.

Und ich hörte das Lachen.

Während immer mehr Gestein nachrutschte, klang es mir höhnisch und hämisch entgegen. Teuflisches, siegessicheres Gelächter, wobei ich nicht einmal wußte, wer es ausstieß.

Ich hatte mich so weit zur Seite gerollt, daß mir eigentlich nicht mehr viel passieren konnte, drehte mich jetzt halb um, stützte mich auf und schaute zurück.

Nach wie vor kippten Geröllmassen nach unten. Aber die meisten Steine tanzten nicht mehr über den Rand der Abspernung, sondern blieben seltsamerweise auf dem Steg liegen, wurden zusätzlich von einem Pfeiler gehalten und verbauten Suko den Weg zu mir und umgekehrt.

Ein paar kopfgroße Steine rollten noch nach, Staub folgte, dann wurde es still.

Sekunden vergingen.

Selbst durch das Rauschen des Wasserfalls hörte ich mein eigenes Herz schlagen. Es pumpte regelrecht, und die Schläge dröhnten in meinem Kopf wider.

Meine Hände zitterten, auch die Arme, denn ich konnte sie beim Aufstützen nicht ruhig halten.

Nur allmählich kam ich zur Ruhe. Lebte Suko noch? Ich hatte mich nicht um ihn kümmern können, jetzt jedoch atmete ich auf, als ich seine Stimme vernahm.

»John!«

»Okay, Alter. Ich bin okay. Was ist mit dir?«

»Ich habe es auch geschafft. Das Zeug hat mich nicht erwischt.«

Da war ich erst einmal beruhigt.

»Aber was ist jetzt?« rief der Chinese. »Soll ich rüberkommen?«

Ich lachte. »Scherzbold. Wie denn?«

»Ich könnte außen herumklettern. Das müßte eigentlich gehen, John.«

»Nein, bleib da.«

»Und du?«

»Ich werde mich weiter umsehen. Irgendwo muß ich Jane und Wikka doch finden.«

»Du denkst an das Lachen?«

»Genau. Ich bin der Meinung, daß es nur eine der beiden gewesen sein kann. Ich gehe auf jeden Fall weiter. Halte du die Stellung.«

»Aber gib acht, daß sie dich nicht packen.«

»Keine Bange, das schaffe ich schon.« Während dieser Worte hatte ich mich aufgerichtet und schaute nach vorn. Ich sah das Ende des Tunnels. Eine halbrunde Öffnung, hinter der es grau schimmerte. Aber nicht nur das. Auch ein Bergdämon hockte dort. In einem Anfall von Wut zog ich meine Beretta und feuerte. Die Silberkugel traf genau. Sie riß das Wesen in die Höhe, das sich überschlug und liegenblieb. Als ich es erreichte, lag vor mir auf dem Boden ein Stein. Nach dem Tunnel führte der Weg auf einer Galerie weiter. Sie befand sich sehr eng an der Felswand. Auch hier war der Untergrund durch die gefrorene Feuchtigkeit glatt geworden, so daß ich Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben. Rechts wuchs noch die Wand hoch. Links hatte ich einen freien Blick über die Absperrung. Ich konnte das Ende des Wasserkanals erkennen. Die Fluten hatten ein wenig Gefälle, und sie schäumten in einen Trichter hinein, wo es gurgelte, brodelte und zischte. Dem Betrachter konnte angst und bange werden, wenn er in dieses Loch blickte. Von dort floß das Wasser wahrscheinlich unterirdisch weiter. Vom Gegenwind wurden kalte Tropfen hochgeweht. Wie kleine Nadeln stachen sie in meine Gesichtshaut. Ich schüttelte mich, ging dann weiter, leuchtete mit der Lampe und entdeckte das Warnschild. Es wies auf das Ende des Weges hin. Ich aber wollte weiter. Man hatte zur Sicherheit noch ein Quergitter aufgebaut, das allerdings leicht zu überklettern war. Dahinter setzte sich der Weg fort. Er wurde so schmal, daß ich es mit der Angst zu tun bekam, denn auf einmal gab es links von mir kein Eisengitter mehr, sondern nur eins aus Holz, das verdammt brüchig aussah. Ich ahnte, daß ich nicht mehr weit von meinem Ziel entfernt war. Bald hatte ich die Stelle erreicht, wo man mich haben wollte.

Weit vor mir wuchs düster und drohend eine Wand in die Höhe, die einen breiten Schatten warf. Innerhalb des Schattens sah ich eine Bewegung, dann leuchteten drei helle Augenpaare, und mir war klar, daß die Gegner dort auf mich warteten.

Ich bückte mich, nahm die Kreide und malte um mich herum einen Schutzkreis mit einem Allsehenden Auge, wie es auch auf meinem Kreuz eingraviert war.

So fühlte ich mich besser.

Sekunden vergingen.

Von Suko vernahm ich nichts. Nur mein eigener Atem war zu hören. Die Luft stand als graue Wolke vor meinen Lippen. Da zuckte ich zusammen, denn etwas sehr Merkwürdiges geschah. Das Allsehende Auge, dieser strahlende Kranz innerhalb des Dreiecks, glühte auf.

Dunkelrot war die Farbe. Sie hüllte mich ein, fand ihren Ansprechpartner in meinem Kreuz und die beiden gingen eine Verbindung ein. Sie hatten eine Brücke geschlagen.

Das Kreuz hing vor meiner Brust, ich stand in dem Kreis.

War ich nun geschützt?

Da hörte ich eine Stimme. Mir lief es kalt den Rücken hinab, als ich die Worte vernahm.

»Willkommen, Geisterjäger!«

Jane Collins, die ehemalige Detektivin, hatte die Worte gesprochen. Und sie waren rechts von mir aufgeklungen, wo sich die Wand befand.

Ich atmete tief durch, wollte etwas sagen, doch die Worte blieben mir im Hals stecken.

In der Felswand sah ich eine kleine Tür. Wie von Geisterhänden öffnete sie sich, und ich hörte das Knarren. Ich schaute in die Öffnung, und vor mir stand Jane Collins.

Den Anblick hätte ich verkraftet, aber Jane trug etwas auf ihren ausgestreckten Händen.

Es war ein Kopf.
Mit einem Gesicht, das sich bewegte.
Vor kurzem noch hatte ich es gesehen.
Der Kopf gehörte meinem Freund und Partner Suko!

Auch Suko hatte diese plötzliche Bewegung der Wand erlebt und mit angesehen, wie sich die Steine lösten. Nach einer Erklärung suchte er dabei nicht. Der Chinese wollte so rasch wie möglich in Deckung, um von dem fallenden Geröll nicht begraben zu werden.

Das schaffte er nicht ganz. Das Geröll wuchtete aus den Felsen, es tickte auf und rollte dann sehr seltsam zur Seite weg, so daß Suko den weiteren Verlauf der Steine nicht verfolgen konnte.

Dreimal erwischten sie ihn.

Einmal am Bein, beim zweitenmal an der Schulter, und beim dritten Treffer konnte er gerade noch seine Arme hochreißen, sonst wäre er am Kopf getroffen worden.

Der Stein war nicht groß, aber sehr kantig. Suko fiel zurück, krümmte sich und rollte sich um die eigene Achse, denn es rutschte weiteres Geröll nach, verschwand dann in der Schlucht, und der Chinese hörte noch, wie es ins Wasser klatschte.

Nur allmählich fand er wieder zu sich. Der Schock ließ ihn zittern. Alles war sehr schnell gegangen, und als Suko sich auf die neuen Umstände eingestellt hatte, sah er vor sich eine unüberwindliche Mauer aus Geröll.

Er fluchte verbissen.

Der Weg zu John Sinclair war ihm versperrt. Gleichzeitig dachte er daran, daß John vielleicht nicht soviel Glück gehabt hatte wie er, und er mußte ein paarmal schlucken.

Schließlich faßte er sich ein Herz und rief den Namen des Freundes.

Er erhielt Antwort. Und sie hörte sich an, als wäre dem Freund nichts geschehen.

Suko atmete auf. Die beiden kamen überein, getrennt zu marschieren, denn John Sinclair wollte sich hinter dem Geröllberg ein wenig umschauen. Suko dachte an die Kletterpartie, die er unternehmen mußte, um den Freund zu erreichen, und die wollte er sich nur im äußersten Notfall zumuten.

Ansonsten mußte er sich mit den Gegnern beschäftigen, die auch ihn umzingelt hatten.

Und das waren eben die Bergdämonen!

Der Chinese hatte keine Ahnung, wo sie herkamen und wie sie entstanden waren. Für ihn zählte allein ihre Existenz und ihre Gefährlichkeit.

Sie waren dabei, den Ring enger zu ziehen. Das konnte Suko genau erkennen. Wenn er seinen Blick schweifen ließ, dann sah er die sich bewegenden Augenpaare.

Sie waren überall.

In den dunklen Wänden hockten sie ebenso wie dicht über dem schäumenden Wildwasserfluß, um dem Inspektor den Rückweg auch in diese Richtung abzusperren.

Es war kaum möglich, an sie heranzukommen. Mit einem Schuß wollte Suko es ebenfalls nicht versuchen, denn die Entfernung zu den Zielen täuschte in der Dunkelheit sehr. Erst jetzt ging dem Inspektor die gesamte Raffinesse des Plans auf. Die Trennwand aus Geröll war nicht umsonst aufgebaut worden. Wenn sie die beiden Feinde schon nicht verschüttete, so hatte sie doch eine Barriere zwischen ihnen aufgebaut, so daß einer dem anderen nicht zu Hilfe kommen konnte.

Suko war ebenso auf sich allein gestellt wie sein Freund John Sinclair. Er trug die Dämonenpeitsche bei sich, die Beretta und den von Buddha geerbten Stab, außerdem die magische Kreide. Waffen genug. Wobei er die Dämonenpeitsche vorerst vergessen konnte, denn um sie einzusetzen, hätten die Gelbäugigen näher an ihn herankommen müssen. Das allerdings sah nicht so aus, denn sie hielten einen genügenden

Abstand, der auch kaum mit einer Kugel überbrückt werden konnte.

Und sie waren noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Suko sah sie in Bewegung. Unheimlich wirkte es auf ihn, denn die Geschöpfe selbst erkannte er nicht, sie verschmolzen zu sehr mit den tiefen Schatten der Felswände.

Der Chinese sah nur die wandernden Augen, die durch die Dunkelheit huschten.

Da traf ihn der Schlag.

Kein körperlicher Hieb, sondern ein wilder, geistiger Schlag, der Suko so durcheinanderbrachte, weil er darauf nicht vorbereitet gewesen war. Er riß ihn fast von den Beinen, und er taumelte zur Seite und sackte in die Knie.

Das Schlimme an dieser Attacke war, daß Suko sich nicht wehren konnte. Er sah zwar die Gegner, aber er konnte sie nicht niederstrecken, denn die Bergdämonen waren mit Kräften ausgestattet, die auf größere Entfernungen wirkten. Eiskalt schlugen sie zu, und sie zwangen den Inspektor nicht nur in die Knie, sondern auch gänzlich zu Boden.

Suko fühlte, wie seine Kräfte erlahmten. Jemand manipulierte ihn, machte ihn zu einen Spielball in den Händen gefährlicher Wesen, und so sehr er sich auch dagegen wehrte, er konnte gegen diese gefährlichen Kräfte nichts ausrichten.

Schwerfällig wälzte er sich auf den Rücken. Sein Körper zitterte. Er bekam dieses Gefühl einfach nicht unter Kontrolle, die Absätze schlugen auf den Boden, er selbst schnappte nach Luft und sah über sich einen gelbroten Ring.

Es waren die Augen der Bestien. Wenn sich diese dämonischen Wesen rasch bewegten, dann hatte es den Anschein, als würden aus den Augen gelbrote Streifen, so wie es jetzt wieder geschah, als sie den Inspektor einkesselten.

Der erste Bergdämon sprang.

Er hatte schräg über Suko gehockt. Jetzt ließ er sich fallen, packte geschickt einen Handlauf am Gitter, schwang sich darüber hinweg und landete nur zwei Schritte von Suko entfernt.

Der Inspektor hatte sich auf den Rücken gewälzt. Langsam drehte er sich zur Seite und sah das Wesen mit den gelbroten Augen und den beiden spitzen Zähnen zum erstenmal aus unmittelbarer Nähe. Suko keuchte. Selbst das Atmen fiel ihm schwer, weil die anderen Wesen ihn voll unter Kontrolle hatten.

In seinem Schädel spielten sich die seltsamsten Reaktionen ab. Da spürte er das Hämmern und Schlagen, das wilde Pochen gegen die Innendecke des Kopfes.

Sie wollten ihn zerstören.

»Nein!« knirschte Suko. »Nein, verdammt!« Er riß sich zusammen, sammelte all seine Kräfte und versuchte, machtvoll gegen seine Feinde anzugehen.

Es klappte nicht.

Die anderen waren zu stark. Immer mehr zwangen sie den Chinesen unter ihre dämonische Kontrolle, und plötzlich spürte Suko ein Brennen auf seinem Gesicht, als hätte man es mit einer Säure übergossen.

Er hatte den Mund weit aufgerissen, keuchte und stöhnte.

Was machten die nur mit ihm? Die wollten ihn zerstören, innerlich verbrennen, und sie kamen wie Schreckensgestalten direkt aus der Hölle auf ihn zu.

Von allen Seiten huschten sie heran. Dabei zogen sie den Kreis so eng, daß sie nur noch ihre fellbewachsenen Arme auszustrecken brauchten, um ihren Gegner berühren zu können. Sie hatten ihn.

Und er konnte sich nicht wehren.

Suko war ein Mensch, der sich nicht so leicht unterkriegen ließ. Er gab auch dann nicht auf, wenn andere die Hoffnung längst hatten fahren lassen.

Auch jetzt hielt er seine Augen weit geöffnet, denn er wollte die Gegner sehen, die ihn umstanden.

Die Schädel und Augen verschwammen vor seinen Blicken. Sie bildeten ein wirres Durcheinander aus hellen Streifen und dunklen Schatten, die einen rasenden Wirbel veranstalteten,

der Suko erfaßte und wie mit gierigen Händen unter seinen Körper griff.

Er wurde hochgehoben.

Der Schreck war wie ein spitzes Messer, das seine Brust durchschnitt. Trotz seiner gefährlichen Lage und des Schleiers in seinem Hirn überlegte Suko noch.

Und er kam zu einer schlimmen Schlußfolgerung. Wenn er weiter in die Höhe gerissen wurde, dann war es für die anderen ein Leichtes, ihn über das Gitter in die mörderische Tiefe und damit in den reißenden Strom zu schleudern.

Daran dachte er, während ihn Kräfte anhoben, die er nicht mehr kontrollieren konnte.

Suko fühlte sich hilflos wie selten. Er wollte mit seinen Armen um sich schlagen, die Gegner treffen und zur Seite schleudern.

Er konnte sich kaum bewegen. Seine Reaktionen kamen ihm zeitlupenhaft vor. Die anderen hielten die Trümpfe in der Hand und bewegten den Körper des Chinesen nur mit Hilfe ihrer gefährlich starken geistigen Kräfte.

Doch der Inspektor kämpfte.

Krächzende Laute drangen aus seinem geöffneten Mund.

Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, der Kopf drohte zu zerspringen.

Er kämpfte mit allem, was er hatte, gegen diese Gefahr an.

Dabei winkelte er seinen Arm an. Die Hand fiel auf die Brust, rutschte nach unten und berührte etwas, das in seiner Innentasche steckte.

Es war der Stab des großen Buddha!

Und da wußte Suko, wie er sich unter Umständen aus dieser lebensgefährlichen Lage retten konnte.

Aber hatte er die Kraft?

Das durfte nicht wahr sein!

Jane Collins stand vor mir und hielt den Kopf meines Freundes Suko auf ihren Händen.

Ich wurde fast wahnsinnig, schüttelte meinen eigenen Kopf und glaubte mich in einen schlimmen Alptraum versetzt. Mein Magen war zu einem Stein geworden. Als ich einatmen wollte, da sperrte sich etwas dagegen, meine Hände verkrampften sich, der Schweiß lief mir über das Gesicht, und ich vernahm Janes wildes, höhnisches, triumphierendes Lachen, das mir entgegenschwang.

Ich hätte vor Wut schreien können, doch nicht ein Ton drang aus meiner Kehle. Der Schock bannte mich auf der Stelle, während ich nur dieses grauenhafte Bild sah und einfach nicht wegschauen konnte.

Es war schlimm.

Trotzdem wollte ich nicht stehenbleiben und nichts tun. Ich mußte weiterdenken, und ich löste meinen Blick von Jane Collins, denn schräg hinter ihr war noch jemand erschienen. Wikka, die Oberhexe!

Während Jane völlig normale Kleidung trug, hatte Wikka ihr Gewand übergestreift, das bis zum Boden reichte. Unter ihrem Hals befand sich ein tropfenförmiger Ausschnitt. Ein hinter Wikka brennendes kleines Feuer zeichnete ihre Umrisse scharf ab, es bildete gewissermaßen einen rötlichen Hintergrund, der genau zu dieser widerlichen und mit teuflischen Kräften ausgestatteten Hexe paßte.

Ich erkannte auch ihr Markenzeichen, die beiden giftgrünen Schlangen, die aus ihrer Stirn wuchsen und deren Mäuler geöffnet waren, wobei ich die kleinen Zungen erkennen konnte, die aus den Schlangenköpfen hervorhuschten.

Wikka war gut vorbereitet. Sie hatte genau gewußt, daß ich kommen würde, aber sie hatte sich verrechnet, denn ich stand innerhalb einer magischen Schutzzone.

Das Kreuz hatte phantastisch reagiert und sich aktiviert. Zusammen mit dem Allsehenden Auge, das es zweimal

gab, schützte es mich, denn weder Wikka noch Jane griffen mich an.

Dafür hatte Jane jedoch den Kopf meines Freundes.

»Nun, Geisterjäger?« fragte sie. »Wie fühlst du dich, wenn du so auf den Schädel deines Freundes schaust?«

Ich gab ihr keine Antwort. Mein Blick blieb auf dem Kopf kleben. Da rollten die Augen, der Mund klappte auf und zu wie bei einem Fisch im Wasser, aber das waren auch die einzigen Bewegungen, die dieser Kopf machte. Ansonsten reagierte er überhaupt nicht, und dies wiederum wunderte mich. Immer dieselben Bewegungen, wie bei einem Roboter oder Automaten.

Himmel, das war es!

Nein, sie hatten mich eiskalt geblufft. Das war nicht der Schädel meines Freundes, sondern eine magische Imitation. Bevor ich allerdings die Probe aufs Exempel machen konnte, kam Jane Collins mir zuvor.

Plötzlich lachte sie wild auf und schleuderte den Schädel weg. Er flog an mir vorbei. Ich drehte mich nach rechts, verfolgte ihn mit meinen Blicken und sah, wie er in einer gewaltigen Feuerlohe auseinanderplatzte, so daß von ihm nichts mehr übrigblieb.

»Das war Suko!« kreischte Jane und hob ihre Arme.

»Nein, das war er nicht!« erwiderte ich kalt und ging einen Schritt vor.

Ich hatte zuvor die kleine Tür in der Felswand gesehen, wollte mich bücken, um hindurchgehen zu können, das allerdings war nicht mehr möglich.

Die magische Kraft, ausgelöst durch die Verbindung meines Kreuzes mit den beiden Allsehenden Augen, strahlte so weit ab, daß sie auch die Felswand erfaßten und das Gestein zum Glühen brachten.

Es leuchtete plötzlich dunkelrot auf, begann zu knistern und zu knacken, eine Höhle entstand, ein gewaltiges Loch, denn das Gestein schmolz einfach weg.

»Nein ...« flüsterte Jane Collins. »Neiinnnn!« schrie sie dann und wankte zurück.

Auch Wikka war für einen Moment durcheinander. Sie mußte mit ansehen, wie Jane Collins in den Hintergrund der Höhle zurückwich und ich innerhalb des magischen Scheins immer weiter voranschritt.

Ich fühlte mich verdammt gut, denn ich hatte erlebt, daß das Kreuz eine Verbindung eingehen konnte. Ich wußte zwar, wo es herstammte, kannte auch die Formel, um es zu aktivieren, dennoch gab es jetzt weitere Einzelheiten preis.

Konnte ich gewinnen?

Jane war in den Hintergrund der Höhle zurückgewichen.

Ihre Bewegungen wirkten fahrig, fast wäre sie noch in das kleine Feuer gefallen, aber ich hatte nur Augen für ihre große Meisterin Wikka.

Die Oberhexe schüttelte sich. »Sinclair!« flüsterte sie. »Ich habe Jane Collins dein Grab versprochen, und ich werde dieses Versprechen halten, darauf kannst du dich verlassen!« »Mein Grab?« Ich unterhielt mich mit ihr, obwohl ich ein unheimliches Phänomen erlebte, denn ich konnte dank der weißmagischen Kräfte durch die Felswand gehen.

»Ja, dein Grab. Ich habe es Jane Collins gesagt. Das Grab in der Teufelsschlucht. Ein Grab für John Sinclair. Gefällt dir das?«

»Kaum!«

»Kann ich mir vorstellen. Aber es geht keinen Weg daran vorbei, das kann ich dir sagen!«

»Ich setze dagegen!«

Hart und kalt klang meine Stimme, denn ich wußte in diesen Augenblicken, daß sie mir nichts anhaben konnte. Diese verdammte Hexe würde es nicht schaffen, mich aus dem Weg zu räumen, obwohl sie es wieder einmal versuchte.

Dabei griff sie zu ihren alten Tricks. An ihrer Stirn streckten sich die beiden Schlangen. Mir schien es, als würden sie Kraft sammeln, und dann lösten sie sich vom Kopf der Hexe.

Die beiden Schlangen waren wie Pfeile, die auf mich zuschossen und auch den Rand meiner magischen Zone erreichten.

Es war mir schwergefallen, einfach stehenzubleiben. Normalerweise wäre ich in Deckung gegangen, aber ich vertraute auf meine Schutzzone.

Und sie hielt.

Die Schlangen prallten dagegen. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich in ihre aufgerissenen Mäuler, bevor die Schlangen zu regelrechten Wunderkerzen wurden und vor meinen Augen verbrannten.

Leider regenerierten sich diese Wesen immer wieder. Wikka konnte sie praktisch neu erschaffen, ich hatte mit der Vernichtung dieser Schlangen nichts erreicht

Doch ich ging weiter vor.

»Ich bekomme dich, Wikka!« zischte ich ihr entgegen. »Und dann wirst du vernichtet.«

Sie lachte gellend, bewegte ihre Arme und schlug dabei Kreise, die entgegen dem Uhrzeigersinn liefen.

Diese an sich lächerliche Bewegung hatte es in sich. Denn die Kreise zogen grüne Feuerschweife hinter sich her, die sich zu Spiralen formten.

Ihr Ziel war ich!

Wie Speere stießen sie in meinen magischen Schutzschirm, der im selben Augenblick zusammenbrach ...

Es fiel Suko unendlich schwer, seine Finger zu bewegen. Aber er mußte es, mußte sie krümmen, um an den Stab zu gelangen. Wenn er es nicht schaffte, war er verloren.

Der Chinese schwebte in der Luft, und er wurde von den unheimlichen Kräften der Bergdämonen höher geschoben. Es war nur eine Frage von Sekunden, bis er den oberen Rand des Gitters erreicht hatte.

Endlich hatte es der Inspektor geschafft und umklammerte

seine so wertvolle Waffe. Ein Jubelschrei wollte aus seiner Kehle dringen, aber er blieb ihm im Hals stecken.

Dann rief er das Wort.

»Topar!«

Jedenfalls glaubte Suko, es gerufen zu haben, doch nur ein Flüstern drang aus seinem Mund.

Jedoch laut genug, um von den ihn umgebenden Bergdämonen gehört zu werden.

Die Kraft der anderen verschwand, wurde innerhalb eines Augenblicks ausgelöscht, und Suko fiel nach unten.

Er schlug heftig zu Boden, konnte sich nicht abrollen und spürte den Aufschlag bis in den letzten Winkel seines Gehirns. Sterne blitzten vor seinen Augen auf, gleichzeitig auch die Erkenntnis, daß er auf keinen Fall liegenbleiben und sich ausruhen durfte. Die fünf Sekunden, in denen die Zeit stillstand, mußte er ausnutzen, um sich zu retten.

Leider konnte er seine gefährlichen Gegner nicht vernichten. Hätte er das während dieser Zeitspanne getan, wäre die Wirkung und die Kraft des Stabs dahingewesen.

So mußte er warten.

In fünf Sekunden kann sehr viel oder auch gar nichts geschehen.

Suko wollte die Zeit jedoch nicht ungenutzt verstreichen lassen, deshalb riß er die Dämonenpeitsche hervor, nachdem er sich aufgerappelt hatte, und schlug einmal den Kreis über den Boden.

Die drei Riemen fielen nach draußen.

Sie bestanden aus der Haut des Herrn der roten Hölle, eines uralten Dämons, der in Island gelebt hatte und sich als wahrer Besitzer der Peitsche ansah.

Noch eine Sekunde.

In dieser kurzen Zeitspanne stellte Suko fest, daß seine Gegner ihn umkreist hatten. Wenn er mit der Peitsche schlug, dann mußte er sich rasch drehen.

Die Zeit war um!

Augenblicklich geriet Bewegung in die Bergdämonen. Auch Suko spürte wieder die schwarzmagischen Kräfte, die sein Ich außer Gefecht setzen wollten, und er kannte jetzt keinen Pardon.

Seine Rache traf voll.

Der Chinese stieß sogar einen wilden Kampfschrei aus, als er sich um die eigene Achse drehte und seine Peitsche schwang. Plötzlich legten sich die Riemen waagerecht. Die Fliehkraft trieb sie in die Höhe, und als sie gegen die Körper der Bergdämonen klatschten, war das Musik in Sukos Ohren. Er lachte sogar.

Es war ein Zeichen seiner Erlösung. Endlich hatte er es geschafft. Nicht die anderen attackierten ihn, sondern er griff jetzt sie an.

Und wie!

Die Dämonenpeitsche räumte furchtbar auf. Sie fetzte die Wesen auseinander. Ein Chaos aus wirbelnden Körpern und huschenden Schatten entstand. Dazwischen glühten die gelb-roten Augen wie letzte aufzuckende Flammen, bevor die Dunkelheit sie auslöschte.

Unheimliche Todesschreie gellten dem Inspektor entgegen. Die Bergdämonen bekamen die uralte Schwarze Magie der Peitsche zu spüren, und sie wurden auseinandergerissen.

Suko schlug weiter.

Jetzt glich er einem Roboter. Er führte die Schläge kreisförmig, wechselte noch in derselben Sekunde, so daß die Riemen von oben nach unten klatschten.

Ja, klatschten.

Die Todesmelodie wurde eingeläutet, und je mehr Wesen der Chinese vernichtete, um so weniger wurde er von den Bergdämonen beeinflußt. Sein Gehirn war wieder frei.

Ein hohles Pfeifen drang an seine Ohren. Ein letzter Dämon versuchte zu fliehen, aber Suko war schneller. Mit wenigen Schritten hatte er ihn eingeholt und schlug zu.

In den Rücken krachten die drei Riemen der Peitsche.

Den Dämon hob es fast aus den Schuhen. Zwar stimmte der Vergleich nicht, weil das Wesen keine Schuhe trug, aber Suko kam nichts anderes in den Sinn.

Es war der letzte.

Er polterte zu Boden. Poltern war genau der richtige Ausdruck, denn die Wesen hatten sich nicht aufgelöst, sie waren zu Stein geworden.

Erschöpft taumelte Suko zur Seite und lehnte sich an das Absperriegitter. Er hätte nicht gedacht, es doch noch zu schaffen. Wieder einmal hatte es sich ausgezahlt, daß er niemals aufgab. Ausruhen jedoch konnte er sich nicht, denn in seinem Rücken hörte er ein gewaltiges Knirschen, Poltern und Schlagen.

Kaum war das Geräusch aufgeklungen, als der Inspektor schon herumfuhr. Seine Augen weiteten sich, denn was er zunächst nur vermutet hatte, bestätigte sich.

Das Geröll geriet ins Rutschen.

Bisher war es von den magischen Kräften der Bergdämonen gehalten worden. Die Bergdämonen gab es nicht mehr, und das Geröll gehorchte den Gesetzen der Physik.

Der von hinten kommende Druck schob die Steinmassen nach vorn. Er wuchtete sie auf den Abgrund zu, wo die gewaltige Steinlawine polternd in die Tiefe verschwand.

Suko hatte freie Sicht.

Er sah das rote, unheimliche Glühen und hörte gleichzeitig die Schreie aus der Wand.

Da war etwas passiert!

Der Chinese startete ...

Der magische Schutzschirm war zerstört. Ich hatte die Kräfte der Oberhexe Wikka unterschätzt und vernahm ihr gellendes Lachen, in das sie gleichzeitig die Worte kreischend und wild hineinstieß: »Dein Grab, Sinclair! Dein Grab in der Teufelschlucht! Du bekommst es doch!«

Was sollte ich tun? Ich mußte mich innerhalb einer kurzen Zeitspanne entscheiden.

Auch Jane hatte mitbekommen, daß mir die guten Karten aus der Hand gerissen worden waren. Sie kreischte ebenfalls wild und bewegte sich auf mich zu.

Verdammt auch!

»Du wirst verrecken, Geisterjäger!« brüllte sie mir entgegen. Ihr Gesicht war zu einer haßentstellten Fratze geworden. Die Arme hatte sie vorgestreckt, die Hände gespreizt, das lange Haar flatterte, in den Augen lag ein mörderischer Ausdruck, und der Widerschein des Feuers zuckte über ihr Gesicht. Jetzt allerdings verstärkte er sich noch, denn dafür hatte Wikka gesorgt.

»In die Teufelsschlucht mit dir!« schrie sie, breitete ihre Arme aus und ließ die Hexenkräfte spielen.

Sie war die Meisterin, und sie beherrschte nicht nur ihre untergebenen Hexen, sondern auch das gefährliche, alles vernichtende Feuer.

Mit den Flammen spielte sie, und diese Flammen schickte sie mir entgegen.

Als wäre das kleine Feuer von einem mächtigen Windstoß erfaßt worden, so puffte es in die Höhe, die tanzenden Flammen erfaßten mit ihren Spitzen die Decke der Höhle, füllten sie aus, und ich mußte zurück.

Noch war der Weg frei.

Oder?

Nein, ich prallte gegen die Wand. Es war genau die Stelle, die meine Magie geöffnet hatte. Jetzt war sie geschlossen, und mir blieb nur als kleiner Ausweg die Tür.

Doch auch sie wurde versperrt.

Ein Teil des Feuers machte sich selbständig, huschte über den Boden, und die kleinen Flammen sprangen wie gefährliche, winzige Dämonen. Sie gerieten auch in die Nähe der Jane Collins, die zurückwich, um nicht erfaßt zu werden.

Die Hitze war mörderisch. Ich hatte das Gefühl, von ihr aus-

gelöscht zu werden. Meine Haut schien nur noch aus einer glühenden Masse zu bestehen, und in diesen schrecklichen Sekunden, da ich kaum Luft bekam, durchzuckte mich eine verzweifelte Idee.

Jane war durch ihr Ausweichmanöver in meine Nähe geraten. Das ließ ich mir nicht entgehen.

Blitzschnell packte ich zu.

Jane sah meinen auf sie zuschnellenden Arm, drehte sich und wollte weg.

Fast hätte sie es noch geschafft, doch da waren ihre Haare, die wie ein Vorhang hochschwangen und in die sich meine Finger der rechten Hand krallten.

Ich packte zu.

Jane Collins wurde mitten in der Bewegung gestoppt. Sie zuckte zuerst hoch, dann blieb sie für die Länge eines Lidschlags in dieser steifen Haltung, bevor sich die Kraft auch bei ihr bemerkbar machte und sie auf mich zu gerissen wurde. Sie fiel mir genau in den linken Arm.

Das alles war sehr schnell gegangen. Wikka war nicht mehr dazu gekommen, eine Gegenmaßnahme zu ergreifen, denn nun hatten sich die Vorzeichen wieder verschoben.

Ich besaß eine Geisel.

Jane!

»Stopp das Feuer!« brüllte ich Wikka an. »Stopp es, oder ich werde Jane Collins mit in die Flammen nehmen!«

Viel Zeit hatte die Oberhexe nicht, eine Entscheidung zu treffen. Ihr blieben höchstens Sekunden, dann würden wir von dem Feuer erfaßt und verbrannten elendiglich.

Schon jetzt bekam ich keine Luft mehr. Meine Augen brannten. Ich hatte den Mund aufgerissen, mein Gesicht war verzerrt, und ich konnte erleben, daß es Jane Collins auch nicht anders erging.

Sie wand sich in meinem Griff. Ihre Bewegungen waren schwach, zuviel an Kraft hatte sie verloren. Sie schnappte nach Luft, schrie, keuchte und röchelte.

Auch ich konnte kaum noch sprechen. In meinem Hals schien alles festzusitzen. Ich hustete mehr, als daß ich die Worte ausstieß. »Stopp die Flammen!«

Wikka überlegte noch. Ihr tat das Feuer nichts. Sie beherrschte es, und sie stand wie eine rächende Göttin vor den Flammen, das Gesicht zur Maske erstarrt, über die der Widerschein der tanzenden Feuerzungen huschte.

Wie würde sie sich entscheiden?

Lange konnte ich es nicht mehr aushalten. Jane wurde in meinen Armen immer schwerer. Ich hatte Mühe, sie überhaupt noch festzuhalten, denn auch mich verließen allmählich die Kräfte.

Wartete Wikka darauf?

Es wäre ihr zuzutrauen gewesen, und ich hatte mich nicht getäuscht. Sie wollte mich aus dem Spiel haben. Und wenn ihre Dienerin dabei draufging, das war ihr egal.

»Nein, Geisterjäger! Ich stoppe die Flammen nicht. Du sollst verrecken! Zu Asche werden! Ich habe dir das Grab versprochen, und ich werde mein Versprechen halten!« Sie schrie und lachte in einem.

Im selben Augenblick rutschte mir Jane Collins aus dem Griff. Sie war zu schwer geworden, und ich hatte sie einfach nicht mehr halten können, und auch meine Knie wurden weich.

»Ja!« brüllte Wikka. »Jetzt!«

Und da peitschten die Schüsse!

Suko hatte die Schreie gehört. Er wußte, daß John Sinclair gegen einen verdammt starken Feind kämpfte, und er glaubte nicht, daß es so einfach zu schaffen war.

Fast wäre er an der kleinen Tür im Fels vorbeigehuscht. Im letzten Augenblick entdeckte er sie, hörte auch das Schreien, sah den zuckenden Widerschein der Flammen auf der Öffnung tanzen und stürzte sich einfach hinein.

Der Inspektor brauchte nicht lange zu überlegen, um den Ernst der Lage zu überblicken.

Er schoß.

Drei Kugeln setzte er in die Richtung, wo Wikka stand, wußte nicht, ob er getroffen hatte, hörte ihr Wutgebrüll und warf sich vor, wobei seine Arme John Sinclair umklammerten, der sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zusammenbrach.

Wikka war durch die Schüsse für einen Moment abgelenkt worden. Bevor sie Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, hatte Suko seinen Freund schon aus der Höhle gezogen und war kaum draußen, als er ihn hoch und über die Schulter wuchtete. Dann begann der Wettlauf. Der Chinese schaute sich nicht um. Er wollte so schnell wie möglich aus dieser verdammten Schlucht entkommen.

Er mußte jedoch dort stoppen, wo der Steg zusammengebrochen war. Weiter kam er nicht.

Dafür hörte er etwas.

Das Geräusch eines Hubschraubers, und er sah die beiden hellen Lichtlanzen, die von der Maschine aus in die Tiefe stachen, wo sie einen Teil der Schlucht ausleuchteten.

Da kam Rettung.

Und Wikka zog sich zurück.

Sie ritt nicht auf einem Besen, sondern fauchte als Flammenstrahl in die Luft, wobei sie Jane Collins festhielt und unter den Arm geklemmt hatte wie ein Weihnachtspaket. Der Inspektor hob die Faust. Es war eine wütende, verzweifelte Geste. Von Wikka aber, da war er sicher, würden er und John Sinclair noch einiges hören.

Im Hubschrauber kam ich wieder zu mir. Nicht nur Suko befand sich bei mir, sondern auch Bill Conolly. Er hatte die Männer der Rettung alarmiert, nachdem er von seinem Standort aus den Widerschein der Flammen entdeckt hatte.

Wir waren hochgehievt worden, und ich wurde noch in der Maschine ärztlich versorgt.

In Thusis hielt man mich einen Tag im Krankenhaus fest. Am Heiligabend jedoch wurde ich wieder entlassen. Schließlich wollte ich mit meinen Freunden das Weihnachtsfest feiern. Das tat ich auch.

Im Hotel Sonnenstern war alles vorbereitet. Es gab eine herrliche Bescherung. Marita Lenze, die Direktorin, und ihr Mann hatten alles sehr nett gerichtet. Wir tranken Champagner und vergaßen für einen langen Abend alle Sorgen.

Auch Carlo Lai erschien später, und Georgette, die Bardame, bewies uns, daß sie nicht nur Chansons singen, sondern auch Weihnachtslieder sehr stimmungsvoll vortragen konnte.

Als die Kinder im Bett lagen, trafen wir uns an der gemütlichen Bar.

Im Flur fragte mich Shao, deren Augen wie Weihnachtskugeln glänzten: »Wann möchtest du denn wieder nach London, John?«

»Frag mich das erst übermorgen. Für mich ist Weihnachten. In diesem Sinne: Merry Christmas ...«

PANDORAS BOTSCHAFT

Die Nacht war für grausame Taten wie geschaffen!
Nicht nur die Dunkelheit allein sorgte dafür, auch der mörderische Sturm, der über dem Meer tobte. Er ließ die Wellen zu haushohen Brechern wachsen und schleuderte sie gegen die Küsten der zahlreichen Inseln.

Urgewalten des Meeres schien der Sturm freigesetzt zu haben. Ein Donnern und Krachen erfüllt die Luft. Die Schiffe, die jetzt nicht die geschützten Häfen angelaufen hatten, waren rettungslos verloren. Das Wasser war gierig. Es schäumte, donnerte, quirlte, brauste, und eine Welle versuchte die andere zu übertrumpfen.

Mit dem Sturm kam das Gewitter. Unmeßbare Kräfte tobten am Himmel. Sie zerrissen die gewaltigen Wolkenberge in zahlreiche Teile, und der heulende Sturm schleuderte die Wolken nach allen Seiten weg, riß weitere Lücken in sie hinein, durch die das fahle Grau eines Himmels schimmerte und manchmal ein paar einsam stehende Sterne zu sehen waren.

Ein Wetter wie die Hölle!

Sie selbst schien ihre Pforten geöffnet zu haben, um Göttervater Zeus die Leviten zu lesen.

Die Nacht der Gewalten, die Nacht der finsternen Dämonen. Himmel und Erde waren zu einer gewaltigen Wasserwand vereint, die nur hin und wieder von stürmischen Wirbeln und Böen zerfetzt wurde.

In einem nahezu gleichmäßigen Rhythmus rollten die Wellenberge gegen die zahlreichen Inseln an. Die kleineren von ihnen verschwanden unter den Wassermassen. Das Meer überspülte sie kurzerhand, um sie anschließend wieder freizugeben, denn dann tauchten sie wie geisterhafte Wesen aus den Fluten wieder auf.

An den großen Inseln rannten sich die Wellenberge fest. Dort wurden sie gebrochen, aufgeteilt, zerrissen in lange, schaumige Streifen, die jedoch nicht aufgaben, sich wieder zu Wellen vereinigen, um erneut gegen die felsigen Küsten geschleudert zu werden.

Auf einer der Inseln war es besonders schlimm. Hier tobte sich das Unwetter mit seiner gesamten Macht aus. Hier wütete der Orkan wie ein irrer Dämon. Er zerrte an dem kargen Gras, knickte verkrüppelte Bäume, schleuderte Steine, Sand und Erde in die Höhe, wobei die gewaltigen Staubschleier fast bis in die tiefhängenden Gewitterwolken hineinrasten.

Ununterbrochen krachte der Donner. Blitze rissen die Wolken auf, als hätte jemand mit einer gewaltigen Axt dazwischengeschlagen.

Dann folgte der Regen.

Das Wort konnte man eigentlich dafür nicht gebrauchen.

Eine wahre Sintflut fiel aus den Wolken, ein unendlicher Wasservorhang, der nie abzureißen schien.

Eine Hölle aus Regen, Sturm, Donner und Blitzen entlud sich über dem Meer.

Der trockene Boden der Inseln wurde aufgeweicht. Wo die Hänge lagen, jagte das aus den Wolken fallende Wasser wie mit gewaltigen Trommelschlägen zu Boden. Es wühlte die Erde auf, umspülte sie und verursachte riesige Erdrutsche. Die Massen bewegten sich auf den schrägen Hängen dem Meer zu. Sie rissen alles mit, was nicht den nötigen Halt hatte. Selbst Bäume konnten ihnen nicht widerstehen. Das Wasser, vermischt mit brauner, lehmiger Erde, tat, was es wollte. Krater entstanden. Blitze jagten über den Himmel. Die hellen Pfeile spalteten die Wolken, und sie jagten nicht nur in das Meer, sondern auch den Inseln entgegen.

Ein Blitz setzte besonders hohe Energie frei. Wie ein gewaltiger Faustschlag fuhr er in den Boden der großen Insel, riß ihn auf und hinterließ einen Krater.

Gleichzeitig begann die Erde zu beben. Unterirdische Kräfte begannen sich zu rühren, konnten sich endlich entfalten, wühlten den Boden von innen auf und sorgten dafür, daß all der Dreck und der Lehm in die Höhe geschleudert wurden, um sich mit dem Regen zu vermischen.

Ein Mensch wäre geflüchtet. Er hätte so schnell wie möglich

versucht, sich in Sicherheit zu bringen, und dennoch gab es jemanden, der sich auf der Insel aufhielt.

Ein Mensch? Oder ein Gott?

Vielleicht eine Mischung aus beiden?

Auf jeden Fall eine Gestalt, die übergroß wirkte und nur mehr ein Schatten innerhalb des gewaltigen Wasservorhangs war. Ein Schatten, der sich allmählich herauskristallisierte und sich aus den dunstigen Massen hervorschälte, aber immer verschwommen blieb.

Der Schatten war erschienen, um eine Aufgabe zu erfüllen. Er hatte auf diese Stunde und dieses Wetter gewartet, denn nur wenn die Götter zürnten, konnte er seiner Aufgabe gerecht werden.

Am Rande des Kraters blieb der Schatten stehen. Er hatte seinen Kopf gesenkt und schaute in die Tiefe.

Dort brodelte und kochte es. Lehm, Wasser, Hitze und Dampf vereinigten sich zu einem mörderischen Hexenkessel, der an ein Maul erinnerte, das alles verschlingen wollte.

Aus dem Innern der Erde drückten die Kräfte. Gigantisch und titanenhaft versuchten sie, das zu zerstören und an die Oberfläche zu bringen, was vor Tausenden von Jahren entstanden war.

Es mußte aus der Tiefe aufsteigen, das Schicksal hatte es so bestimmt.

Und es kam.

Die einsame Gestalt am Rand des Kraters sah, wie das Wasser noch mehr aufgewühlt wurde und schäumte. Ein Sog entstand, der jedoch nicht nach innen gerissen wurde, sondern in die entgegengesetzte Richtung, und der seine gewaltigen Massen wie das Maul eines Riesen ausspie.

Aus dem Erdinnern der Insel holte er Lehm, Wasser und Dampf. Die drei Dinge vermischten sich zu gewaltigen Klumpen, die der Druck bis in die Wolken hineinschleuderte, wo er sich zu einem Pilz ausbreitete, bevor er wieder zurück auf die Erde fiel.

Stundenlang dauerte das Unwetter an. Ebenso lange wurde auch der Lehm aus dem Erdinnern hochgeschleudert, stieg in die Wolken, fiel wieder zurück, um erneut in den Kreislauf zu geraten.

Und doch blieb soviel Lehm an den Rändern des Kraters zurück, wie die einsame Gestalt benötigte.

Sie hatte Zeit, wartete stundenlang, und irgendwann - der Morgen graute bereits - schwächte das Unwetter ab.

Es blieb allerdings noch dunkel, was der einsamen Gestalt, die die halbe Nacht über gewartet hatte, sehr recht war. Sie stieg auf einen der Lehmhügel hinauf. Schattenhaft wirkte ihr Bücken, dann wühlten Hände in der feuchten Erde und schleuderten den Lehm in die Höhe.

Das Lachen, das aus dem nicht zu erkennenden Mund der Gestalt drang, hörte sich triumphierend an, und der Einsame nahm den feuchten, aus den Tiefen der Erde stammenden Lehm, häufte ihn aufeinander und formte daraus eine Figur. Drei große Klumpen legte er übereinander, drückte sie fest, wobei der oberste Klumpen der kleinste war, der mittlere der größte und der letzte wieder ein wenig abfiel.

Der Einsame trat dicht an sein noch sehr unvollkommen wirkendes Werk heran. Er schaute für einen Moment auf die drei Teile, bevor plötzlich seltsam verschwommen wirkende Hände erschienen, die sich an der unfertigen Lehmfigur zu schaffen machten.

Es begann oben.

Ein Gesicht entstand. Da wurden die Augen in die Masse gedrückt, eine Nase geformt, Ohren modelliert, ein Mund, das Kinn und auch eine hohe Stirn herausgearbeitet.

All dies geschah mit einer Sorgfalt, wie sie nur ein Künstler aufbringen konnte, der sich mit seinem Werk identifizierte. Es wurde ein Gesicht, und ein unsichtbarer Beobachter hätte schon die Züge einer Frau erkannt.

Sacht wie die Finger eines Masseurs glitten die Hände weiter und formten den Hals der Frau. Geschwungen wurde

er, erhielt eine nahezu perfekte Linienführung, und ebenso perfekt wurden die Schultern, die Arme und der Rumpf. Der Göttervater Zeus hatte befohlen, eine sehr schöne Frau zu modellieren. Diesen Befehl befolgte der Einsame, denn Schönheit und Grauen sollten eine Verbindung eingehen. Geschickt arbeitete der Künstler weiter. Innerhalb kurzer Zeit war ein prächtiger Frauenkörper entstanden, der allerdings noch lehmbraun schimmerte und erst die richtige Farbe der Haut erhalten mußte.

Der einsame Künstler kümmerte sich um jedes Fingerglied. Er schuf sogar Hautfalten und gab sich besondere Mühe bei den Brüsten der Frau. Sie sollten, zusammen mit dem übrigen Körper, die Männer in ihren Bann schlagen, um sie von dem anschließenden Schrecken abzulenken.

Der Morgen graute weiter. Im Osten wurde es hell. Ein schmaler gelber Streifen schob sich ein wenig schüchtern über den Horizont, ebenso schüchtern wie der erste Sonnenstrahl, der dann über das Meer streifte und auf dem Wasser in einer grellen Kaskade explodierte, so daß sein Schein die Wellen mit einem goldenen Schleier belegte.

Der Einsame drehte sich um.

Wenn die Sonne aus den Fluten stieg und das Meer zu flüssigem Gold werden ließ, würde sich die Schönheit der Natur auch auf die Frau übertragen.

So hatte der große Göttervater gesprochen, und so empfand der Einsame es auch.

Die Sonne stieg höher.

Es war nicht nur sie allein, die diese immense Leuchtkraft aufbrachte. Etwas anderes stand hinter ihr. Es blitzte hell und silbrig, wahre Lichtkaskaden fluteten heran, und plötzlich stand die Insel eingehüllt in eine strahlende Aura.

Raum und Zeit schienen zu verschwinden. Sie hatten ihre Gültigkeit verloren, wenn Zeus, der Göttervater, direkt in das Geschehen auf der Erde eingriff.

Das Eiland im Meer schien zu schweben, an einem Band zu

hängen und einzutauchen in die gewaltige Glocke aus Licht. Es verging Zeit, aber sie war nicht *zu* spüren. Wo der Geist regiert, ist die Zeit unwichtig.

Und der Geist handelte.

Er vollendete und vervollkommnete das, was der einsame Künstler mit seinen Händen aus dem Lehm der Erde geschaffen hatte.

Aus dem Lehm wurde eine Haut. Die Hand der Götter sorgte dafür, daß diese Umwandlung geschah. Und die Frau überstrahlte in ihrer Schönheit selbst das Licht der Sonne.

Zeus hatte das Werk vollendet.

Eine neue Legende war entstanden.

Pandora!

Der monotone Choral der Mönche hallte durch das Kirchenschiff. Das Echo des Gesangs geisterte gegen die Wände und kam verstärkt zurück. Es fuhr wie ein Windhauch über die gebeugten Rücken der betenden Kuttenträger, die sich ganz ihrer Andacht hingaben.

In diesem einsamen Kloster lebten, beteten und arbeiteten sie. Hoch oben in den schottischen Bergen stand es bereits seit langer Zeit, und es hatte den Naturgewalten ebenso getrotzt wie vor vielen Jahren den Angriffen heidnischer Menschen. Das Kloster war zu einer Trutzburg des Guten geworden, in dem die Mönche ihre Sicherheit fanden.

Es hatte auch andere Zeiten gegeben. Schreckliche Morde waren hinter den dicken Klostermauern passiert. Unheimliche Gestalten aus dem Reich der Finsternis hatten das Kloster angegriffen, und es wäre ihnen fast gelungen, es an sich zu reißen.

Ein Abt hatte sein Leben verloren, andere Mönche waren verletzt worden, doch wie ein Mann standen sie hinter ihrem Glauben und der Sache des Guten.

Sie ließen sich durch nichts vertreiben. Nicht von den

Menschen, nicht von Dämonen und erst recht nicht vom Satan, dem sie den Kampf angesagt hatten.

Die Mönche beteten viel. Ora et labora - bete und arbeite. So lautete ihre Devise, und ihr allein blieben sie treu. Dafür starben sie, dafür gaben sie vieles auf.

Ihre Zeit war genau eingeteilt. Es gab keine Stunde Leerlauf am Tag, und auch die Gebete gehörten zu den Ritualen, die das ganze Jahr über abliefen. Jeder Bruder mußte sich in der Kapelle einfinden und an der Andacht teilnehmen.

Nachdem der Choral der Mönche verstummt war, erhob sich der Vorbeter. Der Mann stand aus seiner knienden Haltung auf, streckte seinen Rücken und schritt auf den schmucklosen Altarstein zu, der vor den Bänken mit den betenden Mönchen seinen Platz gefunden hatte.

Der Vorbeter verneigte sich, berührte die Altarplatte mit seinen Lippen und drehte sich um.

Er schaute auf seine Brüder, die in jetzt stummer Andacht in den Bänken knieten und die Hände gefaltet hatten. Rechts und links des Altars brannten zwei Kerzen, deren Widerschein auch über den Körper des Vorbeters huschte und seine Gestalt mit einem langen Schatten versah.

Die schmalen Fenster der Kapelle befanden sich an den Seitenwänden. Sie liefen oben rund zu. Die Füllung bestand aus farbigem Glas und zeigte Figuren aus dem Kirchenleben und der Kirchengeschichte.

Jeder Mönch hatte seinen bestimmten Platz. Dort beteten sie stumm oder laut, da versanken sie in Andacht und flehten um den Frieden der Welt.

Sie konzentrierten sich nur auf ihre Aufgaben und taten dies mit einer selten erlebten Hingabe.

Nur ein Mönch war an diesem Morgen mit seinen Gedanken nicht recht bei der Sache.

Pater Ignatius!

Er war derjenige Bruder im Kloster, dem eine besondere Aufgabe zugedacht war. Als Schmied arbeitete er, und das war

seinem Körper auch anzusehen. Von breiter Gestalt war er, sogar unter der Kutte war dies zu erkennen, und auch sein Gesicht zeigte keinen feinen Schnitt, sondern war rauh und uneben wie das Land, in dem er aufgewachsen war.

Pater Ignatius stammte aus Schottland. Er war ein furchtloser Gottesmann, der sich den Gefahren stellte und keiner Auseinandersetzung aus dem Weg ging.

Er hatte bereits bewiesen, welch eine Kraft in seinen Fäusten steckte, und er war ausersehen worden, dem Guten die Chance zum Überleben zu geben.

Er wirkte, wenn man vor ihm stand, wie ein Felsen in der Brandung. Nichts konnte diesen in seinem Glauben erstarrten Menschen erschüttern, und deshalb war ihm auch eine besondere Aufgabe zugeteilt worden.

Als Schmied des Klosters war er verantwortlich dafür, daß John Sinclair, der Geisterjäger, ständig mit geweihten Silberkugeln für seine Beretta versorgt wurde. Jede Kugel war handgearbeitet, und Pater Ignatius beschäftigte sich fast die Hälfte des Tages mit dieser Arbeit.

Er schickte dem Geisterjäger einmal im Monat ein Päckchen mit den geweihten Silberkugeln. John Sinclair sandte jeweils einmal im Monat den größten Teil der Kugeln zurück, die er verschossen hatte und die deformiert waren.

So ging nicht viel des wertvollen Metalls verloren. Pater Ignatius konnte die Kugeln wieder einschmelzen und aus dem Silber neue Geschosse herstellen.

Natürlich wußten auch die Dämonen und höllischen Gestalten, was in diesem Kloster geschah. Sie hatten es angegriffen, doch die Attacken waren zurückgeschlagen worden. Die Mönche konnten wieder in aller Ruhe ihrer Arbeit nachgehen.

Der Vorbeter hob beide Arme. Es war das Zeichen für die Mönche, ihre Köpfe zu senken. Zahlreiche Finger tasteten nach den Rosenkränzen.

Auch Pater Ignatius hörte die gesungenen Worte des

Vorbeters. Doch er reagierte anders als seine Brüder. Zwar glitten auch bei ihm die Perlen durch die Finger, aber er war nicht ganz bei der Sache und konnte sich nur schlecht konzentrieren. Doch außer ihm hatte es wohl niemand gespürt.

Es bahnte sich etwas an!

Er konnte nicht sagen, was es war. Es war nicht greifbar, aber das Kloster mußte von einer Gefahr umgeben sein, und deshalb verspürte Pater Ignatius das schreckliche Gefühl der Angst.

Er hatte Angst, das gab er zu.

Bisher hatte er einfach nicht den Mut gefunden, mit jemandem darüber zu sprechen. Er wollte den Abt und seine Brüder nicht beunruhigen, aber die Angst war da.

Nicht nur das, sie hatte sich sogar verstärkt!

In der letzten Nacht war es besonders schlimm gewesen. Wie ein wildes Tier fiel der Alptraum über den Pater her und raubte ihm den tiefen Schlaf.

Er war in den letzten Jahren sensibler geworden. Er spürte es, wenn sich etwas zusammenbraute, wenn finstere Mächte das Kommando übernehmen wollten und das Kloster keinen richtigen Schutz mehr bot.

So hatte er es im Traum gesehen. Einen gewaltigen Schatten über dem Land, der alles bedrohte und der sich besonders auf das Kloster konzentrierte. Etwas war im Anmarsch, und es war nicht aufzuhalten.

Nach dem Erwachen hatte Pater Ignatius sofort an früher gedacht, als der spanische Klosterbruder Don Alvarez in die Mauern von St. Patrick eingedrungen war und die grausamen Horror-Reiter zu Hilfe geholt hatte. Es war schlimm gewesen. Der Abt hatte damals sein Leben verloren, und die Erinnerungen an diese Szenen steckte unauslöschlich in Pater Ignatius.

Die Gefahr, die sich nun näherte, war eine andere. Er konnte sie nicht genau formulieren, umfassen oder in Worte kleiden.

Für ihn glich sie noch einem Nebelstreif, der sich jedoch immer mehr zusammenballte und zu einer tödlichen Wolke wurde.
Gefahr für das Kloster!

Das Grauen schwebte heran, die Vernichtung ...

Pater Ignatius stöhnte auf. Und zwar so laut, daß sein Nebenmann erschreckt herumfuhr und ihn mit sorgenvollem Gesicht anschaute.

»Was ist geschehen, Bruder?« fragte der Mönch.

Pater Ignatius hob nur die Schultern. »Nichts, ich - ich habe nur laut geatmet.«

Der Nebenmann senkte den Kopf und beschäftigte sich wieder mit seinem Rosenkranz.

Ignatius aber hob den Kopf. Er war ein großer Mann und konnte auch in kniender Haltung über die meisten Mitbrüder hinwegsehen. Deutlich sah er den Vorbeter zwischen den aufgebauten Kerzen stehen. Die Gebetesformeln drangen aus einem Mund, der sich kaum bewegte. Pater Ignatius hörte sie, doch sie rauschten an ihm vorbei, denn sein Blick öffnete sich, und ebenso öffnete sich die hinter dem Vorbeter stehende Mauer.

Ein helles Licht war zu sehen, ein herrlicher Kranz, der eine große, ovale Öffnung umgab, die den Blick in eine Welt oder Dimension freigab, die man mit dem menschlichen Geist nicht begreifen konnte.

Pater Ignatius erlebte das, was man eine Vision nennt. Er sah ein Ereignis, das nur seinem Blick preisgegeben wurde.

Die anderen bemerkten nichts. Sie waren zu sehr in ihre Gebete versunken, und auch der Vorbeter wurde durch nichts abgelenkt.

Pater Ignatius erhob sich. Er konnte nicht mehr knien. Die Erregung hielt ihn gepackt. Wie im Traum erlebte er die nächsten Szenen, und er ballte seine Hände, daß aus ihnen harte Fäuste wurden.

Hinter dem Altar öffnete sich die Kirche. Es war wie eine Fata Morgana. Der Blick wurde von keiner Mauer mehr ge-

stoppt, er glitt hindurch, hinein in das Strahlen, das mit seiner gewaltigen schimmernden Aura eine plötzlich erscheinende Gestalt umflorte.

Eine Frau.

Der Pater hielt den Atem an. Nicht, weil es eine Frau war, er stand diesbezüglich so ziemlich über den Dingen - nein, diese Person mußte etwas ganz Besonderes sein.

Von ihr ging ein Charisma aus, das den Pater anzog und gleichzeitig abschreckte.

Anzog insofern, als die Frau von einer seltenen, irgendwie überirdisch wirkenden Schönheit war. Sie hatte langes lockiges Haar. Man konnte es nicht als blond bezeichnen und auch nicht als silberfarben. Es hatte einen goldenen Glanz, einen sehr hellen Schimmer, und über dem Haar schien eine Aura zu liegen.

Der Pater schüttelte den Kopf. Sein Mund öffnete sich, die Lippen bewegten sich bereits. Dennoch war er unfähig, ein Wort zu sagen. Zu sehr bannte ihn der Anblick dieser plötzlich erschienenen Frau.

Sie trug ein Gewand. Es war von weißer Farbe und mit einem goldenen Gürtel locker um die Hüfte geschlungen. Über der Brust zeigte das Kleidungsstück einen halbrunden Ausschnitt. Der Hals dieses Wesens war wohlgeformt, und das Gesicht glich in der Schönheit und Abgeklärtheit dem eines Engels.

An einen Engel hatte der Pater auch im ersten Augenblick gedacht. Eine frohe Botschaft, die wahr geworden war. Das Erscheinen eines Geschöpfes aus einem Reich, nach dem sich jeder von ihnen sehnte - doch ein Engel war es nicht.

Engel trugen keine Füllhörner oder Büchsen.

Beim zweiten Hinschauen erst war der Pater darauf aufmerksam geworden, und er sah nun genauer hin.

Sie hatte die Arme angewinkelt und hielt die Büchse mit beiden Händen umklammert.

Der Gegenstand schimmerte gelblich und sah aus wie ein

Horn, das an seiner Spitze mit einem metallenen Aufsatz versehen war.

Die Büchse, die Frau, die Schönheit des Wesens ...

Der Pater war ein gottesfürchtiger Mensch, aber er kannte sich auch auf Gebieten aus, die mit seiner christlichen Lehre nichts zu tun hatten.

Die Schönheit und das Grauen lagen oft dicht beieinander.

Das wußte Pater Ignatius sehr gut. Er hatte lange studiert, tat es eigentlich immer noch, denn er war ein sehr belesener Mensch. Und er erinnerte sich, solch eine Gestalt schon auf alten Abbildungen gesehen zu haben. Gerade die Büchse war Beweis genug.

Denn diese Büchse, so hatte Zeus, der Göttervater aus der griechischen Mythologie befohlen, enthielt alles Unheil, das man sich nur vorstellen konnte.

Es war die Büchse der Pandora.

Und die Frau, die der Pater dort vorn schweben sah, konnte keine andere sein als Pandora.

Es gab sie also. Sie war keine Sagengestalt, und Pater Ignatius dachte sofort weiter. Wenn sie auftauchte, dann mußte dies einen Grund haben.

Und der bereitete ihm Angst ...

Der Arzt stand neben mir an der Liege, schaute auf mich nieder und nickte.

»Was ist, Doc?«

»Macht sich gut.«

»Was?«

»Ihre Wunde, Sinclair.«

Ich verdrehte die Augen. »Das hätte mir auch ein anderer sagen können. Aber ich habe gutes Heilfleisch, wie Sie sicherlich schon bemerkt haben.«

»Ja, das kann man wohl sagen.«

»Und? Brauche ich noch einen Verband?«

»Nein, ein Pflaster wird genügen. Sehen Sie beim nächsten Mal zu, daß Sie keiner Waffe im Weg stehen. Wer hatte es eigentlich auf Sie abgesehen?« Der Arzt schaute fragend auf mich herab.

»Eine gute Freundin, Doc.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, um Himmels willen. Es stimmt tatsächlich. Auf mich hatte es eine gute Freundin abgesehen.«

»Seit wann schießen die Frauen auf Sie, John?«

»Da müssen Sie die Frauen mal fragen«, gab ich zur Antwort.

»Aber lassen wir das, Doc, es war keine Frau, die da auf mich geschossen hat. Ich habe mich beim Training verletzt.«

Der Arzt lächelte. »Das hatte ich schon längst gewußt. Ich wollte nur Ihre Version hören.«

»Manchmal überkommt es mich eben.«

Ich hatte mir tatsächlich einen Kratzer zugezogen. Wir waren in einem dreitägigen Fitneßkursus gewesen. Suko und mich hatte man hingeschickt, und da waren wir durch die Mangel gedreht worden. Direkt zu Jahresbeginn, nach einem kleinen Kurzurlaub, den wir zusammen mit den Conollys in der Schweiz verbracht hatten. Im Trainingscamp war es hart zur Sache gegangen. Dort waren auch Einzelkämpfer trainiert und auf ihre Härte getestet worden.

Gegen einen dieser Burschen, der seine Aufgabe besonders ernst nahm, hatte ausgerechnet ich antreten müssen und die kleine Schramme erhalten, die sehr schnell verheilt war. Nur noch ein Pflaster bedeckte die Stelle. Der Arzt war zudem sehr zufrieden.

»Können Sie mich wieder in den Kampf schicken?« erkundigte ich mich, als ich mich aufstemmte.

»Ja, sogar mit gutem Gewissen.«

Ich schwang meine Beine von der Liege. Auf dem Kratzer klebte jetzt ein Pflaster. Auch wenn ich mich bewegte, spürte ich kaum noch etwas. Nur ein leichtes Ziehen, das jedoch ließ sich gut ertragen.

Ich blieb sitzen.

Zum Glück brauchte ich nicht weit zu laufen, nur mit dem Lift in die Höhe zu fahren, denn ich befand mich quasi zu Hause, innerhalb des Yard Building, nur eben in unserer Krankenstation, wo man mich behandelt hatte.

Ich streifte das Unterhemd über, zog mein Hemd an und band mir die Strickkrawatte um. Als ich zu meinem Jackett griff, drehte sich der Doc um und fragte: »Wohin geht es denn jetzt, John?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Sie haben nichts zu tun?«

»Das hoffe ich doch sehr. Man soll das neue Jahr immer ruhig angehen, mein Lieber. Und die drei Tage Trainingscamp haben mir zudem gereicht. Ich müßte eigentlich wieder Urlaub haben.«

»Da freuen sich die Dämonen.«

»Da haben Sie recht.« Ich streifte mein Jackett über und bemerkte das Lächeln auf dem Gesicht des Mediziners.

»Was haben Sie, Doc?«

»Hören Sie, Sinclair.« Der Arzt versenkte seine Hände in beide Kitteltaschen. »Es ist so, wir haben das Wort Dämonen vorhin gebraucht. Gibt es die wirklich?« Er schaute mich nach dieser Frage so prüfend an, als wollte er eine Augendiagnose vornehmen.

Ich hielt seinem Blick stand. »Ja«, erwiderte ich nach einer Weile, »es gibt Dämonen oder dämonische Wesen. So etwas sauge ich mir nicht aus den Fingern.«

»Das kann ich nicht verstehen. Woher kommen Dämonen? Wie entstehen sie, Sinclair?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Sie sind wenigstens ehrlich«, meinte der Arzt.

»Wieso?«

»Ach, das ist eigentlich eine Sache, die in meinen Bereich fällt. Es fiel mir nur ein, als ich Sie behandelte. Ich habe einen Kollegen, der mit einem etwas außergewöhnlichen Problem

konfrontiert worden ist, für das er keine Lösung findet. Oder besser gesagt, keine Erklärung.«

»Und?«

»Haben Sie denn noch Zeit?«

»Für Sie immer, Doc. Im Büro ist es langweilig.«

»Gibt es da nicht eine nette Dame namens Glenda Perkins?« wollte der Doc wissen.

»Hat sich das schon herumgesprochen?« fragte ich.

»Inzwischen ja.«

»Die existiert tatsächlich«, gab ich zu. »Glenda ist in Ordnung. Sie kocht übrigens einen hervorragenden Kaffee. Wenn Sie mal Lust auf einen guten Schluck haben, dann kommen Sie vorbei.«

Der Arzt streckte seinen Arm aus. »Kaffee, das ist das Stichwort. Wollen wir nicht in mein Büro gehen? Da habe ich noch eine Kanne. Er müßte noch heiß sein.«

»Das ist ein Wort.«

Das Büro des Arztes lag gleich nebenan. Der Raum war klein. Zudem befanden sich zahlreiche Akten darin, und ich mußte von einem Besucherstuhl einige Schnellhefter wegräumen, bevor ich mich setzen konnte.

»Wo drückt also der Schuh, Doc?« erkundigte ich mich und kam mir selbst wie ein Arzt vor.

»Es geht da um einen Kollegen, einen Studienfreund von mir. Er lebt und praktiziert in Schottland.«

»Von dort stammen meine Eltern.«

»Um so besser. Dann wird Ihnen die Mentalität dieser Menschen ja nicht fremd sein.«

»Das ist sie nicht.«

»Mein Kollege, er heißt McGovern, praktiziert in einem kleinen Ort namens Billings. Zu seinem Gebiet gehören noch vier weitere Dörfer, denn es gibt kaum Ärzte, die sich in dieser Einöde niederlassen. Das aber ist zweitrangig.« Der Doc nahm einen Rezeptblock auf und spielte damit. »Seit einigen Tagen kommt er mit seiner Schulmedizin nicht weiter. Es sind da

Dinge geschehen, die über den naturwissenschaftlich geschulten Verstand hinausgehen. Zahlreiche Menschen, ob Männer, Frauen oder Kinder, sind von einer seltsamen Krankheit befallen. Man kann sie mit dem Wort Lethargie umschreiben. Sie bewegen sich nur langsam, und wenn sie überhaupt etwas unternehmen, dann geschieht dies sehr lustlos. Gestorben ist noch keiner, aber sie verändern sich.«

»Wie?«

»Körperlich«, antwortete der Arzt. »Das ist äußerst seltsam. Sie verfallen. Ihre Haut ist mit Geschwüren übersät, so daß sie schon fast als Pestkranke bezeichnet werden können. Mein Kollege meinte, es wäre, als seien die Krankheitserreger vom Himmel gefallen und breit über das Land gestreut worden.« Da der Doc eine Pause einlegte, fühlte ich mich genötigt zu reden. »Gibt es eine andere Erklärung?«

»Nein, keine.«

»Hat Ihr Kollege es gemeldet?«

»Auch nicht. Oder noch nicht. Es bestand eigentlich keine akute Gefahr, bis ich heute morgen einen Brief von ihm erhielt, der mich auf gewisse Art und Weise alarmierte.« Der Arzt legte den Rezeptblock weg und schaute mir offen ins Gesicht.

»Meinen Kollegen Frederick McGovern hat es ebenfalls erwischt.«

Ich war nicht einmal überrascht. Auch ein Arzt bleibt von Grippebakterien oder ähnlichen Dingen nicht verschont. Das wurde mir hier wieder einmal bestätigt. »Er hat nichts dagegen unternehmen können?«

»Nein, nichts. Ich habe gemerkt, daß es ihm sogar schwergefallen ist, den Brief zu schreiben. Das war der Handschrift deutlich anzusehen. Irgend etwas geht da vor. Und wahrscheinlich nicht mit rechten Dingen, wenn man für so eine Krankheit keine Erklärung findet.«

»Das stimmt«, murmelte ich und war mit meinen Gedanken schon ganz woanders.

Schottland! Einsame Dörfer, Hügel, Seen. Ich kannte das

Land, hatte genügend Fälle dort erlebt, und es mußte eigentlich möglich sein, da mal nachzuschauen.

»Interessiert Sie der Fall?« wollte der Arzt wissen.

Ich hob den Kopf. »Ja, sehr.«

»Wollen Sie hin? Natürlich nur, wenn für Sie nichts Wichtiges anliegt.«

»Nein, Doc. Sie haben mich neugierig gemacht. Vielleicht ist dort wirklich der Teufel los. Und um diesen Burschen kümmere ich mich ganz besonders gern.«

Der Mediziner lächelte. »Da bin ich beruhigt, John. Sogar sehr beruhigt.« Er räusperte sich. »Kann ich meinem Kollegen schreiben, daß Sie kommen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Lassen Sie das mal, Doc. Er soll nicht wissen, wer sich dort umschaute.«

»Wenn Sie meinen. In diesem Fall sind Sie der Boß, John.«

Ich stand auf. Auch der Doc erhob sich. Wir reichten uns die Hand und versprachen einander, in Verbindung zu bleiben.

Ich mußte nur noch mit Sir James reden.

Der Superintendent würde kaum etwas dagegen haben. Er hatte inzwischen begriffen, daß er sich auf meinen Riecher verlassen konnte.

Mit dem Lift fuhr ich hoch in mein Büro.

Dort wartete Suko. Er hatte mit mir zusammen den Kurzlehrgang besucht und schaute mich grinsend an. »Na, bist du verpflastert worden?«

»Ein wenig.«

»Aber der Kopf ist noch dran.«

»Den brauche ich auch.« Ich ließ mich auf den Stuhl fallen.

»Zum Denken oder um das Gleichgewicht zu halten?« wollte mein Freund wissen.

Ich ging auf seine Flachserei nicht ein, denn mich beschäftigten die Worte des Mediziners. Suko merkte natürlich, was los war, und fragte: »He, John, was hast du?«

»Der Arzt hat mir da eine seltsame Geschichte erzählt.«

»Ein Fall für uns?«

»Möglich.«

»Dann raus mit der Sprache.«

Ich berichtete meinem Partner von den seltsamen Vorgängen oben in Schottland.

Suko schüttelte den Kopf. »Eine Krankheit, von der niemand weiß, woher sie stammt. Das ist doch mehr als merkwürdig.«

»Genau. Und ich habe das ungute Gefühl, daß dahinter etwas Großes, allerdings uns Unbekanntes steckt.«

»Einen Verdacht hast du nicht?«

»Nein, wie sollte ich? Aber wir müßten uns die Sache einmal ansehen. Im Augenblick liegt ja nichts an.«

»Von wegen.« Die helle Frauenstimme meldete sich aus dem Vorzimmer. Bei meinem Eintritt war es leer gewesen. Jetzt erschien Glenda, und sie schwenkte ein Telegramm.

»Für uns?« fragte Suko.

»Ja, aus Schottland.«

Ich dachte nicht an den Fall, den mir der Arzt erzählt hatte, sondern sofort an meine Eltern. Vielleicht wurde ich deshalb so blaß. Es war ihnen doch nichts passiert?

»Wer ist der Absender?« fragte ich mit belegter Stimme.

Glenda trat näher. Ich nahm ihr neues Parfüm wahr, das sie zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Ein Duft, der Männer anmachte.

»Pater Ignatius«, erwiderte unsere Sekretärin. »Es scheint sich dort im Kloster einiges anzubahnen, John.«

»Hast du es gelesen?«

»Nein, das überlasse ich dir.«

Während ihrer Worte schlitzte ich bereits den Umschlag auf. Das Telegramm war ziemlich lang. Ich begann zu lesen. Suko las über meine Schulter hinweg mit, und unsere Augen wurden groß ...

Von einem Augenblick zum anderen war die Vision verschwunden. Nichts mehr da - vorbei.

Der Pater schüttelte den Kopf. Er wischte sich über die Augen, aber das Bild blieb.

Die kleine Kirche sah aus wie immer. Da betete der Mönch vor, die gebeugten Rücken der Brüder waren zu sehen, aber von der geheimnisvollen Frau mit dem Füllhorn konnte Ignatius nichts mehr ausmachen.

Abermals stöhnte er, und der neben ihm kniende Mönch wurde erneut aus seiner Andacht gerissen. Bevor er eine Frage stellen konnte, schüttelte der Pater bereits den Kopf. »Es ist wirklich nichts, Bruder. Du brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

»Ich meine nur ...«

»Nein, nein, keine Angst.« Auch Ignatius kniete sich wieder hin, doch seine Gedanken gingen auf Wanderschaft. Er konnte sich diese Vision einfach nicht erklären, und doch mußte sie eine Bedeutung haben. Ob sie mit ihm und seiner Arbeit zusammenhing? Nach der Andacht wollte er einem jungen Bruder das Päckchen mit den neuen Kugeln geben. Der Bruder fuhr hinunter in den Ort Peelham, wo es eine Poststation gab. Von dort wurde das Päckchen nach London geschickt. Aber wo war die Verbindung? Sosehr der Pater auch grübelte, er fand sie einfach nicht und versuchte, sich auf die Gebete zu konzentrieren.

Er atmete auf, als die Andacht endlich vorbei war. Die Mönche erhoben sich. Schweigend verließen sie die dunklen Holzbänke. Niemand sprach. Nur ihre Schritte waren zu hören, als sie sich auf die Ausgangstür zu bewegten. Sie gingen in Zweierreihen. Niemand drängelte, keiner ging vor. Das Ritual war einstudiert und wiederholte sich jeden Tag.

Draußen war es kalt. Zwar nicht zu kalt, denn man schrieb Januar, aber die Luft roch nach Schnee. Es hatte eigentlich zuwenig geschneit, und man sprach schon von verrückten

Wetter-Kapriolen, Zwar zeigten einige Berge und Hänge weiße Schichten, doch das Braun der Landschaft überwog. Für den Monat Januar war es zu warm. Die Luft kam vom Atlantik her. Sie überquerte fast ganz Europa, so daß auch die Skigebiete in den Alpen von dem Warmluftstrom übergossen wurden und die Menschen zusehen konnten, wie der Schnee wegschmolz.

Die Sonne hielt sich noch versteckt, als die Mönche ihre Gebetsstätte verließen. Nur im Osten war bereits ein hellerer Streifen zu sehen, der die Morgendämmerung ankündigte. Die einfachen Brüder, die in der Küche arbeiteten, hielten schon das Frühstück bereit. Sosehr sich Pater Ignatius immer darauf gefreut hatte - er war ein Mann mit großem Appetit -, an diesem Morgen würde ihm nichts schmecken.

Die Mönche schwiegen. Manche waren noch sehr in Gedanken versunken, als sie auf das Haupthaus des Klosters zuschritten, wo sich der Raum befand, in dem sie das Frühstück einnahmen.

Sie passierten den Baum, der im Hof stand. Wenn Pater Ignatius an ihm vorbeiging, mußte er daran denken, daß John Sinclair, der Geisterjäger, an seinem Stamm gefesselt worden war und den gefährlichen AEBA-Dämonen ins Auge hatte sehen müssen.

Ihn schauderte es jedesmal, wenn er sich daran erinnerte. Er suchte den Himmel ab. Von der geheimnisvollen Frau sah er nichts mehr. Die Person, die er mit Pandora in Zusammenhang brachte, war nicht zu entdecken.

Auch im Frühstücksraum hatte jeder seinen Platz. Schweigend setzten sich die Mönche an den bereits gedeckten Tisch. Nur das Scharren der Stühle war zu hören.

Die frommen Männer konnten zwischen Milch und Tee wählen. An den hell gestrichenen Wänden brannten kleine Lampen. Ansonsten zeigten die Wände als einzigen Schmuck die braunen, schlichten Holzkreuze.

Man sprach noch ein kurzes Gebet, dann wurde das Früh-

stück eingenommen. Niemand unterhielt sich. Ein jeder dachte an seine Arbeit, die er im Laufe des Tages noch zu erledigen hatte.

Auch Pater Ignatius dachte daran. Er hatte sich ein wenig verspätet. Sicherlich wartete John Sinclair schon sehnsüchtig auf den neuen Nachschub an Kugeln. Die gebrauchten waren nämlich schon im Kloster eingetroffen.

Die Mönche nahmen sich beim Frühstück Zeit. Erst wenn der Abt die Tafel aufhob, konnten auch die anderen gehen. Pater Ignatius dauerte es heute zu lange. Er aß wenig, und er überlegte, ob er mit dem Kloostervorsteher über seine Vision reden sollte.

Zu einer Entscheidung kam er nicht.

Schließlich wurde die Tafel aufgehoben. Erst jetzt sprachen die Mönche miteinander. Jeder hatte seine Aufgabe zu erfüllen. Sie redeten über Termine, über die Arbeit des Tages, doch Pater Ignatius wandte sich sofort dem Ausgang zu, wo der Bote bereits wartete, der das Päckchen ins Dorf bringen sollte.

Es war ein noch junger Bursche, der sich erst vor wenigen Monaten entschlossen hatte, im Kloster zu bleiben. Im Kloster war er der Bruder Clemens und beschäftigte sich ansonsten mit handwerklichen Arbeiten. Er konnte hervorragende Figuren aus Steinen herstellen und auch schnitzen.

»Hast du alles bereit?«

Pater Ignatius nickte. »Ja, das Päckchen ist fertig. Mir gefällt nur das Wetter nicht.«

»Wieso?«

»Es kann Schnee geben.«

Bruder Clemens winkte ab. »Bis dahin bin ich wieder zurück. Ich habe in Peelham nicht sehr viel zu erledigen, nur zur Post muß ich gehen.«

»Ist deine Maschine in Ordnung?«

»Ich habe sie gestern noch überprüft.«

Mit der Maschine war das Motorrad gemeint, das man

gekauft hatte, um ein wenig beweglicher zu sein. Natürlich setzte sich Bruder Clemens nicht in seiner Kutte auf die Maschine. Er trug Lederkleidung und einen Helm, denn die Straße ins Tal hinab war sehr kurvig und gefährlich.

»Warte noch einen Moment«, bat Ignatius den jüngeren Mann. »Ich hole nur das Päckchen.«

»Gern.«

Pater Ignatius verschwand in seiner Schmiede. Es war ein kleiner Bau mit dicken Mauern, sein Reich. Hier arbeitete er, hier fühlte er sich wohl, und zu tun gab es immer.

Jetzt war das Feuer erloschen. Er würde es wieder anfachen, sobald sich der junge Bruder auf den Weg gemacht hatte. Das Päckchen lag neben der Feuerstelle, war adressiert und frankiert. Ein helles Band war um das braun schimmernde Packpapier gewickelt.

Pater Ignatius war zufrieden. Alles lief normal, und doch hatte er ein ungutes Gefühl.

Es mußte einfach mit seiner Vision zusammenhängen, die er während des Morgengebets gehabt hatte. Als er die Schmiede verließ, schaute er hoch zum Himmel.

Es war heller geworden. Die weißen Bergspitzen lagen in den grauen Wolkenbänken. Klar würde es an diesem Tag sicherlich nicht werden. Alles wies darauf hin, daß es bald schneite.

Bruder Clemens hatte seine Maschine geholt, ein japanisches Modell der Marke Honda. Gebraucht hatten sie das Zweirad erworben und sich nicht damit verkauft.

Ein böiger Wind pff über die Klostermauern und ließ den Stoff der Kutte knattern. Der Pater überreichte das Päckchen mit den Silberkugeln seinem jüngeren Bruder, der es in einer der beiden Gepäcktaschen verstaute.

»Gib acht, Bruder. Die Fracht, die du zu transportieren hast, ist sehr wertvoll. Es hängen oft genug Menschenleben davon ab.«

Bruder Clemens zeigte sich von der Eindringlichkeit der Stimme überrascht. So hatte der Pater eigentlich nie gespro-

dien. Er machte auf den jüngeren Mann den Eindruck, als würde ihn etwas sehr stark bedrücken.

»Ist etwas mit dir, Bruder? Kann ich dir helfen?« erkundigte sich der Jüngere.

»Nein, es ist alles in Ordnung. Viel Glück und Gottes Segen, Bruder.«

»Danke.« Clemens nickte. Er überprüfte noch einmal den festen Sitz seines Helms und ließ die Maschine an. Sie knatterte ein paarmal, bis der Motor rund lief. Grauweiße Wolken stießen aus dem Auspuff und verteilten sich. Das Tor war schon geöffnet worden.

Clemens fuhr an, rollte durch das Tor und sah im Rückspiegel, wie Pater Ignatius ihm nachschaute. Dabei hielt er die Hände gefaltet. Er stand auf der Stelle und war in ein stummes Gebet versunken, wobei er einem Menschen glich, der sich schwere Sorgen um die Zukunft machte...

23 Jahre zählte Bruder Clemens. In ihm brannte noch das Feuer der Jugend. So langsam er das Kloster verlassen hatte, als er sich auf der Serpentinstraße befand, da drehte er richtig auf. Er freute sich jedesmal auf die Fahrt in das Dorf, denn er liebte die Geschwindigkeit der Maschine, und er liebte es, wenn er während der Fahrt diese einsame Landschaft durchjagen konnte.

Im Winter mußte er natürlich vorsichtiger sein. An manch schattigen Stellen lauerte tückisches Glatteis, doch im Sommer, da machte es Spaß, durch einsames Hochland zu fahren, die Seen zu riechen, den Duft der Wälder aufzunehmen und die weiten grünen Hügel zu sehen, auf denen die Schafe weideten. Ihn nahm ein trüber Morgen auf, und das Licht des Scheinwerfers warf einen langen gelben Streifen auf die Fahrbahn. Nahe dem Kloster war die Strecke ziemlich unwegsam, nicht asphaltiert, was sich später jedoch änderte. Pater Clemens mußte achten. Er durfte auch nur langsam

fahren, denn es ging sehr steil hinab, und die Kurven waren oft ziemlich eng.

Auf der asphaltierten Straße wurde es besser. Da öffnete sich auch ein Hochtal, so daß er eine kurze Strecke geradeaus fahren konnte.

Die Stille um ihn herum wurde nur vom Dröhnen der Maschine unterbrochen. Einsames Wild schreckte er auf. An einem Hang sprangen erschrocken mehrere Rehe hoch, um fluchtartig zwischen den dichtstehenden Bäumen zu verschwinden.

An einigen Stellen lag der Schnee. Er wirkte schmutzig und schimmerte grau auf den grünbraunen Flächen der Weiden, wo im Sommer die Schafe ihre Nahrung fanden.

Nach der Geraden ging es wieder bergan. Es begann mit einer scharfen Rechtskurve. Sie lag im Schatten. In der Nähe floß zudem ein Bach vorbei, der viel Feuchtigkeit verbreitete, die sehr leicht bei diesen Temperaturen gefrieren konnte.

Der junge Mönch fuhr vorsichtiger. Zum Glück, denn links, am Rand der Fahrbahn, da glitzerte es sehr verdächtig, als hätte jemand kleine, helle Splitter verstreut.

Eis ...

Nach dieser Kurve wuchsen die Felswände wieder enger zusammen, so daß Clemens das Gefühl hatte, durch einen Tunnel ohne Decke zu fahren. Über seinem Kopf wurde der Himmel noch heller, aber kein Sonnenstrahl überzog das Firmament. Es würde ein düsterer Tag bleiben, der eigentlich mehr in den November paßte als in den Januar.

Die Strecke wurde wieder kurvenreich. Allerdings konnte man sie gut durchfahren, und wenn man wie Bruder Clemens seine Maschine beherrschte, dann machte es sogar Spaß.

Ihn freute die Fahrerei. Am liebsten hätte er gesungen. Er fühlte sich so herrlich frei, verglich sich mit einem Vogel in der Luft und vergaß trotzdem nicht, auf die Straße zu achten.

Nach der vierten Kurve schaltete er zurück, denn jetzt wand sich die Straße links um eine Felsspitze. Rechts ging es in die

Tiefe. Eine Leitplanke existierte nicht. Nur ein paar graue Begrenzungssteine, die den Rand der Fahrbahn markierten. Da mußte man einfach langsamer fahren!

Das tat auch der junge Mönch. Und es war sein Glück, denn er entdeckte das Hindernis auf der Straße rechtzeitig genug. Es war kein großer Stein, wie es normal gewesen wäre.

Nichts hatte sich aus den oberen Regionen gelöst. Auf der Straße lag ein Mensch.

Eine Frau!

Clemens bremste.

Die Maschine wollte am Heck ausbrechen. Der junge Mönch mußte seine ganze Geschicklichkeit und sein fahrerisches Können aufbieten, um rechtzeitig anzuhalten.

Er schaffte es.

Etwa einen halben Schritt vor der auf der Straße liegenden Frau kam die Maschine zur Ruhe.

Clemens hatte seinen ersten Schreck überwunden. Was er anschließend unternahm, das tat er automatisch, glitt von seiner Honda und bockte sie auf.

Neben der Frau ging er in die Knie.

Blut sah er nicht. Er konnte sich nicht erklären, wie sie auf die Straße gekommen war. Vielleicht hatte sie einen Trip ins Gebirge gewagt und war abgestürzt.

So mußte es seiner Ansicht nach sein.

Er betrachtete sie eine Weile. Sie lag auf dem Bauch, dabei allerdings auch ein wenig auf der Seite, und das lange schwarze Haar bedeckte wie ein Vlies den Hinterkopf.

Die Frau trug einen Mantel aus dunklem Leder. Das Kleidungsstück war innen gefüttert. Für die nötige Wärme sorgte ein Naturpelz.

Da der junge Mönch keinerlei Verletzungen feststellen konnte, faßte er die Liegende vorsichtig an den Schultern, um sie auf den Rücken zu drehen. Er wollte nichts verkehrt machen. Unter Umständen hatte sie innere Blutungen, und da konnte es lebensgefährlich sein, wenn er sie jetzt falsch bewegte.

Sehr behutsam ging er zu Werke. Während sich die Frau in Bewegung befand, löste sich auch das Haar, so daß Clemens in ihr Gesicht schauen konnte.

Es sah seltsam bleich aus, fast schon weiß, aber das konnte auch an dem trüben Wetter liegen.

Auf dem Rücken ließ der junge Mönch die Frau liegen. Der Mantel stand offen. Clemens sah, daß sie darunter Lederkleidung trug, die ziemlich eng saß und ihre Figur hervorhob.

Clemens schluckte. Sein Blick brannte sich auf ihrem Gesicht fest, und er schlug mit beiden Händen gegen ihre Wangen.

Vielleicht wurde sie wach, so daß er sie ein wenig von der Straßenmitte wegziehen konnte, denn hin und wieder rollte auch ein Fahrzeug durch die Berge, und jeder Fahrer paßte nicht so gut auf wie er.

Er hatte die Wangen der Frau kaum zweimal berührt, als die Lippen anfangen zu zucken.

Das erste Lebenszeichen.

»Bitte, Miß, kommen Sie zu sich.« Clemens war aufgeregt.

Als hätte die Frau seine Worte gehört, öffnete sie die Augen. Der junge Pater konnte in die Pupillen schauen, die ihm wie runde, dunkle Kohlenstücke vorkamen.

Seltsame Augen. So schwarz, so kalt. Irgendwie gefühllos und trotzdem nicht ohne Leben. Wenn sie sich nicht bewegt hätte, dann hätte der junge Mönch glauben können, eine Tote vor sich liegen zu haben. Aber so war er völlig verwirrt.

»Miß ...«, sprach er wieder. Etwas anderes fiel ihm einfach nicht ein. Er fühlte sich so hilflos. Diese Situation bekam er nicht in den Griff. Seine Lippen zuckten. Er holte tief Luft und wollte etwas fragen, als die Frau ihren Mund öffnete.

Die Worte blieben ihm im Hals stecken, denn was er da zu sehen bekam, traf ihn schockartig.

Die Frau zeigte zwei Zähne.

Spitze Zähne, wie man sie nur bei Blutsaugern fand ...

Ihre Falle war zugeschnappt!

Und Pamela Barbara Scott, auch unter dem Namen Lady X bekannt, lächelte teuflisch, als sie das entsetzte Gesicht des Mannes sah, der sich über sie gebeugt hatte.

So hatte sie es haben wollen. So und nicht anders. Ihr Plan war aufgegangen, denn sie brauchte das, was der Mensch hatte, so dringend wie ein Ertrinkender den Sauerstoff.

Sekundenlang geschah überhaupt nichts. Das Entsetzen nagelte den jungen Mönch förmlich fest. Er hielt auch noch die Schultern der Frau, starrte in das Gesicht mit dem leicht geöffneten Mund, sah die langen Zähne aus dem Oberkiefer ragen und schüttelte den Kopf, wobei er immer bleicher wurde und seine Gesichtshaut allmählich so blaß wurde wie die der vor ihm liegenden Frau.

Nur zögernd löste er seine Hände von den Schultern. Die Finger rutschten ab. Da bewegte sich die Frau vor ihm.

Er sah nicht, daß sie ihre Arme anwinkelte, und als er es bemerkte, war es fast zu spät. Da fühlte er zwei Klammern, die sich in Höhe der Ellenbogen um seine eigenen Arme gespannt hatten und nicht mehr loslassen wollten.

»Ich kriege dich, Freundchen!« flüsterte die Frau.

Der junge Pater ruckte so hastig mit seinem Kopf zurück, daß die Visierklappe seines Helms, die er zuvor in die Höhe geschoben hatte, zuknallte. Er wollte hochschnellen, doch Lady X bewies, daß sie kämpfen konnte.

Sie drückte ihre Arme nach links. Einen Augenblick später lag der junge Mann am Boden und mußte mit ansehen, wie sich die Vampirin auf ihn stürzte.

»Dein Blut und die Silberkugeln!« keifte sie, als sie dem Mann entgegenfiel und ihre Hände gegen seinen gelbrotten Helm schlugen. Da krachte es in den Ohren des Mönchs. Er wollte sich hochstemmen und, als das nicht klappte, wegrutschen, doch die ehemalige Terroristin ließ ihm keine Chance. Sie benötigte nur eine Hand, um das Lederband des Helms aufzufetzen, das das Kinn des Mannes umspannt hatte. Der

junge Mönch warf dabei seinen Kopf von einer Seite auf die andere. Der Helm lockerte sich so weit, daß er vom Schädel rutschte und über die Fahrbahn rollte.

Die Vampirin machte weiter. Sie kannte keinen Pardon, hob den Kopf des Gegners kurz an und schlug ihn auf die Straße. Der Mönch stöhnte.

Sterne funkelten vor seinen Augen. Der Schlag war verflucht hart gewesen, und er wußte, daß er einen weiteren nicht überstehen würde, ohne das Bewußtsein zu verlieren.

Dieses Wissen mobilisierte noch einmal all seine Kräfte, die er nun einsetzte.

Mehr instinktiv als bewußt zog er seine Beine an und stemmte gleichzeitig seine gespreizte rechte Hand in die Höhe, wobei er Glück hatte und das Gesicht der Untoten traf.

Lady X verspürte zwar keine Schmerzen bei einem normalen Angriff, sie zeigte dennoch Reaktionen, wie sie auch ein Mensch in ihrer Situation gehabt hätte, denn sie zuckte zurück. Das gab dem jungen Mönch die Gelegenheit, abermals nachzustößen. Diesmal wieder mit dem Knie, und die ehemalige Terroristin wurde von seinem Körper geschleudert.

Damit hatte Lady X nicht gerechnet. Mönche verabscheuten normalerweise Gewalt. Sie ahnte jedoch nicht, daß dieser junge Mann sich seiner Haut wehren konnte. Während seines Studiums war er ein Barrenturner gewesen. Er hatte Kraft und Kondition.

Der Schmerz in seinem Hinterkopf war ein wenig abgeflaut. Er wuchtete seinen Körper hoch, wobei er sich ein wenig zuviel Schwung gab und fast wieder zu Boden gefallen wäre. Taumelnd blieb er stehen, wandte sich um und schaute genau auf die Scott.

Sie war ebenfalls aufgestanden. Jetzt hatte sich ihr Gesicht verzerrt. Der offenstehende Mund und die beiden aus dem Oberkiefer ragenden Zähne verwandelten es in eine widerliche Fratze.

Für Clemens gab es keinen Zweifel. Vor ihm befand sich kein Mensch, sondern ein Vampir.

Natürlich wußte er über die Blutsauger Bescheid. Er hatte sich sehr ausführlich mit der Kirchengeschichte beschäftigt und wußte einiges über das Mittelalter, wo der Vampirglaube entstanden war. Damals hatten auch Mönche gegen diese Blutsauger gekämpft, und er fühlte sich in diesen Augenblicken um ein paar hundert Jahre zurückversetzt.

Vampire konnte man mit normalen Waffen nicht töten. Auch das wußte der junge Mönch. Um gegen diese blutgierigen Monster Sieger bleiben zu können, mußte er sich schon etwas einfallen lassen. Einen Eichenpfahl trug er nicht bei sich, eine Pistole mit geweihten Silberkugeln ebenfalls nicht, dafür jedoch eine andere Waffe, vor der sich die Mächte der Finsternis, dazu zählte er die Vampire, fürchteten.

Das Kreuz!

Jeder aus dem Kloster trug es bei sich. Einige seiner Brüder besaßen wertvolle Silberkreuze, die Verwandte oder Bekannte ihnen geschenkt hatten, andere besaßen nur einfache geweihte Holzkreuze, wie auch der junge Bruder Clemens.

Seine Mönchskutte hatte er ausgezogen, das Kreuz jedoch legte er nie ab.

Er mußte es nur hervorholen, was leider Zeit kostete, denn er hatte seine lederne Jacke bis zum Hals hin geschlossen. Clemens wich zurück.

Er mußte dies tun, denn die Vampirin hatte sich wieder gefangen und wollte das Blut des Gegners.

Wer war schneller?

Ein Sprung zurück.

Es war das Pech des jungen Mönchs, daß er sich dazu entschlossen hatte, denn er dachte nicht mehr an seine auf der Straße abgestellte Maschine.

Mit dem Rücken prallte er gegen sie, spürte zuerst den Widerstand, der plötzlich nachgab, und als die Honda umkippte, fiel auch Bruder Clemens.

Er prallte auf den Rücken, wobei er die Honda praktisch unter sich begrub.

Das Krachen, mit dem das Metall über den Asphalt schrammte, machte ihm klar, wie sehr sich seine Lage verschlechtert hatte, denn nun konnte sich die Bestie auf ihn stürzen.

Und sie kam.

Er sah sie seitlich. Den Mantel hatte sie weggeschleudert. Wie eine übergroße tote Fledermaus lag er auf der Straße, und dann wuchtete sich Lady X vor.

Daß es eine Finte war, bemerkte der junge Mönch zu spät.

Die Blutsaugerin stoppte ihren Sprung, drehte kurz vor Erreichen ihres Gegners ab und trat mit dem rechten Fuß zu.

Es war ein Hammertritt, er erwischte den ungedeckten Körper, und der junge Mönch schrie auf. Plötzlich sah er seine Gegnerin nicht mehr, weil vor seinen Augen blutrote Nebel wallten. Einige Stellen seines Körpers fühlten sich an, als wären sie in kochendes Öl getaucht worden.

Clemens erlebte die Hölle.

Er hatte den Reißverschluß der Lederjacke zwar geöffnet, doch er kam nicht an sein Kreuz heran. Die Zeit war einfach zu kurz. Er schrie weiter, weinte, und die Tränen verschleierten seinen Blick.

Dennoch wollte er nicht aufgeben, rollte sich um die eigene Achse, und seine rechte Hand suchte nach dem schlichten Holzkreuz. An einem Band hing es um seinen Hals. Es hatte sich in die Haut gegraben, saß ziemlich eng, und er mußte sich höllisch anstrengen, um an diese kleine, aber dennoch sehr wertvolle Waffe heranzukommen.

Pater Clemens wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Ihm erschien es wie eine Ewigkeit, während er sich über die Straße wälzte, den Schmerz verbiß und versuchte, das eng anliegende Band zu zerreißen.

Es gelang, und er stieß erneut einen Schrei aus, doch diesmal klang er erleichtert. Er breitete die Beine aus, blieb auf dem

Rücken liegen, wollte etwas sehen und hob die Hand, die er zur Faust geballt hatte und aus der das Kreuz hervorschaute. Clemens wollte noch eine Gebetsformel hinzusetzen, doch er fühlte sich zu schwach. Nicht ein Wort drang über seine Lippen, und so hoffte er auf die abschreckende Wirkung des Kreuzes.

Er hoffte nicht vergebens.

Lady X sah ein, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie wollte es genießen, den jungen Mann fertigzumachen, und war aus diesem Grunde zu langsam gewesen.

Als sie ihn endlich erreicht hatte, da hielt er ihr das Kreuz entgegen, obwohl ihn der Schmerz fast wahnsinnig machen mußte.

Die Scott zuckte zurück.

Wie alle Vampire haßte sie Kreuze, und aus ihrem Mund drang ein wütendes Knurren.

Für einen Menschen, den Christen, bedeutete das Kreuz den Anfang, die Hoffnung. Für sie als Vampir genau das Gegenteil: die Vernichtung und das Ende.

Das alles war der Scott bekannt.

Dennoch lächelte sie, obwohl sich ihr Gesicht verzogen hatte. Und sie zischte dem Mann die nächsten Worte entgegen, als wäre sie eine sprechende Schlange.

»Warte nur, ich kriege dich. Wenn nicht so, dann eben anders!« Ein böses Lachen folgte den Worten, als sie bereits abdrehte und sich der Felswand näherte, die links von ihr in die Höhe wuchs.

Sie führte senkrecht bis in die Scheitelhöhe eines Menschen hoch. Danach wurde sie mehr zu einem Hang, der mit Büschen bedeckt war, die bis an das senkrechte Teilstück heranwuchsen.

Zwischen den Zweigen schimmerte etwas schwarz in einem eigenartigen metallischen Glanz.

Der >Bräutigam< der Lady X.

Ihre Maschinenpistole!

Man konnte sich Lady X ohne MPi überhaupt nicht vorstellen. Zudem hatte sie etwas, was für Wesen wie sie wohl einmalig war. Lady X besaß für die Maschinenpistole nicht nur normale Bleimantelgeschosse, sondern auch geweihte Silberkugeln.

Leider war dieser Vorrat *zu* Ende gegangen. Deshalb war sie in die Gegend gekommen, um sich mit neuer Munition einzudecken, damit sie gegen schwarzblütige Feinde mit einer weißmagischen Waffe antworten konnte. Etwas beinahe schon Unglaubliches, aber die Scott liebte nun mal die unglaublichen Dinge, und das machte sie so gefährlich, weil sie immer so handelte, wie es gerade nicht vorauszusehen war.

Natürlich konnte sie selbst das geweihte Silber nicht anfassen. Es würde schwierig werden, das Magazin zu laden, aber auch dafür hatte sie schon eine Möglichkeit gefunden.

Lady X riß die Waffe aus dem Gebüsch hervor. Ein paar Zweige hakten nach, die sie mit Gewalt entfernte.

Jetzt wirbelte sie herum, lachte beißend und legte auf den jungen Mönch an.

Es war Clemens gelungen, sich unter unsäglichen Qualen aufzurichten. Er saß auf der Fahrbahn, stützte sich mit der linken Hand ab und hielt in der ausgestreckten Rechten das Kreuz, das genau auf den Körper der Vampirin wies.

Diesmal hatte sie keine Furcht. Jetzt war sie bewaffnet.

Nur kurz hob sie die Waffe an.

Dann schoß sie.

Bis zuletzt hatte der junge Pater es nicht glauben wollen. Er war von der kleinen Mündung auf eine erschreckende Art und Weise fasziniert gewesen und sah dann das kurze fahle Aufblitzen, bevor ihn die Kugeln trafen. Das Kreuz zersplitterte, getroffen von den Bleimantelgeschossen, die Holzstücke flogen durch die Luft und regneten auf einen leblosen Körper nieder, sofern sie nicht vom Wind erfaßt und weggeweht wurden. Der Kampf hatte sehr lange gedauert, doch Lady X war es gelungen, ihn für sich zu entscheiden.

Der Mönch lebte nicht mehr, das Kreuz war zerstört. Sie lachte leise, hob ihren Mantel auf und ging hinüber zu dem Toten. Dann bückte sie sich und schleifte ihn an den Rand der Straße, wo es steil in die Tiefe ging. Zwischen zwei Begrenzungssteinen rollte sie den Toten über die Kante, der in die Tiefe fiel, Geröll mitriß, durch ein grau gewordenes Schneefeld rutschte und irgendwo liegenblieb.

Danach kümmerte sie sich um die Maschine. Irgendwo mußten die Kugeln stecken. Sie öffnete die beiden Packtaschen. Als sie die Klappe an der linken hochhob, da sah sie das braune Päckchen.

Zufrieden war das Lächeln, das auf ihren Lippen lag. So hatte sie es sich gewünscht. Endlich hielt sie die geweihten Kugeln, die sie so dringend benötigte, in den Händen. Zufrieden bewegte sie ihren Kopf. Sie nahm das Päckchen heraus und ließ es in der Innentasche des Mantels verschwinden, den sie anschließend überstreifte.

Noch stand die Maschine auf der Straße. Sie sollte verschwinden, aber das wollte nicht die Scott übernehmen, sondern ein anderer. Sie wußte auch, wer. Sie brauchte ihn nicht zu rufen, denn er kam schon den Hang herunter. Er hatte dort gesessen, damit er alles genau beobachten konnte.

Zuerst fiel Geröll auf die Straße, denn die Gestalt schaute nicht genau hin, wo sie auftrat. Es war ihr egal. Da knickten Zweige, da wurde Gras aus dem Boden gerissen, aber der Weg war frei.

Frei für Xorron!

Mit einem letzten Sprung überwand er die noch trennende Distanz und landete auf der Fahrbahn, wobei er etwas mit beiden Händen festhielt.

Es war ein Würfel.

Ein besonderer Quader, die stärkste Waffe, die Lady X als Erbe des Solo Morasso übernommen hatte. Man nannte ihn den Würfel des Unheils, und seine Herkunft lag selbst für die Vampirin im Dunkel der Zeiten.

Sie hatte Xorron, diesem unheimlichen Monster, den Würfel zu treuen Händen übergeben. Jetzt wollte sie ihn wieder an sich nehmen und verlangte ihn zurück.

Xorron gab ihn widerspruchslos ab. Er hatte Lady X anerkannt, im Gegensatz zu dem anderen Monster, das noch zur Mordliga gehörte, Vampiro-del-mar. Ihm hätte die Scott den Würfel niemals gegeben, denn ihm paßte es nicht, daß er ins zweite Glied gerückt war und die Befehle der Lady X entgegennehmen mußte.

»Wirf die Maschine in die Schlucht!« befahl die Vampirin.

Xorron gehorchte. Als bestünde die Honda aus Pappe, so leicht hob er sie an und schleuderte sie dort über den Rand, wo auch die Leiche des Mönchs verschwunden war.

Beide lauschten dem Echo nach, das entstand, als die Honda gegen Felsen und Steine prallte. Danach war es ruhig.

Lady X wandte sich ab. Ihre Aufgabe war erfüllt. Sie hatte die Silberkugeln, und Sinclair würde sich wundern ...

Ich wunderte mich in der Tat. Und zwar über das Telegramm, das mir der Pater geschickt hatte. Gleichzeitig war ich entsetzt. Als ich es sinken ließ und Suko anschaute, war auch sein Gesicht bleich geworden.

Mit wenigen Worten hatte Pater Ignatius alles Wesentliche in dem Telegramm zusammengefaßt.

Jetzt wußte ich auch, aus welchem Grund der Nachschub an geweihten Silberkugeln nicht bei mir eingetroffen war. Er konnte nicht eintreffen, denn man hatte den Boten auf dem Weg vom Kloster hinunter nach Peelham überfallen und brutal ermordet. Seine Leiche war, wie auch das Motorrad, in einer Schlucht gefunden worden. Man hatte den Boten erschossen. Laut Polizeibericht sollte er von sechs Kugeln getroffen worden sein, abgefeuert aus einer Maschinenpistole. Soweit das Telegramm, das noch mit einem Hilferuf des Paters an mich verbunden war.

Ich aber dachte schon eine Etage weiter.

Der Tote war durch die Garbe aus einer MPI umgebracht worden. Zudem hatte sein Mörder die Silberkugeln höchstwahrscheinlich gestohlen. Und wer schoß mit einer Maschinenpistole, die auch mit geweihten Kugeln geladen werden konnte?

Eigentlich nur eine.

Lady X!

Ich dachte daran, aber Suko, der die gleichen Gedankengänge verfolgte wie ich, sprach den Namen aus.

»Ja, es war die Scott«, flüsterte ich und ballte die rechte Hand zur Faust. »Verdammt, daß ich daran auch nicht gedacht habe. Wir hätten es ja ahnen müssen. Die Kugeln halten schließlich nicht ewig, und selbst kann sie keine geweihten Geschosse herstellen.«

»Du kannst nicht an alles denken, John«, versuchte Suko mich zu beruhigen, dem ich wohl leid tat, weil ich meine Hände vor dem Gesicht verschränkt hielt und gebeugt auf dem Stuhl hockte.

»Nein, nein, ich habe da einen schweren Fehler gemacht.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Wir werden wohl nach Schottland fahren müssen.«

»Wolltest du da nicht sowieso hin?«

Ich nickte. »Aber in eine andere Gegend.«

»Was ist wichtiger?«

Ich überlegte. »Glaubst du denn, daß sich Lady X noch in der Nähe des Klosters aufhält?«

»Möglich.«

»Richtig. Aber nicht sicher. Was sollte sie dort? Sie hat doch jetzt, was sie braucht.«

»Trotzdem würde ich an deiner Stelle mit dem Pater reden.

Es ist besser, und vielleicht finden wir noch Spuren von Lady X oder ihren widerlichen Monstern.«

Da hatte Suko nicht unrecht. Wir mußten uns entscheiden,

ob wir nun ins Kloster hochfahren oder nach Billings, wo die seltsame Krankheit aufgetaucht war.

Darüber redeten wir, bis Glenda Perlons eine gute Idee hatte.

»Weshalb teilt ihr euch die Arbeit nicht?«

Beide waren wir ein wenig begriffsstutzig, denn wir fragten wie aus einem Mund: »Wieso?«

»Einer von euch fährt hoch zum Kloster, der andere versucht es in Billings. Das wäre immerhin eine Möglichkeit.«

Ich schlug auf den Schreibtisch und stand gleichzeitig auf.

»Mädchen, das ist nicht nur irgendeine Möglichkeit, sondern eine verdammt gute zudem. So machen wir es auch. Frage ist: Wer fährt nach Billings, und wer besucht das Kloster?«

»Du, John.«

»Das Kloster?«

Suko nickte. »Sicher, die Silberkugeln sind ja für dich bestimmt gewesen, obwohl ich auch etwas davon habe. Aber Adressat bist du nun mal. Tut mir leid.«

»Dann werde ich dem Pater einen Besuch abstatten«, erwiderte ich ergeben und schaute zu, wie Suko eine Karte von Schottland hervorholte, sie ausbreitete und sich darüberbeugte. Plötzlich lachte er auf, hob den Kopf und schaute uns an.

»Wißt ihr was, Freunde?«

»Nein, du hast es uns noch nicht gesagt.«

»Das werde ich jetzt tun. Billings und das Kloster liegen gar nicht mal so weit auseinander. Man kann hinspucken.«

»Aber nur auf der Karte.«

»Sei doch nicht so pingelig!« Der Inspektor grinste. »Wie heißt die Devise? Getrennt marschieren, aber vereint zuschlagen ...«

Nicht Lady X hatte das Magazin mit Kugeln gefüllt, sondern der Unhold Xorron. Er konnte dies ohne weiteres bewerkstelligen, denn es gab wohl kaum etwas, das er fürchtete. Ebenso schwer war es, eine Waffe zu finden, die tödlich für ihn war. Xorron war bereits jetzt eine schreckliche Legende.

Er hatte nicht einmal direkt ein monsterhaftes Aussehen. Man konnte ihn mit einem Menschen vergleichen, der einen milchigen Anstrich erhalten hatte. So sah die Haut von Xorron aus. Dabei hatte er eine menschliche Gestalt aufzuweisen. Da jedoch endeten die Zugeständnisse an die Menschheit.

Aus welchem Material die Haut bestand, wußte niemand zu sagen. Sie galt jedoch als unzerstörbar, obwohl sie leicht durchsichtig war, denn hinter dieser milchig-weißen Haut, da schimmerten grünlich die Knochen eines Skeletts.

Wissenschaftler hatten es nie untersucht, und so konnte auch keiner sagen, ob es sich bei diesen Knochen um menschliche handelte. Zudem war das nicht das Problem, sondern Xorron und sein roboterhafter Killerinstinkt. Hinzu kam der blinde Gehorsam dem Chef oder Leiter gegenüber, und Xorron führte immer das durch, was man ihm auftrug. Unterschiede kannte und machte er dabei nicht.

Xorron war eine Bestie!

Dieser Ausdruck paßte wohl am ehesten zu ihm. Er kannte keine Gefühle, weder menschliche noch nichtmenschliche, und in seinem glatten Gesicht war auch nichts abzulesen.

Eine Kopfform nebst Gesicht, das an ein großes Ei erinnerte, wobei auf das Ei fünf Schlitze aufgemalt worden waren. Zwei für die Augen, zwei für die Nasenlöcher, der letzte Schlitz für den Mund. Wenn er diesen öffnete, dann präsentierte er etwas wie Zähne oder Reißer, die an Stahlzinken eines aufgerichteten Kamms erinnerten.

So unförmig Xorron auch wirkte, er war dennoch schnell, geschickt und gewandt. Das hatte er bewiesen, als er seinen ersten Chef, Solo Morasso, retten wollte, als dieser in das Becken mit den gefräßigen Piranhas gefallen war.

Auch Lady X war aus ihrem wichtigen Helfer nicht schlau geworden. Während er das Magazin der Waffe mit den Silberkugeln auflud, schaute sie ihn aus den Augenwinkeln an. Sie fürchtete sich zwar nicht vor ihm, hatte manchmal jedoch ein ungutes Gefühl, wenn sie ihn so anblickte. Falls

Xorron einmal durchdrehte, dann würde er auch sie unangespitzt in den Boden schlagen. Soweit durfte es nicht kommen. Die beiden dämonischen Wesen waren nicht auf der Straße geblieben, sondern hatten sie verlassen. Dabei hatten sie noch eine eigentlich etwas beunruhigende Beobachtung gemacht. Die Leiche des Mönchs war schon gefunden worden. Ein einsamer Schäfer, der trotz des Winters die Bergwelt durchwanderte, hatte sich in der Nähe aufgehalten und den Toten entdeckt.

Lady X war klar, daß Nachforschungen angestellt werden würden, und vielleicht erhielt auch John Sinclair Bescheid. Sie richtete sich jetzt schon darauf ein, daß sie ihm wieder gegenüberstehen würde. In den Karpaten waren sie sich zuletzt begegnet. Im Schloß des Vampir-Grafen von Leppe war es zum großen Kampf gekommen, und Sinclair hatte der Vampirin wieder einen Stolperstein in den Weg gelegt. Ihren großen Plan allerdings wollte sie nicht aufgeben. Rumänien war genau das Land, das sie anzog. In diese Urheimat der Vampire wollte sie ihre Wirkungsstätte verlegen und dort auch den Geheimbund der Vampire ins Leben rufen. Das allerdings hatte noch ein wenig Zeit. Erst mußten die Vorbereitungen abgeschlossen werden, und dazu gehörte auch die Beschaffung der geweihten Silberkugeln.

»Fertig?« fragte sie.

Xorron wandte ihr seinen Kopf zu. Aus den Schlitzen schaute er sie an. Es war kaum zu erkennen, daß er die Augen geöffnet hatte. Er sprach auch nicht, sondern nickte.

»Dann gib die Waffe her!«

Xorron warf sie seiner Herrin hinüber.

Lady X fing die Maschinenpistole auf. Es waren noch Kugeln übriggeblieben. Zweimal konnte sie bestimmt nachladen, und diese Silbergeschosse ließ sie in einer Schachtel verschwinden, die sie einsteckte. Lady X war zufrieden.

Auch das Versteck hatte sie gut gewählt. Es lag am Hang, der eine Südseite aufwies. Weggetaut war der Schnee. Bäume um-

gaben sie, und sie hatte einen freien Blick hinunter in ein Tal, wo ein schmaler Wildwasserbach schäumte.

Er quirlte über die Steine und Felsen. Dabei sah er aus, als hätte jemand Waschpulver hineingeschüttet.

»Wohin führt der Bach?« wollte Xorron wissen. Er sprach mit einer seltsam klingenden Stimme, die mehr an einen Computer erinnerte.

Lady X folgte mit ihren Blicken dem Verlauf des Bachs und bewegte nickend den Kopf. »In die Nähe von Billings«, erklärte sie.

»Dort sind Menschen?«

»Ja.«

»Wäre das nicht etwas für uns?«

Die Scott lächelte schmal. »Eigentlich schon«, gab sie zu.

»Nur müssen wir jetzt zusehen, daß wir erst einmal die Kugeln wegschaffen. Wir werden uns mit Hilfe des Würfels nach Südamerika teleportieren, denn ich will wissen, was Vampiro-del-mar so alles anstellt.«

Damit war Xorron einverstanden. Die Reste der Mordliga hatten hoch oben in den Anden ein gutes Versteck gefunden, eine Naturhöhle, in der sie sich verbergen konnten.

Lady X nannte sie die provisorische Operationsbasis, denn die richtige wollte sie in Rumänien errichten, wo das Grauen seine Heimat hatte, wie sie immer behauptete.

Pamela Scott nahm den Würfel.

Sehr behutsam faßte sie ihn an. Er klemmte zwischen ihren Händen, und sie lächelte, als sie auf die Fläche starrte.

Dieser Würfel war etwas Besonderes. Man konnte ihn manipulieren. Er gehorchte jeweils seinem Besitzer. Lady X manipulierte ihn zum Schlechten hin, ein anderer würde damit Gutes tun. So war der Würfel ähnlich einem Chamäleon, das je nach Lage immer seine Gestalt farblich veränderte. Im übertragenen Sinne galt dies auch für den Quader.

Ein wirklich seltenes Stück. Lady X genoß es jedesmal, wenn

sie ihn in der Hand hielt. Vor allen Dingen dann, wenn sie Ruhe hatte und es auskosten konnte.

»Werden wir wieder zurückkehren?« fragte Xorron.

»Ich denke schon.«

»Und was wollen wir hier?«

»Ich will nur sehen, wie es weiterläuft und welch ein dummes Gesicht John Sinclair macht, wenn er tatsächlich kommen ...« Das letzte Wort verschluckte sie. Dafür zuckte sie zusammen.

Auch Xorron hatte es bemerkt, sagte aber nichts. Er schaute zu, wie Lady X aufstand.

Die Vampirin blieb breitbeinig stehen. Sie hielt den Oberkörper nach vorn gereckt. Der Wind fuhr gegen sie und ließ ihr langes Haar flattern. Scharf drehte sie sich plötzlich zu Xorron herum. »Da stimmt etwas nicht«, sagte sie.

»Was?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ist Sinclair da?«

»Nein. Er wäre auch nicht ein so großes Problem«, erwiderte sie leise. Dabei schüttelte sie den Kopf, zog ihre Lippen zurück, und die beiden Zahnspitzen schauten aus dem Oberkiefer hervor.

Xorron wollte ebenfalls nicht mehr sitzen. Er stand ein wenig schwerfällig auf und blickte in die Runde.

»Wir werden noch einmal zurückkehren und es herausfinden«, erklärte Lady X. »Jetzt wird es Zeit für die Höhle.« Sie konzentrierte ihre Gedanken auf den Würfel, begann damit, ihn zu manipulieren, dachte stark an ihr Ziel und wollte, daß der Würfel sie dorthin brachte.

Es tat sich nichts.

Zuerst lächelte die Vampirin noch. Dann zerfaserte dieses Lächeln, wurde zu einer Grimasse, während sie einen zweiten, diesmal noch konzentrierteren Versuch unternahm.

Wieder nichts.

»Was ist los?« fragte Xorron.

Lady X hob die Schultern. »Der Würfel«, erwiderte sie mit leiser Stimme. »Er funktioniert nicht mehr ...«
Zum ersten Mal seit langer Zeit verspürte sie so etwas wie Angst in sich aufsteigen ...

Wir waren geflogen und gefahren. Die gesamte Strecke mit dem eigenen Wagen zurückzulegen, erschien mir von der Zeit her nicht angemessen. Wir wären zu viele Stunden unterwegs gewesen, und das war nicht der Sinn unserer Aktion.
Es war bei unserem Plan geblieben. Ich wollte Suko in Billings absetzen, wo er sich mit Dr. McGovern in Verbindung setzen konnte. Doch mein Freund hatte Einwände gehabt. Wenn wir dort auftauchten und als Fremde erkannt wurden, konnte es seiner Meinung nach zu auffällig sein. Also wollte er mit dem Bus weiterfahren.
Dagegen hatte ich nichts. Auf der Straße nach Billings überholten wir den Bus, und eine Haltestelle weiter setzte ich meinen Freund und Kollegen ab.
Im Rückspiegel sah ich seine winkende Gestalt kleiner werden, als ich Gas gab und den Leih-Rover in eine Linkskurve lenkte, so daß Suko meinen Blicken entschwand.
Den Weg zum Kloster hoch kannte ich noch, obwohl ich sonst von einer anderen Seite gekommen war. Kurz vor Peelham traf ich wieder auf die normale Straße.
Im Ort selbst wollte ich noch tanken. An der ersten Station hielt ich an.
Soweit ich erkennen konnte, hatte sich nichts verändert. Peelham war noch immer das kleine Dorf am Fuß der herrlichen Schottland-Berge geblieben, die wenig Schnee zeigten und nur ihre Spitzen mit weißen Hauben verhüllt hatten.
Der Januar war wirklich zu warm.
Zwar schaute mich der Tankwart prüfend an, vielleicht hatte er mich auch erkannt, doch er sagte nichts und füllte in aller Ruhe den Tank meines Wagens.

Ich mochte die Gegend. Sie strahlte eine gewisse Romantik aus, die man auch mit dem Wort >ungezügelt< umschreiben konnte. Hier hatte der Mensch noch nicht in den Haushalt der Natur eingegriffen, und gerade das gefiel mir so.

Ich zahlte die Rechnung und machte mich wieder auf den Weg. Bestimmt würde ich dem Ort noch später einen Besuch abstatten.

Hinter Peelham begann die Serpentinestraße, die hoch zum Kloster St. Patrick führte. Eine Straße, die kaum befahren war und zu den einsamsten gehörte, die ich kannte.

Die Fahrt in die Berge genoß ich sehr. Ich konnte mich nicht satt sehen an den stillen Gewässern, den schäumenden Wildbächen, dem plötzlich hinter einer Kurve erscheinenden Felspanorama und auch an dem leicht grauen Himmel mit seinen schweren Wolken, die mir sehr nach Schnee aussahen. Je höher ich fuhr, um so enger wurden die Kurven. Irgendwann hörte auch der Asphalt auf, so daß ich den letzten Rest auf einem Schotterweg zurücklegte.

Jetzt sah ich auch mehr Schnee. Er lag besonders an den Nordhängen, doch er zeigte eine verharschte Oberfläche, und seine Farbe war schon schmutzig.

Noch eine Kurve, und ich sah die Mauern des Klosters vor mir. Ich atmete aus.

Da stand sie also, die Trutzburg des Guten. Das Kloster St. Patrick. Ein gewaltiges Bauwerk, in dem brave Mönche ihre Pflicht taten und das auch mir Schutz bieten würde.

Die Stille wurde plötzlich durch ein helles Klingen gestört. Es waren Arbeitsgeräusche, die aus der Schmiede kamen, in der mein Freund Pater Ignatius an der Arbeit war.

Dieser hell klingende Schlag kam mir vor wie ein Willkommensgruß, und als ich den Wagenschlag aufstieß, wurde die kleine Pforte neben dem großen Eingangstor bereits geöffnet. Allerdings nur das Guckloch, hinter dem ich ein Gesicht entdeckte, das sich zu einem Lächeln verzog, als ich langsam näher heranschritt. »John Sinclair«, vernahm ich die ruhige,

aber dennoch freudige Stimme eines Mönches. »Sei herzlich willkommen.«

»Danke, Pater«, erwiderte ich und verbeugte mich leicht.

»Warte, ich öffne. Willst du deinen Wagen in den Hof fahren oder vor dem Kloster ...?«

»Ich fahre ihn in den Hof, wenn es dir nicht zu viele Umstände macht.«

»Nein, nein, ganz im Gegenteil. Komm nur, du bist ein Gast, den wir gern sehen.« Das Gesicht verschwand, die Luke wurde geschlossen, und ich hatte ein wenig Zeit, mich umzuschauen. Ich blickte an den trutzigen Mauern hoch. Ja, die kannte ich sehr genau. Und ich erinnerte mich automatisch an die Szene, als ich die Horror-Reiter bekämpfte. Ich sah Kara vor meinem geistigen Auge, die Schöne aus dem Totenreich. Auf der Mauer stand sie und schwang ihr Schwert mit der goldenen Klinge. Es war ein unheimlicher, mörderischer Kampf gewesen. Im nachhinein lief mir noch eine Gänsehaut über den Rücken. Und wäre Suko nicht gewesen, hätte es für mich trotz Karas Hilfe sehr bitter ausgesehen. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben.

Schwere Riegel mußten von innen zur Seite gewuchtet werden, um das Tor öffnen zu können. Ich vernahm die rumpelnden Geräusche, ging zurück zum Rover, stieg ein und konnte wenig später an- und in den Hof hineinfahren.

Als ich durch das Tor rollte, da sah ich auch die Mönche.

Diejenigen, die sich in der Nähe aufgehalten hatten, ließen von ihren Arbeiten ab und schauten mir entgegen.

Besonders einer.

Ein hochgewachsener, kräftiger Mann, der mir zuwinkte und dessen Gesicht ein breites Lächeln zeigte.

Pater Ignatius!

Ich lenkte den Wagen nach links, denn ich wollte ihn nahe der Schmiede abstellen.

Der Pater wies mich ein. Zweimal mußte ich noch rangieren, dann stoppte ich und stieg aus.

»John Sinclair!« Seine Stimme dröhnte mir entgegen. »Sei willkommen bei uns, mein Freund!« Der Pater kam mir mit ausgestreckten Armen entgegen, und wir begrüßten uns auf eine herzliche Art und Weise.

Ein gutes Gefühl erfüllte mich, denn ich war nach Hause gekommen. Jawohl, Freunde, ich fühlte mich zu Hause. Dieses Kloster bot mir den Schutz, den ich voll auskosten konnte.

Nicht nur Pater Ignatius begrüßte mich, auch der Abt erschien. Sein Händedruck war fest. Die Augen strahlten eine Herzlichkeit aus, wie es sie nur bei zufriedenen Menschen gibt. Und diese hier waren sehr zufrieden.

»Wo können wir reden?« fragte Pater Ignatius, nachdem die Begrüßung vorbei war.

»Das ist mir egal.«

»Dann komm zu mir.«

»Gern.«

Wie betraten die Schmiede. Auch sie kannte ich. Der einzige Raum war nicht groß, doch er beinhaltete alles, was man für die Arbeit benötigte.

Da gab es die gemauerte Feuerstelle, das entsprechende Werkzeug, eine lange Bank und einen Schrank, der bis zur Decke reichte und in dem der Pater das Silber für die Kugeln aufbewahrte. Eigentlich war es Silbererz. Es stammte aus Minen, die der Kirche gehörten, und wurde zweimal im Jahr zum Kloster gebracht.

Das Feuer glühte noch. Es verbreitete einen düsteren Schein, der genau in diese Schmiede paßte. Manchmal tanzten rote Flecken über die Wände, und der Pater bat mich, auf der Bank Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich noch nicht. Dafür verschwand seine Hand unter der Kutte, und aus irgendeiner Tasche holte er etwas hervor. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich eine kleine Flasche.

»Whisky?« fragte ich.

Pater Ignatius lächelte. »Nein, mein Freund, doch nicht so etwas. Obwohl wir auch guten Whisky haben. Aber es gibt

hier einen Bruder, der es versteht, die Schnäpse selbst zu brennen. Und das ist einer davon. Aus den Beeren des Waldes. Ein flüssiger Rest des letzten Sommers, mein Freund.«

Er reichte mir die Flasche, die ich mit einem dankbaren Nicken entgegennahm und trank.

Kinder, war das ein Schnaps. Der trieb mir nicht nur die Tränen in die Augen, sondern auch ins Knopfloch. Ein paar-mal holte ich tief Luft, bevor ich die Flasche Ignatius zurück-reichte.

»Wie war er?«

Ich schüttelte den Kopf, deutete auf meinen Mund. Mehr konnte ich nicht, denn eine Antwort zu geben, war nicht drin. Der Schnaps erlaubte es nicht. Er brannte noch in der Kehle nach.

»Hat er dir gemundet, John?«

»Und wie. Aber man muß sich nach einem Schluck kurz erholen.«

Der Mönch nickte gedankenverloren. »Das habe ich dem Bruder auch gesagt. Ich glaube, er hat ihn ein wenig zu stark gemacht, der Gute.«

»Und das sagst du erst jetzt?«

»Tut mir leid, aber ich wollte sehen, wie ein normaler Mensch darauf reagiert.«

»Da kommt man nichtsahnend her, und schon ist man ein Versuchskaninchen.«

Pater Ignatius hob den Finger. »Das passiert nur bei Freunden.«

Ich gab mich erstaunt. »Dann möchte ich gern einmal wissen, was ihr euren Feinden anbietet.«

»Darüber will ich nicht reden, John.« Er ließ sich neben mir nieder und hob die Schultern. »Gleich ist die Beerdigung«, sagte er. »Wir haben Bruder Clemens hochbringen lassen. Wirst du an der Totenfeier teilnehmen, John?«

»Natürlich. Ist die Leiche normal?«

»Ja, wieso?«

»Ich kann dein Erstaunen verstehen«, erwiderte ich, »aber ich frage aus einem bestimmten Grund. Der Mann ist durch eine Garbe aus einer Maschinenpistole gestorben. Das kann auf Lady X hindeuten, muß aber nicht. Und da es sich bei ihr um einen Vampir handelt, wäre es möglich, daß sie das Blut getrunken hat.«

»Ja, das kann sein.« Der Pater stützte sein Kinn auf die offene Fläche der rechten Hand. Während er die Antwort gab, starrte er in das kleiner gewordene Feuer. »Nur will ich nicht so recht daran glauben.«

»Hast du einen Grund?«

Der Pater wand sich. »Grund ist zuviel gesagt. Weißt du, wir haben es hier wohl mit einer anderen Magie zu tun, nicht mit der eines Vampirs.«

»Jetzt verstehe ich nichts.«

Pater Ignatius schaute mich sehr ernst an. »Was ich dir jetzt sage, darüber habe ich bisher mit keinem geredet, und ich möchte dich bitten, es für dich zu behalten.«

»Ehrensache.«

»Es geschah während unserer Frühandacht«, begann mein frommer Freund und erzählte mir von seiner Vision.

Ich hörte sehr genau zu.

Viele hätten darüber gelächelt. Ich hütete mich, dies zu tun.

Nein, wenn der Pater so ernst redete, dann hatte das schon seine Bedeutung.

»Glaubst du mir?« fragte er zum Schluß.

Ich nickte.

Er atmete schnaufend aus. »Das habe ich gehofft, mein Freund. Und ich bin tatsächlich nicht übergeshnapt, wenn du das vielleicht meinst. Es gibt diese weibliche Person, diesen Geist, wenn ich ihn mal so nennen darf.«

»Dann hast du einen Verdacht?« stellte ich fest.

»Den habe ich in der Tat.«

»Rede.«

»Kennst du die griechische Mythologie?«

Ich hob die Schultern. »Was man halt so von der Schule behalten hat. Aber das ist nicht viel.«

»An Pandora wirst du dich erinnern.«

»Klar. Die Frau mit der Büchse oder dem Füllhorn. Schönheit und Grauen zu einer brisanten Mischung gepaart.«

»Das stimmt genau, John. Sie soll aus Lehm erschaffen worden sein. Der Göttervater Zeus hat ihr Leben eingehaucht und sie mit allen Vorzügen ausgestattet, die zu einer Frau gehören. Aber er wollte die Menschen strafen, und zwar durch sie strafen, denn die Menschen hatten Prometheus dazu überredet, das Feuer zu stehlen. Während Prometheus furchtbar für seinen angeblichen Frevel bestraft wurde - man band ihn an einen Felsen, und ein Adler kam jede Nacht und hackte ihm die immer nachwachsende Leber aus dem Leib -, ging Pandora mit ihrer Büchse oder dem Tonkrug zu Prometheus' Bruder Epimetheus. Von den Reizen dieser Frau geblendet, nahm Epimetheus Pandora in sein Haus auf, wo sie das Gefäß öffnete und Übel und Krankheit über die Menschheit schickte.«

Ich nickte. »Ja, jetzt erinnere ich mich wieder. Es ist eine schlimme Geschichte, aber die Mythologie der Griechen war nun mal verdammt grausam. Ist den Prometheus von dem Felsen, an den er geschmiedet war, nicht befreit worden?«

»Ja, von Herakles.«

»Du hast dich gut informiert, Bruder Ignatius«, sagte ich und blieb, in Gedanken versunken, sitzen. »Deine Vision kann eine große Bedeutung haben«, murmelte ich.

»Welche?«

»Ich weiß es noch nicht so genau. Vielleicht spielt Atlantis eine Rolle. Denn Prometheus hing auch irgendwie mit Atlas zusammen, nach dem der Kontinent Atlantis seinen Namen erhalten hat.«

»Das stimmt.«

»Nur frage ich mich, wie Lady X in diese ganze Sache hineinpaßt. Sie ist meiner Ansicht nach ein Störfaktor.«

»Kann es Zufall sein?«

»Möglich. Eigentlich wollte ich nicht ins Kloster kommen, sondern in Billings einen Fall lösen.«

»Das mußt du mir erklären.«

Ich tat es, und wir zogen beide die gleichen Schlüsse. Diese seltsame Krankheit, die die Menschen von Billings befallen hatte, konnte unter Umständen mit der Vision des Paters zusammenhängen.

»Dann mußt du unbedingt nach Billings fahren«, sagte Ignatius, doch ich schüttelte den Kopf.

»Das brauche ich nicht. Mein Freund Suko schaut sich dort um. Jetzt bin ich froh, ihn mitgenommen zu haben.«

Ignatius lächelte. »Demnach stehen wir beide nicht allein auf weiter Flur?«

»So ungefähr.«

»Pandora macht mir Sorgen, John. Ich bin überzeugt davon, daß sie es ist.«

»Eine Sagengestalt?«

Er lachte. »Daran denke ich auch immer. Trotzdem nehme ich meine Vision sehr ernst.«

»Wobei ich mich frage, welch einen Grund sie gehabt hat, aus irgendeinem Zwischenreich zu erscheinen.«

»Muß sie das?«

»Wenn es nicht so wäre, widerspräche dies allen Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gesammelt habe. Wenn sie tatsächlich aufgetaucht ist, hat das etwas zu bedeuten.«

»Ich schließe mich deiner Meinung an, John.«

Über den Innenhof des Klosters schwang ein dünnes Bimmeln. Es war eine Glocke, die da läutete, doch ihr Klang war nicht dazu angetan, Menschen froh zu machen - im Gegenteil.

Der Pater stand auf. »Die Totenglocke«, sagte er mit leiser Stimme. »Sie ruft uns zur Beerdigung. Kommst du mit?«

»Ja.« Ich erhob mich ebenfalls.

Wir verließen die Schmiede, betraten den Hof, und das Läuten hörte ich nun lauter. Mir rann eine Gänsehaut über

den Rücken, während mir ein steifer Wind ins Gesicht fuhr. Die Mönche versammelten sich. Sie gingen gebeugt, stemmten sich gegen den Wind an, der an ihren Kutten zerrte und den Stoff knattern ließ. Am Himmel türmten sich Wolken. Wir hatten zwar späten Vormittag, aber richtig hell wollte es nicht werden. Alles in allem eine schaurige Kulisse für eine Beerdigung.

Ignatius und ich gesellten uns zu den anderen, um den Weg zum Friedhof zu gehen ...

Lady X schien auf der Stelle festgewachsen zu sein. Sie schüttelte ein paarmal den Kopf, fluchte dann wütend, zischte wie eine Schlange und knurrte auch. Trotzdem erreichte sie nichts. Der Würfel gehorchte ihr nicht. Er dachte nicht daran, sich dem Willen der Blutsaugerin unterzuordnen.

Langsam ließ Lady X die Arme sinken und schaute nach rechts, wo sich Xorron aufhielt.

Das Monster rührte sich nicht. Es stellte auch keine Fragen. Deshalb sprach Lady X.

»Er reagiert nicht mehr«, flüsterte sie.

»Wieso?«

»Verflucht, das weiß ich eben nicht. Ich habe keine Ahnung, was mit dem Würfel geschehen ist. Vielleicht hat ihn auch jemand manipuliert. Wer weiß?«

»Du hast ihn doch nicht aus der Hand gegeben.«

»Genau, das ist es ja, was mich so fertigmacht. Ich kann mir keinen Grund für dieses Verhalten des Würfels vorstellen.«

»Hast du nicht vorhin etwas gespürt?« fragte Xorron.

Lady X zog die Augenbrauen zusammen. »Ja«, klang ihre gedehnte Antwort, »das stimmt.«

»Was war es denn?«

»Ich kann es nicht sagen, nicht in Worte fassen. Es war irgendwie anders.«

»Und wie?«

»Keine direkte Gegenmagie«, erklärte die Vampirin. »Das auf keinen Fall. *Nein*, nein ...« Sie ging einen Schritt vor, um danach stehenzubleiben wie ein witterndes Raubtier. Einen Erfolg erreichte sie nicht. Aber ihr fiel die Stille auf. Zwar hatte der Wind nicht abgenommen, doch von den üblichen sie umgebenden Geräuschen war nichts mehr zu hören. Sie kam sich vor wie auf einer Insel, die irgendwo im Niemandsland lag.

»Warte hier auf mich«, ordnete sie an und war Sekunden später verschwunden.

Xorron blieb zurück. Er tat immer, was man ihm sagte. So war es auch an diesem Tag.

Sie hatten sich zwischen Bäumen verborgen gehalten. Nicht nur Tannen und Fichten wuchsen auf dem kargen Boden, sondern auch verkrüppelte Laubbäume, die man allerdings mehr als Sträucher oder Unterholz bezeichnen konnte.

Normal konnte Lady X nicht laufen. Sie mußte schon schräg gehen, damit sie auf dem Boden nicht rutschte. Hin und wieder stützte sie sich auch an den Baumstämmen ab, und als sie eine kleine Lichtung auf dem Hang erreichte, blieb sie stehen. Ihr Blick fiel hinunter ins Tal. Sie sah ein schmales Band. Es war ein Weg, keine Straße, und er führte irgendwann aus den Bergen heraus, wo er in eine asphaltierte Straße mündete, die die verstreut liegende Orte miteinander verband.

Lady X hatte zwar nun einen guten Aussichtspunkt, sie sah trotzdem nichts.

Still und friedlich lag die schweigende Bergwelt vor ihren Augen. Nichts wies auf eine Gefahr hin.

Und doch störte sie etwas.

Lady X war ärgerlich, daß sie dies zugeben mußte, es aber nicht fassen oder begreifen konnte. Obwohl die Luft klar war, schien sie dennoch mit einer fremden Magie erfüllt zu sein, die die ehemalige Terroristin registrierte, gegen die sie aber nicht angehen konnte.

Dann hörte sie ein Rascheln. Es war hinter ihr aufgeklungen. Sie fuhr herum, ließ die MPi von ihrer Schulter rutschen und hielt sie im Anschlag.

Sie sah nichts.

Es schien ein Tier gewesen zu sein, das sich seinen Weg gesucht hatte. Das erste Tier überhaupt, dessen Geräusche sie wahrnahm. Deutete dies vielleicht auf eine Veränderung hin? Sie wußte es nicht zu sagen. Etwas Neues hatte sie auch nach einem abermaligen Rundblick nicht feststellen können, und deshalb entschloß sie sich, wieder zu Xorron zu gehen.

Xorron hatte ebenfalls nichts bemerkt. Er wartete noch immer an derselben Stelle, schaute seine Herrin an und bewegte seine klauenartigen Hände.

»Nichts«, sagte Lady X.

Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als beide ein seltsames Geräusch vernahmen. Es klang ähnlich wie ein Knurren oder Schnaufen, und es war dort aufgeklungen, wo der Hang weiter in die Höhe wuchs.

Beide schauten in die Richtung.

Unterholz bewegte sich.

Lady X folgte mit dem Lauf der Maschinenpistole den sperrigen Zweigen eines Busches, aus dem das Tier, oder was immer es war, herauskriechen mußte.

Es kam auch.

Selbst Lady X zeigte sich überrascht. Was sich da aus den Büschen schob, das hatte mit einem Tier kaum noch Ähnlichkeit, obwohl es dem Körperbau nach ein Fuchs sein mußte.

Wie hatte er sich verändert!

Wesentlich größer war er geworden, mindestens um das Doppelte gewachsen, und wo sonst das Fell auf dem Rücken wuchs, war die Haut aufgeplatzt, so daß eine schleimige Masse ihren Weg nach draußen und auf den Rücken des Tieres gefunden hatte.

Ein widerliches Sekret, das penetrant stank und an den Seiten nach unten rann, wobei es graugelb schimmerte.

»Ein Ghoul?« hauchte die Vampirin. »Nein.« Sie gab sich selbst die Antwort. Das war kein Ghoul. Die sahen anders aus als dieses mutierte Wesen.

Ghouls waren zwar auch Schleimwesen, und sie ernährten sich von Leichen, doch sie hatten keine Ähnlichkeit mit Tieren. Das Wesen, das aus dem Unterholz kroch, war ein Tier.

Ein Fuchs!

Kalt blickten seine Augen. Sie waren auf eine unnatürliche Art und Weise vergrößert, wirkten wie zwei runde Steine. Die lange Schnauze stand halb offen, aus dem Mund tropfte Geifer, der sich mit der gallertartigen Masse vermischte.

Lady X schüttelte sich. Nicht vor Ekel, sondern vor Wut, denn sie wußte nicht, was das noch alles *zu* bedeuten hatte. In diesem Wald lauerten die Gefahren. Da waren aus Tieren Monster geworden, und Lady X hatte ihren Beweis für eine andere Magie erhalten.

Sie drehte sich ein wenig und gab Xorron ein Zeichen.

»Schnapp ihn dir.«

Das war der Augenblick, als der Fuchs sprang. Lady X hatte gespürt, daß er sie attackieren wollte, und sie hatte den Befehl genau im richtigen Moment gegeben, denn als der mutierte Fuchs auf sie zuhechtete, setzte sich auch Xorron in Bewegung.

Und abermals bewies er, wie schnell er sein konnte. Sein so plumpes Aussehen täuschte. Plötzlich befand er sich zwischen seiner Herrin und dem Fuchs, der gegen ihn prallte.

Ein seltsames Gurgeln und Knurren drangen aus dem Maul des widerlichen Tieres, Laute, die jedoch schnell verstummten, als Xorron seine Pranke um die Schnauze des Fuchses drückte und sie zusammenpreßte.

Das Wesen strampelte mit den Beinen. Es sonderte noch mehr Schleim ab. Lady X trat zurück, weil sie ihre Füße von dem Zeug nicht beschmutzen lassen wollte.

Xorron war da nicht so zimperlich. Er tötete das Tier. Auf solche Sachen verstand er sich.

Eine Hand hatte er noch frei. Damit packte er den Nacken des Fuchses und drehte einmal kräftig entgegen dem Uhrzeigersinn. Das Genick wurde gebrochen. Schlaff fiel das Tier aus dem Griff des Unholds Xorron.

Er stand langsam auf. An seiner Haut rann der widerliche Schleim in langen Spuren nach unten und hinterließ auf der Erde feuchte Flecken. Zudem stank er erbärmlich.

Lady X drehte das getötete Tier auf den Rücken. Es lag inmitten einer Lache, die allmählich im Boden versickerte.

»Ein Fuchs, der mich an einen Ghoul erinnert«, sprach sie zu sich selbst. »Wie ist das möglich?«

Von Xorron erhielt sie keine Antwort. Er handelte in den nächsten Sekunden selbständig, denn er untersuchte die nähere Umgebung dieses Mordplatzes.

Ein weiteres Tier fand er nicht. So kehrte er beruhigt zu der Scott zurück.

»Eine fremde Magie!« flüsterte die. »Ich habe es gespürt. Sie ist hier, nur - wo versteckt sie sich?« Scharf fuhr sie herum. Ihre Augen lebten. Trotz der schwarzen Pupillen war darin ein Funkeln zu erkennen. »Welche Magie ist es? Und weshalb wird sie gerade hier und jetzt aktiv? Das müssen wir herausfinden, Xorron!«

»Pandora!«

Dieses Wort hatte das Monster ausgestoßen, und Lady X glaubte, ihren Ohren nicht trauen zu können. »Was hast du da gesagt?«

»Pandora!«

»Wer ist das?«

Xorron streckte seinen Körper. Er schien noch zu wachsen, bevor er die Antwort gab. »Es ist die Frau mit der Büchse, dem Krug, dem Füllhorn. Es ist Pandora!«

»Kennst du sie?«

»Ja.«

»Woher?« Lady X fragte es lauernd.

»Das weiß ich nicht!«

Hätte ein anderer als Xorron Lady X diese Antwort gegeben, so wäre sie ihm an die Gurgel gefahren. So aber riß sie sich zusammen und fragte mit seidenweicher Stimme: »Du weißt es nicht?«

»Genau.«

»Wieso?«

Jetzt riß Xorron seine Augen auf, und die ehemalige Terroristin sah das rote Leuchten darin, »Es liegt im Dunkel meiner Vergangenheit begraben«, erwiderte er.

»Deiner Vergangenheit? Hast du überhaupt eine?«

»Sicher.«

Lady X dachte nach. Ihre Gedanken schweiften zurück. Sie dachte an ein anderes Land, einen anderen Erdteil, an eine andere Stadt.

New York!

Dort, mitten im Herzen von Manhattan, gibt es einen großen Park. Den Central Park. Wo täglich Tausende von Menschen flanierten, hatte Xorron begraben gelegen. Wie lange? Das konnte niemand sagen. Auch nicht, wie er dahin gekommen war, aber er war dort wieder auferstanden, weil Solo Morasso, Chef der Mordliga, ihn damals aus der feuchten Erde geholt hatte.

Unwahrscheinlich und unglaublich war so etwas. Lady X konnte es kaum fassen. Sie hatte sich immer gefragt, woher Xorron wohl stammen mochte, aber einen Hinweis hatte es nie gegeben. Seine Herkunft lag im Dunkel der Vergangenheit, und nun sollte sie ein gewisser Lichtstrahl aufhellen.

Ein Lichtstrahl, der einen Namen hatte,
Pandora!

Lady X war nicht dumm. Vor allen Dingen hatte sie das Wissen, das sie sich als Mensch aneignete, nicht vergessen. Ihre Schulbesuche waren immer erfolgreich verlaufen, bis sie während ihres Studiums in eine Szene geriet, die sich mit dem Terrorismus befaßte. Lady X war den Parolen gefolgt und anschließend als eine der meistgesuchten Verbrecherinnen auf

die Fahndungsliste gesetzt worden. Als Frau ohne Gewissen, ohne Gesicht, wie ein Phantom - von den Zeitungsleuten war der Name Lady X kreierte worden.

Den hatte sie behalten, auch dann, als Solo Morasso aufgetaucht war und sie auf seine Seite geholt hatte. Sie war das erste Mitglied der Mordliga gewesen und hatte eine steile Karriere hinter sich. Auf ihren Rat hörte Dr. Tod auch noch, als sie zum Vampir geworden war.

»Die Büchse der Pandora«, sagte sie. »Ein Gefäß, das Schrecken und Unheil verbreitet. Kann es auch Menschen verändern?« fragte sie scharf und schaute Xorron an.

Von ihm erhielt sie keine Antwort. Er hob nur die Schultern, ansonsten fühlte er sich offensichtlich ziemlich unbehaglich. Das merkte auch die Scott, denn Xorron blieb nicht mehr so ruhig stehen wie sonst. Er bewegte sich auf der Stelle. Sein Blick wieselte, als suche er die Gegner dort, wo sie gar nicht waren. Konzentriert dachte die Vampirin nach. Sie schaute auf den Fuchs, dessen Kadaver am Boden lag und allmählich auslief. Wenn Pandora ihr Füllhorn oder ihre Büchse geöffnet hatte und die dämonischen Bazillen ausleerte, dann hatten sie sicherlich schon ihre Wirkung gezeigt. Und nicht nur bei diesem Fuchs, sondern auch bei anderen Menschen und Tieren. Warum, zum Teufel, hatte sie es gerade jetzt getan, da sich Lady X und Xorron in der Nähe befanden?

An Zufall konnte und wollte die Scott nicht glauben. Es gab eine Verbindung zwischen Xorron und Pandora. Sie mußte nur noch herausfinden, wie diese aussah.

Und an noch etwas dachte sie. Konnte es möglich sein, daß Pandora ihr feindlich gesonnen war? Xorron gehorchte ihr. Wenn er mit Pandora irgendwann einmal in Verbindung gestanden hatte und ihr sogar Untertan gewesen war, dann würde sie unter Umständen Rechte beanspruchen, die ihr Lady X keinesfalls zugestehen wollte.

Obwohl sie Pandora bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, stufte sie diese Person bereits als Feindin ein.

Sie sah sie nicht. Sie hörte sie. Wie auch Xorron erreichte sie plötzlich die Stimme aus dem Nichts.

»Ich grüße dich, Xorron, Herr der Untoten ...«

Wir gingen noch nicht zum Friedhof, sondern in die kleine Leichenhalle. Bevor ich allerdings einen Fuß über die Schwelle setzen konnte, hielt mich der Pater zurück.

»John, ich möchte dich nicht kränken, aber du mußt dich entscheiden, ob du mit in die Kapelle kommen oder dir den Toten noch anschauen willst.«

Ich dachte einen Moment nach und entschied mich dafür, bei dem Toten zu bleiben.

»Der Sarg ist übrigens offen«, erklärte Ignatius im Weggehen.

»Danke.«

Ich trat über die Schwelle der kleinen Leichenhalle. Ob klein oder groß, vor Leichenhallen hatte ich zwar keine Angst, aber ein bedrückendes Gefühl strahlen all diese Räume aus. Es ist der allgegenwärtige Geruch des Todes, der Vergänglichkeit und der Verwesung.

Die Halle hatte eine schmale Tür, aber keine Fenster. Dicht unter der Decke sah ich zwei Guck- oder Luftschlitze, ähnlich wie man sie in alten Burgtürmen sieht.

Der schmucklose Sarg stand in der Mitte. Nicht einmal ein Kranz lag darauf als Dekoration. Der Boden der Halle bestand aus rötlichen Steinen, die fast fugenlos ineinander übergingen. Es gab nicht einmal Bänke, auch kein elektrisches Licht. Erleuchtet wurde der Raum durch sechs Kerzen, die in eisernen Haltern in jeweils zwei Dreierreihen zu beiden Seiten des Sargs standen.

An der Stirnseite der kleinen Leichenhalle, der Tür damit genau gegenüber, hing ein schmuckloses Kreuz an der Wand. Zwischen dem Kreuz und mir befand sich nur noch der Sarg. Er war tatsächlich offen, wie man es mir gesagt hatte. Der

Deckel lehnte an der Wand. Wahrscheinlich würde der Abt den Sarg schließen wollen. Das entsprach der Tradition. Da es in der Leichenhalle sehr still war, vernahm ich den Gesang der Mönche. Er klang dumpf, irgendwie pessimistisch und war der folgenden Zeremonie angemessen. Sie beklagten einen Toten, den eine schreckliche Macht ihnen genommen hatte.

Sehr nahe trat ich an den Sarg heran, so dicht, daß ich mit den Knien fast dagegenstieß. Dann senkte ich meinen Blick und schaute auf die Leiche.

Der Mann war noch jung gewesen. Auch in der Totenstarre konnte ich das erkennen. Er lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war wachsbleich, die Hände hatte man ihm auf der Brust gefaltet. Aus der Lücke zwischen den beiden Daumen und Zeigefingern schaute ein schlichtes, kleines Holzkreuz hervor. Der Tote trug kein Leichenhemd. Er wurde in seiner Kutte begraben. Der Sarg war selbst angefertigt worden, denn innerhalb der Klostermauern gab es auch eine Schreinerwerkstatt, die solche Arbeiten übernahm.

Weshalb hatte er sterben müssen? Was war geschehen?

Wenn er hätte reden können, wäre mir wohler gewesen, so aber war ich weiterhin nur auf Vermutungen angewiesen.

Ich dachte, während ich das Gesicht des Toten betrachtete, wieder an die Vision des Paters Ignatius. Er hatte eine schöne Frau gesehen, die eine Büchse trug.

War es tatsächlich Pandora gewesen? Eine kaum glaubliche Vorstellung, aber was hatte ich nicht alles schon in meiner Laufbahn erlebt, so daß ich inzwischen das Unmögliche für möglich hielt.

Ich hatte die Tür der kleinen Halle nicht ganz geschlossen, so daß hin und wieder ein Windstoß in den Raum fuhr. Er strich über die Flammen und bewegte sie. Die Flammen führten deshalb einen geisterhaften Tanz auf, dem eine gespenstische Schattenbildung folgte, die über die Innenwände zuckte. Nicht nur dort. Auch die Leiche blieb nicht verschont. Das Gesicht

nahm eine andere Farbe an. Manchmal glühte es rötlich, dann wurde es wieder bleich, und einen Augenblick später hatte ich das Gefühl, als würden sich Augen und Mund bewegen.

Eine Täuschung?

Nein, die Augen bewegten sich tatsächlich. Nicht nur sie, auch das Gesicht zuckte. Es begann an den Wangen, die sich spannten, und es schien so, als wollte der Tote noch einmal tief Luft holen.

Hatte ich es hier mit einem Zombie zu tun? Ein Untoter an geweihter Stätte? Das durfte doch nicht wahr sein, das konnte es nicht geben und widersprach allen Regeln.

Ich schaute genauer hin.

Das Gesicht der Leiche lebte. Es war allerdings kein Leben wie bei einem Zombie. Innerhalb des kalten Körpers schien sich etwas anderes anzubahnen. Dort wirkte eine Magie, die allmählich zum Ausbruch kam.

Es war unwahrscheinlich, so gut wie nicht zu erklären, doch die Magie war vorhanden. Etwas schob sich aus der Tiefe des Körpers in die Höhe, erreichte das Gesicht der Leiche und veränderte es.

Da war ein zweiter Körper, ein Geistkörper, der sich nun allmählich löste.

Ich war fasziniert.

Im ersten Augenblick fielen mir die Geschichten der alten Menschen ein, die davon berichteten, daß sie die Seele eines Toten aus dem Körper hätten steigen sehen. Sie sprachen von seltsamen Lichtstreifen, die über dem Toten schwebten, um blitzschnell zu verschwinden.

Das war hier nicht der Fall.

Der Geist, der in dem Körper hockte, konzentrierte sich auf das Gesicht, und es veränderte es, indem er sich selbst darüber schob.

Ein neues Gesicht entstand.

Das Gesicht einer Frau.

Und da wußte ich Bescheid. Auch ohne mich näher damit

befäßt zu haben, war mir klar, wer mich da im Sarg liegend anschaute.

Pandora!

Ihr Gesicht hatte sich über das des Toten geschoben, und es sah aus, als bestünde es aus Glas.

Ich wagte nicht, mich zu rühren, denn irgend etwas mußte das Ereignis zu bedeuten haben. Obwohl Pandora der Geschichte nach eine Feindin von mir sein mußte, war ich gespannt, was sie mir zu sagen hatte.

Es waren Laute, die mich an Sphärenklänge erinnerten. Sie drangen aus einer Ferne zu mir, die eigentlich nicht meßbar war. Dabei hätte ich nur die Hand auszustrecken brauchen, um sie zu berühren, aber ich zögerte.

»Xorron«, sagte die Stimme. »Xorron. Ich habe ihn gefunden. Er wird mir zur Seite stehen. Die Pest, das Grauen, ich werde meine Büchse öffnen, die Rache der Pandora hat begonnen ...«
Xorron und Pandora!

Verdammt, ich hatte es sehr gut verstanden, und mir wurde ein wenig mulmig zumute, als ich daran dachte. Was hatte Xorron mit dieser seltsamen Frau zu schaffen? Sie hatte ihn gefunden. Dann mußte sie ihn gesucht haben. Aus welchem Grund?

Pandora allein war schrecklich genug. Mit Xorron zusammen jedoch würde sie eine Gefahr bilden, der man kaum etwas entgegensetzen konnte. Aus diesem Grund mußte ich etwas tun.

Jetzt und hier!

Seit ich die Geheimnisse meines Kreuzes zum größten Teil kannte, hatte ich noch mehr Vertrauen in diese magische Waffe. Vorhin hatte ich das Gesicht berühren wollen, aber gezögert.

Jetzt nicht mehr. Nur nahm ich nicht allein meine Hand, sondern verließ mich auf das Kreuz. Ich streifte die Kette über den Kopf, nahm das Kreuz zwischen die Finger und näherte die Hand vorsichtig dem Gesicht der Leiche.

Verzerrten sich die Züge der Pandora? Ich glaubte es und hatte im nächsten Moment Kontakt.

Das Kreuz berührte das Gesicht.

Jedoch das eines Toten!

Das andere Gesicht war nicht mehr zu sehen. Es hatte sich innerhalb einer Sekunde aufgelöst.

Eine letzte Botschaft hatte Pandora noch für mich. Wie die Geisterstimme einer allmählich vergehenden Seele erreichte sie mich, und die Worte trafen mich hart.

»Von nun an sind wir Feinde!«

Hatte ich einen Fehler begangen?

Ich stand wie zu Stein erstarrt und dachte über die vergangenen Ereignisse nach. Nein, eigentlich nicht. Wir wären auch so Feinde geworden, aber ich hatte zu früh die Entscheidung gewollt, weil mir ein Bündnis zwischen Pandora und Xorron einfach zu schrecklich erschien.

Ich nahm die Hand zurück.

Das Metall hatte sich nicht erwärmt. Demnach war das Kreuz nicht aktiv geworden. Pandora schien es nichts auszumachen. Sie stand mit den höllischen Kräften nicht in direkter Verbindung. Gegen sie, die aus der griechischen Mythologie stammte, hatte der Prophet Hesekiel das Kreuz nicht geschaffen.

Das war ein Tiefschlag für mich. Am Sarg dieses toten Mönches wurde mir bestätigt, daß ich wirklich kein großer Held war und auch niemals sein würde.

Für mich war es nicht einfach, mit diesem Wissen fertig zu werden. Ich durfte auch nicht in Depressionen verfallen, der Kampf ging weiter. Über den Vorgang wollte ich Pater Ignatius und auch den Abt des Klosters unterrichten. Der hohe Würdenträger hatte nicht einmal nach dem Grund meines Besuches gefragt, doch das sollte sich schnell ändern. Ich drehte meinen Körper und war dabei, mich abzuwenden, als mir etwas auffiel.

Ein beißender, nach Pest und Schwefel stinkender Geruch

breitete sich aus, und dieser Gestank hatte seine Ursache in der Leiche.

Sie veränderte sich auf schreckliche Art und Weise. Wobei Pandora mir demonstrierte, zu welch grauenvollen Handlungen sie fähig war ...

Der Bus war so leer, daß Suko sich seinen Platz aussuchen konnte und allein in einer Bankreihe sitzen konnte. Er zahlte und setzte sich drei Reihen hinter dem Fahrer ans Fenster. Ein paar Reisende musterten ihn verstohlen, wahrscheinlich deshalb, weil er ein Chinese war.

Aber das störte ihn nicht. An solche Blicke hatte sich der Inspektor längst gewöhnt. Viel stärker beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Fall und damit, ob sie wohl richtig gehandelt hatten.

Sicher konnte er da nie sein, aber erst die Zukunft würde zeigen, ob er sich geirrt hatte.

Der Bus rollte auf Billings zu. Die Landschaft konnte man als lieblich hügeliges Gelände bezeichnen, das weiter vorn zu kleinen Bergen hochstieg, deren Hänge einen dichten Wuchs zeigten. Normalerweise hätte auf den Bäumen eine helle Schneeschicht liegen müssen, das jedoch war nicht der Fall. In ihrer grünen Naturfarbe grüßten die Bäume hernieder. Der Wind bewegte ihre Kronen, und das erinnerte Suko an die Wellen einer Brandung.

Der Bus fuhr ein wenig langsamer, weil er einen Berg überwinden mußte. Hinter Suko unterhielten sich zwei Frauen in einem Dialekt, aus dem der Chinese nicht schlau wurde.

Da er Platz hatte, streckte er die Beine seitlich weg und beobachtete die rechte, freie Straßenseite.

Überholt worden waren sie bisher nicht. Nach Billings verirrte sich wohl kaum jemand, und Suko war gespannt darauf, wie man ihn, den Fremden, wohl aufnehmen würde.

Als sie die Hügelkuppe erreicht hatten, führte die Straße

bergab. Eine letzte Haltestelle tauchte auf, und der Fahrer erkundigte sich über Lautsprecher und Mikrofon, ob jemand aussteigen wollte.

Es meldete sich niemand. Wer sollte schon in dieser einsamen Gegend, wo es weder Häuser noch Höfe gab, den Bus verlassen wollen?

Die nächste Station war Billings.

Suko schaute zu den Bergen hoch. Sie durchfuhren ein ziemlich breites Tal. Aus diesem Grund waren die Berge gut zu überblicken. Dort oben irgendwo trieb sich jetzt bestimmt John Sinclair herum. Der Inspektor drückte seinem Freund beide Daumen. Hoffentlich hatte er Erfolg bei seinen Nachforschungen im Kloster. Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, daß beide Fälle zusammenhingen.

Man mußte abwarten.

Aus der Gegenrichtung fuhr ein Wagen herbei. Ein schwarzer Pkw. Suko erkannte einen Leichenwagen.

Ein schlechtes Omen, hätten abergläubische Menschen gesagt. Als sich der Inspektor umdrehte, da bemerkte er, daß sich die beiden Frauen hinter ihm hastig bekreuzigten.

Eine große Kurve mußte der Bus nehmen. Als sie den Scheitelpunkt erreicht hatten und Suko an dem Fahrer vorbeischaute, da erkannte er bereits den Ort Billings.

Die Häuser standen dicht beieinander, so jedenfalls sah es aus. Manche hatten rote Dächer. Um das Dorf herum waren zahlreiche Felder angelegt worden, die allerdings brachlagen. Der Winter ohne Schnee war trostlos. Die ersten Gehöfte erschienen. Aus einem Feldweg fuhr ein Landwirt. Er saß auf seinem Trecker und stoppte nicht, obwohl er den Bus sehen mußte. Der Fahrer hupte. Das Echo dröhnte laut über die Straße, und im Nu ballte sich die Gefahr zusammen.

Suko hielt sich fest und hörte den Busfahrer gleichzeitig lästerlich fluchen, während der Trecker einfach auf die Straße gelenkt wurde und seine Reifen eine breite braune Schicht aus Dreck auf dem Asphalt hinterließen.

Hart mußte der Fahrer in die Bremse steigen, denn es blieb ihm überhaupt nichts anderes übrig.

Suko hatte die Szene vorausgeahnt und sich dementsprechend verhalten, die anderen Fahrgäste nicht.

Es begann mit einem Zischen der Druckluft. Dann wurde das Fahrzeug durchgebeutelt, die ersten Schreie klangen auf, irgend etwas polterte. Suko fiel nach vorn und im nächsten Augenblick wieder nach hinten, wobei er sich trotz seines Festklammerns den Kopf stieß.

Fast wäre der schwere Bus mit dem Heck ausgebrochen. Der Fahrer jedoch war gut. Er schaffte das schier Unmögliche und brachte sein Fahrzeug dicht neben dem Trecker zum Stehen.

Kaum hatte der Bus angehalten, als Suko aufsprang und sich umdrehte. Keiner der restlichen Fahrgäste saß mehr normal auf seinem Platz. Die beiden Frauen hinter ihm hatte es in den Gang geschleudert, wo sie lagen und vor Schmerzen stöhnten.

Ein Mann zog sich an der Rückenlehne hoch und schimpfte wie ein Rohrspatz. Den beiden Frauen schien nichts passiert zu sein. Sie setzten sich wieder hin. Zudem waren beide ziemlich korpulent, und ihr Speck hatte Schlimmeres verhütet.

Suko blieb stehen. So hatte er einen besseren Überblick, überlegte es sich aber im nächsten Augenblick anders und folgte dem Fahrer, der mit einem Satz nach draußen sprang.

Der Kopf des Mannes war rot angelaufen vor Wut. Das war verständlich. Neben dem Traktor blieb er stehen und schimpfte auf den Fahrer ein, der sich jedoch nicht rührte und starr wie ein Denkmal sitzenblieb. Er hatte nur ein wenig den Kopf gedreht.

Suko verließ ebenfalls den Bus. Die Augenbrauen des Inspektors zogen sich zusammen, denn aus der Reaktion des Treckerfahrers wurde er nicht schlau.

Der Mann reagierte nicht normal. Irgendwie schien er geistesabwesend zu sein, regelrecht apathisch, als würde er nicht normal leben, sondern sich in einem Traum befinden. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, die Lippen so fest

zusammengekniffen daß sie einen Strich bildeten, und seine Hände hatte er um den Lenkradring gelegt.

»Bist du wahnsinnig geworden, du dummer Kuhbauer?« brüllte der Busfahrer. »Wenn ich nicht so aufgepaßt hätte, dann wäre es zu einer mittleren Katastrophe gekommen.« Der Angesprochene erwiderte nichts. Er hockte auf dem Trecker und schaute ins Leere.

Suko ging ein wenig näher heran. Das Verhalten des Mannes hatte ihn sehr mißtrauisch gemacht. Er fand keine Erklärung dafür, es widersprach allen Regeln.

Um das Geschimpfe kümmerte sich der Inspektor nicht. Für ihn war nur der Treckerfahrer wichtig und besonders dessen Gesicht.

Die Haut zeigte eine bleiche Farbe. Deshalb waren die dunkelgrauen Flecken umso deutlicher zu erkennen. Sie hatten etwa die Größe von Geldstücken und waren auf den Wangen sowie der Stirn verteilt.

War der Mann krank?

»Warum sagst du nichts?« Der Busfahrer hatte sich noch immer nicht beruhigt. Sein Arm schnellte vor. Die Finger griffen zu und verhakten sich im Stoff des Ärmels. Dann schüttelte er den Bauern durch, der alles mit sich machen ließ, ohne auch nur ein einziges Mal zu reagieren. Er blieb bei seiner Apathie.

Als der Fahrer zum Schlag ausholen wollte, fing Suko dessen Faust ab. »Lassen Sie«, sagte er, »es lohnt sich nicht. Außerdem befinden Sie sich im Vorteil.«

Der Fahrer war überrascht von der Kraft des vor ihm stehenden Chinesen. Er wollte sich umdrehen. Suko ließ es auch geschehen, und die beiden Männer starrten sich an.

»Okay«, sagte der Busfahrer. »Lassen Sie mich los. Ich werde mir an diesem Idioten nicht die Finger schmutzig machen. Aber so etwas ist mir noch nie passiert. Fährt der einfach auf die Straße, wo er uns doch sehen mußte.«

»Manche schlafen eben«, stellte Suko fest.

»Pennen kann er ja. Aber nicht beim Fahren.« Der Fahrer drehte sich um und stieg wieder ein.

Suko blieb noch. Im Gesicht des Bauern rührte sich nichts. Er schaute stur geradeaus, dann stellte er den Motor wieder an, und durch den Trecker lief ein Zittern, das sich auf den Fahrer übertrug.

Der Inspektor ließ ihn fahren. Als Suko sich umdrehte, stand der Busfahrer in der offenen Tür. Er blickte dem Bauern wütend nach.

»Haben Sie so etwas schon erlebt?« fragte er, während sich Suko an ihm vorbeischoob, um wieder einzusteigen.

»Nein.«

»Ich auch nicht. Diese Penner.«

Als Penner wollte Suko den Bauern nicht bezeichnen. Der hatte nicht geschlafen, und wahrscheinlich trug er nicht einmal die Schuld für sein Verhalten.

Nein, da spielten andere Dinge eine Rolle. Dieser Dr.

McGovern hatte nicht umsonst Alarm geschlagen. Der Bauer mußte zu den kranken Bewohnern von Billings gehören.

Es war nicht mehr weit zu fahren. Da der Trecker auch auf das Dorf zurollte, wurde er vom Bus überholt. Der Fahrer drohte dem Mann noch mit der Faust, dann rauschte er vorbei. Suko war der einzige, der in Billings ausstieg.

»Wenn Sie den Kerl noch mal sehen, Mister, dann grüßen Sie ihn von mir«, sagte der Fahrer zum Abschied.

»Ich werde mich daran erinnern.«

»Viel Spaß noch.«

»Ebenfalls.« Suko blieb an der Haltestelle stehen. Er bekam als Andenken noch eine Auspuffwolke mit, dann rollte der große Überlandbus davon.

Der Chinese schien in ein komisches Nest geraten zu sein, denn die Menschen, die er sah, machten einen apathischen Eindruck. Ob Männer, Frauen oder Kinder, es gab da keinen Unterschied.

Zwar schien jeder seiner gewohnten Tätigkeit nachzugehen,

doch die Bewegungen hatten sich verlangsamt. Suko schien es, als würde ein jeder eine gewaltige Last auf seinem Rücken tragen, die schwer drückte. Hinzu kamen die Gesichter der Menschen. Sie hatten sehr große Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Bauern. Auch die der Einwohner waren bleich und mit grauen Flecken versehen.

Von Suko nahm man keine Notiz. Man ließ ihn links liegen, und dem Chinesen fiel zudem noch auf, daß die Menschen kaum miteinander sprachen. Er mußte zu Dr. McGovern. Die Adresse wußte er nicht. Weit brauchte er sicherlich nicht zu laufen, denn die Ortschaft war überschaubar.

Der Chinese trat einem Jungen in den Weg. Der Knabe stoppte auch und schaute zu dem Erwachsenen hoch. Suko erschrak, denn er sah in dem Gesicht des vielleicht elfjährigen Kindes dieselben Symptome wie bei den Erwachsenen.

Anmerken ließ Suko sich nichts, setzte sein bestes Lächeln auf und fragte nach Dr. McGovern.

Der Junge nickte und legte die Stirn in Falten, als müßte er erst überlegen. Schließlich hob er den Arm, deutete mit dem Daumen hinter sich und sprach dabei: »Die erste Straße rechts müssen Sie rein, Mister. Da ist dann das Haus.«

»Woran kann ich es erkennen?«

»An dem Schild.«

»Danke sehr.«

Der Junge nickte, setzte seine Mütze gerade, ließ die Hände in den Hosentaschen verschwinden und schritt davon.

Kinder, die so reagierten, hatte Suko noch nie erlebt. Der Junge sah aus, als würde er gleich auf der Straße einschlafen. Das war dem Chinesen nicht geheuer.

Die Ortschaft konnte man mit dem Begriff verträumt umschreiben. Suko sah alte Häuser, aus deren Schornsteinen dünne Rauchfahnen quollen. Die Gehsteige waren mit Kopfsteinpflaster versehen, ein Teil der Straßen ebenfalls. Autos gab es nicht sehr viele, so daß noch genügend Parkplätze vorhanden waren.

Suko schritt um die Ecke und gelangte in eine Gasse. Er schaute an den Hausfronten hoch und sah das Glänzen eines Messingschildes.

Da mußte der Arzt seine Praxis haben. Suko brauchte nur wenige Schritte zu gehen, als er vor dem alten, etwas schief gebauten Haus stehen blieb. Die Tür war nicht verschlossen. Ein großer Mensch mußte den Kopf einziehen, wenn er hindurchschreiten wollte, und Suko gelangte direkt in ein Wartezimmer, wo einige Stühle in einem großen Halbkreis standen. In der Mitte sah er einen runden Tisch. Auf ihm lagen Illustrierte vom vergangenen Monat. Patienten sah er nicht.

Bis auf ihn war das Wartezimmer leer. Außer der Eingangstür zweigten noch zwei weitere ab, auf denen Suko Schilder entdeckte. Bevor er dazu kam, eine Tür aufzustoßen, wurde sie von innen geöffnet, und eine Frau stand auf der Schwelle. Sie erschrak, als sie den Chinesen so dicht vor sich stehen sah, und preßte ihre Hand dorthin, wo unter der Brust das Herz schlug. »Meine Güte, haben Sie mich erschreckt!« Die Frau war etwa 40 Jahre alt und hatte dunkles Haar, das erste graue Fäden zeigte.

»Was wollen Sie?« fragte sie nun.

»Ich möchte zu Dr. McGovern.«

»Mein Bruder behandelt nicht mehr. Er ist selbst krank.«

»Wie auch die anderen?«

Die Frau schluckte. »Ja.«

»Aber Sie sind es nicht?«

»Nein. Ich bin erst heute eingetroffen. Ich komme aus Manchester, heiße ebenfalls McGovern und arbeite normalerweise als Krankenschwester in einer Privatklinik. Fred rief mich um Hilfe. Was ich hier erlebt habe, widerspricht jeglicher Erfahrung.«

»Ich bin zwar kein Fachmann«, erwiderte Suko, »aber so wie Sie sehe ich es auch.«

»Was sollen wir denn tun? Woher kommen Sie, Mister ...?«

Suko nannte seinen Namen und fügte auch den Beruf hinzu.

»Von der Polizei sind Sie?«

»Ja, und ich komme aus London.«

»Dann hat Sie bestimmt der Freund meines Bruders geschickt. Er ist Polizeiarzt.«

»Richtig.«

Die Frau schüttelte den Kopf und hob dabei noch die Schultern. »Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, Mr. Suko, aber ich glaube nicht, daß Polizisten hier etwas erreichen können. Es ist einfach unerklärlich, widerspricht den üblichen Krankheitsbildern, doch ich habe das Gefühl, daß eine Seuche die Menschen hier befallen hat.«

»Seuche, vielleicht. Können Sie sich da konkreter ausdrücken, Miß McGovern?«

Die Krankenschwester schaute sich verschwörerisch um, ob auch nur keiner in der Nähe war, wenn sie ihre Antwort formulierte. »Wissen Sie, Mister, es kann die Pest sein!«

Mit einer ähnlichen Erklärung hatte der Chinese gerechnet. Die Pest! Ein grausames Wort. Eine Krankheit, die im ausgehenden Mittelalter Hunderttausende dahingerafft hatte. Heute hatte man die Krankheit im Griff.

»Sind Sie sich da sicher?«

»Ja, Mr. Suko. Ich bin mir sicher.«

»Ich glaube nicht daran.«

»Wieso?«

Suko lächelte. »Nun ja, eine Art Pest ist es schon, aber keine normale, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein.«

»Vielleicht erkläre ich es Ihnen später. Jetzt möchte ich erst einmal Ihren Bruder sehen.«

»Kommen Sie mit. Ich bringe Sie zu ihm. Er wollte nicht in seiner Wohnung oben liegen, sondern im Behandlungszimmer. Ich habe ihm dort sein Bett aufgebaut.«

Die Frau öffnete Suko die Tür, und der Chinese betrat eine völlig normal eingerichtete Arztpraxis. Nicht übermodern,

aber die Geräte, die dort standen, reichten wohl aus.
Das Bett befand sich rechts von der Tür, direkt an der Wand.
Dort lag auch der Arzt
Suko schritt langsam auf ihn zu, während die Frau zurückblieb. Er hatte einen Mann erwartet, in dessen Gesicht sich ebenfalls dunkle Flecken befanden. Zu seinem Entsetzen sah er sich getäuscht. Nicht Flecken bedeckten das Gesicht des Arztes, sondern dicke schwarze Pusteln, groß wie Fingernägel. Der Inspektor war geschockt. Er mußte sich stark beherrschen, um dies nicht zu zeigen.
Dr. McGovern lag apathisch unter dem weißen Laken. Er schaute Suko zwar an, reagierte allerdings nicht. Erst als der Chinese neben dem Bett stehenblieb, sagte er ein Wort.
»Pandora!«
Über Sukos Rücken rann ein Schauer ...

Lady X stand wie festgewachsen auf der Stelle. Sie horchte ebenso wie Xorron, lauschte dem Klang der Stimme nach und wartete darauf, daß sie sich wiederholte.
Das geschah auch. »Xorron, Herr der Ghouls und Zombies. Endlich bist du gekommen. Lange genug habe ich gewartet, doch ich wußte genau, daß uns das Schicksal zusammenführen würde.«
Xorron überwand als erster seine Überraschung. »Du bist Pandora?«
»Ja.«
»Was willst du von mir?«
»Was will die Herrin schon von ihrem Diener?« antwortete Pandora mit einer Gegenfrage.
Jetzt mischte sich Lady X in den Dialog ein. »Herrin und Diener?« kreischte sie. »Daß ich nicht lache! Du, Pandora, oder wer immer du sein magst, bist nicht seine Herrin. Das bin ich! Ich ganz allein, denn ich habe die Führung der Mordliga übernommen, und Xorron gehorcht nur mir, das schwöre ich dir!«

»Blase dich nicht so auf, Lady X. Wer bist du denn schon? Ein Nichts, ein Wesen, über das ich lächle!«

»Dann zeige dich doch, damit wir es austragen können!« Die Scott geriet allmählich in Wut und ließ ihre Maschinenpistole von der Schulter gleiten, wobei sie den Würfel des Unheils in die linke Hand überwechselte.

»Du kannst mich sehen. Schau genau hin!«

»Nein, du hast dich verkrochen!«

»Sieh in den Würfel!« forderte Pandora,

Lady X zuckte zusammen, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Sollte Pandora tatsächlich den Würfel manipulieren können? Hatte er deshalb nicht reagiert? Sie traute sich kaum den Blick zu senken. Erst nach der zweiten Aufforderung tat sie es. Zunächst sah sie nur Schlieren, weißlich schimmernd. Sie bewegten sich in einer Fläche. Bisher allerdings noch ziemlich langsam, dann wurden sie schneller. Sie quirlten durcheinander, und aus ihnen formte sich ein Gesicht.

Lady X erschrak.

Es war das Gesicht einer Frau. Sie lächelte, aber die ehemalige Terroristin ließ sich nicht täuschen. Dieses Lächeln war kalt und grausam. Es stand im genauen Gegensatz zu dem Gesicht, das fast eine überirdische Schönheit ausstrahlte. Der Göttervater Zeus hatte Pandora mit allen Vorzügen einer Frau ausgestattet, und dazu gehörte es, daß sie das Gesicht eines Engels, jedoch die Seele eines Teufels hatte.

Blond, fast weiß schimmerte das Haar. Ein seltsam heller Glanz schien um ihren Kopf zu liegen. Die Augen erinnerten an zwei Sterne, wobei die Farbe der Pupillen kaum zu erkennen war.

»Nun, Lady X, siehst du mich?«

»Ja, verdammt.«

»Dann weißt du auch, daß dir dein Würfel nicht mehr viel helfen kann. Ich habe ihn an mich genommen und werde mich auch seiner Kräfte bedienen, wenn es nötig sein sollte, obwohl ich sonst mit einer anderen Waffe ausgerüstet bin.«

»Mit der Büchse, nicht wahr?«

»Genau. Du bist gut informiert, Lady X. Und diese Büchse habe ich inzwischen geöffnet. Ich weiß, daß du die Mordliga an dich gerissen hast, aber ich werde dir einen Strich durch die Rechnung machen. Du hättest Xorron nicht auf deine Seite ziehen sollen, denn er gehört mir allein. Er und ich waren schon, als die Welt noch anders aussah, und deshalb wirst du zurücktreten, denn deine stärkste Waffe nützt dir nichts mehr. Der Würfel gehorcht dir nicht mehr!«

Lady X war durcheinander. Sie schaute auf Xorron, blickte danach den Würfel an, und das Spiel begann von vorn.

»Nun?« höhnte Pandora aus dem Würfel.

»Ich will dir nicht glauben!«

»Du solltest es tun. In deinem Interesse. Wenn ich dir Beweise liefern soll, bist du verloren.«

Lady X überlegte. Sie blieb normalerweise ziemlich gelassen, was vielleicht mit ihrem Vampirdasein zusammenhing. Wenn es jedoch um Macht und deren Ansprüche ging, dann wurde sie sauer und reagierte wütend. Macht war der wichtigste Faktor überhaupt, und den wollte sie sich nicht aus den Händen reißen lassen.

Auch nicht von Pandora!

»Der Würfel gehört mir«, erklärte Lady X mit zischender Stimme. »Ich werde ihn nicht hergeben!«

Pandora lachte. »Was weißt du denn? Du hast ihn übernommen, in Verwahrung gehalten, doch seine wahren Besitzer sind ganz andere.«

»Wer? Du?«

»Unter anderem.«

Lady X schüttelte den Kopf. Dann übermannte sie die Wut, und sie schleuderte den Würfel zu Boden. »Er taugt nichts mehr!« schrie sie. »Du kannst ihn haben!« Demonstrativ ging sie einen Schritt zurück, um zu beweisen, daß ihr nichts mehr an dem Würfel lag.

Das allerdings war ein Irrtum. Ihr lag sehr wohl an dieser

gefährlichen Waffe, denn der Würfel galt für sie als die Basis der Macht. Ihn konnte sie manipulieren, durch ihn zwang sie andere Gegner in die Knie, und wenn sie jetzt aufgab, dann nur zum Schein. Sie dachte nicht wirklich daran, sich zurückzuziehen.

Niemals!

»Nimm ihn auf!« befahl Pandora, und dieser Befehl galt Xorron, dem Herrn der Ghouls und Zombies.

»Du läßt ihn liegen!« peitschte die Stimme der Scott.

Die erste Machtprobe bahnte sich an. Lady X war gespannt, wie Xorron sich entscheiden würde. Bisher hatte er ihr treu zur Seite gestanden, hatte jeden ihrer Befehle ausgeführt. Nun aber griff eine andere ein, jemand, der ebenfalls mit Xorron zu tun gehabt hatte - und dies weit vor ihrer Zeit.

Konnte Xorron sich noch erinnern?

Langsam, sehr langsam drehte er sich um. Er schaute auf den Würfel, der von einem schräg im Boden steckenden Stein aufgehalten worden war. Dann wechselte sein Blick, und er sah Lady X voll ins Gesicht.

»Komm her, Xorron!« flüsterte die Vampirin.

Die Spannung hatte sich verdichtet. Fast greifbar stand sie zwischen ihnen. Zu Fäusten hatte die Scott ihre Hände geballt. Die Augen funkelten, in den Pupillen stand der Wille zu lesen, jetzt erst recht nicht aufzugeben, sondern es bis zum Ende durchzufechten.

Nur einen Sieger konnte es geben. Und der wollte Lady X sein.

Xorron bewegte sein rechtes Bein. Durch seinen Körper ging ein gewaltiger Ruck. Gleichzeitig schüttelte der Unhold den Kopf, als er Lady X anschaute, und da wußte die Untote, daß ihr Helfer sich gegen sie entschieden hatte.

Im nächsten Augenblick erhielt sie den Beweis, denn Xorron bückte sich, öffnete seine Hände, so daß aus ihnen Greifwerkzeuge wurden, und er faßte nach dem Würfel.

Mit einer Hand hob er ihn hoch.

Lady X schüttelte sich. Es war die Enttäuschung, die durch ihren Körper rann, denn für sie brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen. Xorron hatte sich von ihr gelöst und sich auf die Seite der Pandora gestellt. Es war etwas eingetreten, das sie nie für möglich gehalten hatte, denn nach Dr. Todds Vernichtung hatte Xorron ihr immer treu zur Seite gestanden. Und nun dies!

Was verband ihn mit Pandora? Weshalb gehorchte er ihr und nicht der Führerin der Mordliga?

Das Gesicht der Untoten verzerrte sich. Angst, Haß und Staunen waren auf ihren Zügen zu lesen. Aus brennenden Augen schaute sie zu, wie sich Xorron erhob und den Würfel in einer Hand hielt. Auf seinen Flächen erschien das Gesicht von Pandora. Sie hatte von dem Würfel Besitz ergriffen. Wo der Betrachter auch stand, er konnte sie immer sehen, und Xorron hatte eine neue Herrin.

Das Lachen von Pandora ging Lady X unter die Haut. Sie schüttelte sich, denn sie erlebte, daß sie als Vampirin fertig-gemacht wurde. Von einem anderen Dämon, von einer sagenhaften Gestalt, die es eigentlich nicht geben durfte.

»Du siehst, er gehorcht mir«, erklärte Pandora mit ruhiger Stimme. »Du bist ein Nichts, ein Dämon der neuen Zeit vielleicht. Dabei hast du nur vergessen, daß die Dämonen der alten Zeit wesentlich mächtiger gewesen sind. Heute kommt ihr gegen die Magie von damals nicht an. Du hättest an meiner Seite kämpfen sollen, aber das ist dir nicht eingefallen und wird dir wohl auch nicht in den Sinn kommen. Deshalb sehe ich dich als eine Feindin an und werde dementsprechend handeln. Seine erste Prüfung hat Xorron bestanden, die zweite, die wesentlich stärkere, steht ihm noch bevor. - Xorron!« Die Stimme hatte sich gesteigert, und das Monster senkte seinen Blick. »Wirst du mir gehorchen?«

»Ja, Herrin!«

Als er die Antwort gab, glaubte Lady X, mit einem glühenden Messer geteilt zu werden.

Sie bleckte ihre Vampirzähne. Die Hände verkrampften sich um den Waffenstahl, aber sie wußte genau, daß eine Salve aus der MPi nur Munitionsverschwendung gewesen wäre, denn Xorron widerstand den geweihten Kugeln.

»Wenn du alles für mich tun willst, dann führe auch meinen nächsten Befehl aus.«

»Sag ihn mir!«

»Töte Lady X!«

Aus dem offenen Sarg stieg der Rauch. Dieser widerliche, beißende, nach Pest und Schwefel stinkende Gestank, der sich zu Wolken verdichtete und mir entgegenwehte.

Ich konnte nicht erkennen, was mit dem Toten geschah. Ich wollte es jedoch sehen, holte ein Taschentuch hervor und preßte es mir gegen den Mund, so daß ich einen gewissen Filter hatte, der den größten Gestank abhielt.

Es war eine kurze Distanz, die ich zu überwinden hatte. Ich blieb dicht neben dem offenen Sarg stehen und wedelte mit einer Hand den Rauch durcheinander, um eine bessere Sicht zu haben.

Mich traf fast der Schlag.

Vergessen war der eklige Gestank, ich schaute nur auf den Toten, der dabei war, sich auf eine schreckliche Art und Weise zu verändern.

Der Rauch stieg aus seinem Körper, und die Haut änderte ihre Farbe. Sie schrumpfte zusammen, nahm einen grauen Ton an, der schließlich pechschwarz wurde.

Es erinnerte mich an eine verkohlte Leiche, und das Schaurige daran waren die Augen, deren Pupillen seltsam hell schimmerten und mir vorkamen, als wären sie ein Stück aus den Höhlen geschoben worden.

Der Tote schrumpfte. Ich konnte zusehen, wie er immer kleiner wurde, denn die Haut verlor wohl Feuchtigkeit und spannte sich schließlich nur noch wie ein dünnes Blatt über die Knochen.

Ein scheußlicher Anblick, der mir hart auf den Magen schlug, so daß ich mich schütteln mußte.

Zum ersten Mal bekam ich die Magie von Pandora direkt zu spüren, denn sie ließ vor meinen Augen einen Vorgang abrollen, der mit Worten kaum zu beschreiben war, da er so scheußlich war.

Ich stand inmitten der Pestwolken, die träge durch den Kerzenschein zogen und allmählich in Richtung Ausgang wanderten.

Noch etwas Schauriges wurde mir präsentiert. Obwohl der Tote kein Zombie war, bewegte er sich.

Es lag wohl am Austrocknen des Körpers, daß sich die Muskeln so scharf spannten und sogar die Finger der Leiche streckten, sie gleichzeitig bogen, so daß aus seiner linken Hand eine Klaue wurde, die sich ein wenig aufgerichtet hatte und anklagend auf mich wies.

Ich wankte zurück.

Bisher hatte ich so gut, wie es eben möglich war, die Luft angehalten. Nun machte sich der Mangel an Sauerstoff bemerkbar. Ich mußte atmen und tat dies sehr flach, wobei ich weiterhin das Taschentuch vor meine Nase hielt.

Mehr torkelnd als gehend bewegte ich mich auf den Ausgang zu, streckte die Arme aus, erreichte die Tür und zog sie auf. Ich wankte über die Schwelle nach draußen. Mein rechter Arm fiel nach unten, und ich saugte die kalte Luft eines trüben Tags in meine malträtierten Lungen. Einige Male atmete ich tief durch, schüttelte den Kopf, beugte ihn dabei nieder, und ich dachte mit Schrecken daran, daß es mich unter Umständen auch erwischt haben könnte.

Ich war dem Toten sehr nahe gewesen. Der jetzt aus der offenen Tür quellende Qualm oder Rauch hatte mich umwölkt, sich in meiner Kleidung festgesetzt und auch auf die Haut gelegt.

War ich angesteckt worden?

Dieser Gedanke bereitete mir Angst. Ich schüttelte mich und

ging einige Schritte zur Seite, damit ich weg von den aus der Tür quellenden Rauchwolken kam.

Der Wind stand so günstig, daß er die Schwaden nicht in meine Richtung trieb, sondern in die, wo der Friedhof lag. Wie ein dicker Nebel zogen sie davon.

Ein paarmal mußte ich noch tief durchhusten. Mein Magen rebellierte. Er schien sich allmählich dem Kinn zu nähern. Ich keuchte weiter, spie einen bitter schmeckenden Schleim aus und erholte mich nur sehr langsam.

Erst jetzt fiel mir auf, daß der Gesang der Mönche verstummt war. Eine seltsame Stille lag über dem Kloster. Ich hörte nur meinen eigenen Atem sowie hin und wieder das Säuseln des Windes, wenn er um die Ecken der Gebäude fuhr oder sich in irgendeinem löchrigen Mauerwerk fing.

Noch einmal mußte ich husten. Dabei wartete ich auf die Mönche, denn die Totenmesse war sicherlich beendet.

Die Männer kamen nicht.

Es wunderte mich, ich dachte mir allerdings nichts dabei, denn es konnte sein, daß sie noch ein gemeinsames stilles Gebet abhielten.

Mein Blick wanderte wieder in die andere Richtung. Ich schaute der allmählich entschwindenden Wolke nach, die sich wie ein Schatten auf den Friedhof zubewegte.

Hoffentlich kehrte sie nicht mehr zurück und ließ uns in Ruhe. Da die unmittelbare Gefahr vorbei war, schritt ich wieder auf die Leichenhalle zu und betrat sie.

Zwei Kerzen waren verloschen. Die beiden, die in Kopfnähe des Toten standen. In der Halle war es dunkler geworden, die Schatten dafür größer und nicht mehr so scharf konturiert.

Ich nahm mir trotz der Scheußlichkeit des Anblicks die Zeit, die Leiche genauer anzuschauen.

Sie war tatsächlich geschrumpft. Da ich keine genauen Maße kannte, konnte ich nur schätzen, und zwar glaubte ich, daß sie um die Länge einer Hand kleiner geworden war.

Mein Arm zuckte vor. Ich war drauf und dran, den Toten

anzufassen, scheute jedoch davor zurück und ließ den Toten liegen.

Die Kutte war nicht zerstört worden. Sie wirkte jetzt nur größer, weil der Leichnam zusammengeschrumpft war.

Was sollte ich den anderen sagen?

Darüber dachte ich scharf nach, am Sarg des Toten stehend, aber ich gelangte zu keinem Resultat. Ich mußte einfach mit der Wahrheit herausrücken und hoffte auf das Verständnis der Mönche, die schließlich nicht zum ersten Mal mit den Praktiken Schwarzer Magie konfrontiert wurden.

Ziemlich bedrückt verließ ich die Leichenhalle wieder.

Meine Gedanken drehten sich auch um Suko. Wo mochte er jetzt stecken? Bestimmt längst in Billings, um mit dem Arzt zu reden. Man hatte mir von einer seltsamen Krankheit berichtet, die den Landarzt befallen hatte. Auch das Gesicht der Leiche war schwarz geworden. Pandora mischte mit. Ich war ihr Feind, dies alles hatte sie mir deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich glaubte, daß Pandora an zwei Orten gleichzeitig mitmischte.

Hier im Kloster und in Billings!

Was war der Grund? Darüber grübelte ich nach, fand jedoch keine Erklärung dafür, es sei denn, ihr Eingreifen hing mit meinem Auftauchen zusammen.

Noch immer befanden sich die Mönche in der kleinen Kapelle. Das wurde mir langsam unheimlich. Auch wenn ich vielleicht ihr Gebet störte, ich wollte nachschauen.

Quer über den Klosterhof mußte ich schreiten, um mein Ziel zu erreichen.

Vor der Tür verließ mich ein Teil meines Mutes. Ich traute mich nicht so recht, die Kapelle zu betreten, lauschte sicherheitshalber, wobei ich mein Ohr gegen das Holz preßte, aber aus dem Innern der Kapelle war nichts zu hören.

Es blieb still.

Nein, da stimmte etwas nicht. Mein Herz klopfte schneller. Aufregung hielt mich gepackt, und ich rechnete mit dem

Schlimmsten, als ich meine Hand auf den gußeisernen Griff der Tür legte, ihn nach unten drückte und die Tür langsam aufstieß.

Bei alten Kapellen kommt es oft vor, daß eine Tür quietscht. Das war hier nicht der Fall. Diese glitt nahezu lautlos nach innen und schlug auch nicht gegen die Wand, denn sie stoppte kurz zuvor.

Dicht vor der Schwelle stehend hatte ich einen ausgezeichneten Blick in das Innere der Kapelle.

Kerzen verbreiteten Licht. Sie waren am Altar und an den Wänden aufgebaut. Sie schufen Helligkeit, allerdings auch Schatten, und diese Schatten konzentrierten sich auf die beiden Bankreihen im Schiff der kleinen Kapelle.

Dort saßen die Mönche. Im ersten Augenblick kam es mir so vor.

Nein, die Mönche saßen nicht mehr. Sie waren zusammengesunken, übereinandergefallen oder lagen wie tot auf dem Boden.

Pandora hatte auch hier zugeschlagen!

Ich konnte es kaum glauben. Es war unwahrscheinlich, aber eine Tatsache. Beim Nähergehen erkannte ich das gesamte Ausmaß des Schreckens. Die Mönche waren so gefallen, wie sie gesessen hatten. Nach rechts, links, vorn und hinten. Sie lagen kreuz und quer.

Selbst die Christenstätte hielt dieses Monster nicht zurück. Welch eine Macht mußte es besitzen!

Mir lief es kalt den Rücken hinab, als ich daran dachte, und mir kam ein grauenhafter Verdacht. Langsam schritt ich näher. Die Mönche bewegten sich nicht. Sie lagen steif und starr, als wären sie tot.

Sollte Pandora hier einen Massenmord auf ihr Gewissen - falls sie überhaupt eines hatte - geladen haben?

Ich mußte mich davon überzeugen, blieb in dem Gang an den beiden hinteren Bankreihen stehen und beugte mich nach links.

Dort lag eine Gestalt auf der Seite. Sie war so gefallen, daß ihr ausgestreckter Arm in den Gang hineinragte und die Hand zu einer Klaue gekrümmt war.

Ich zitterte inner- und äußerlich, als ich mich über den Mann beugte, denn ich hatte ihn erkannt.

Es war Pater Ignatius!

Ein toter Mönch?

Meine Kehle war trocken geworden. In meinen Augen brannte es, als ich nach der Hand faßte.

Kalt fühlte sie sich an.

Tief saugte ich den Atem ein. Die Sekunden zählte ich zu den schrecklichsten in meinem Leben. Fast fürchtete ich mich davor, den Arm anzuheben, doch es gab keine andere Alternative, wenn ich endgültige Gewißheit haben wollte. So hob ich ihn hoch, ließ ihn los, und der Arm schlug wieder nach unten. Wie bei einem toten Gegenstand.

Keine Reaktion.

Meine Hände tasteten sich weiter vor, wühlten im Stoff der Kutte. Ich drehte den Pater auf den Rücken und schaute in sein Gesicht.

Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen war zu erkennen, daß es sich auf eine erschreckende Art und Weise verändert hatte. Die Haut war bleich geworden, dazu sah sie sehr dünn aus. Die Augen hielt der Pater geöffnet. Der Blick richtete sich starr gegen die Decke der kleinen Kirche.

Lag vor mir ein Toter?

Noch war ich nicht sicher, und ich suchte die Stelle, wo ich den Herzschlag fühlen konnte.

Es war nicht so einfach, denn der Kuttentoff störte ein wenig. Ich mußte ein paarmal nachtasten, dann hatte ich mein Ziel gefunden und ließ meine Hand leicht dort liegen.

Ich konzentrierte mich auf den Herzschlag.

Ja, er war zu spüren.

Schwach, sehr schwach. Dennoch, vor mir lag kein Toter.

Mein Freund lebte.

Mir fiel eine schwere Last vom Herzen, und das Aufatmen
glich schon mehr einem Stöhnen.

Ich richtete mich wieder auf. Pater Ignatius lebte. Die anderen vielleicht auch?

Ich wollte es herausfinden, ging zu dem nächsten und
tastete dort nach dem Herzschlag.

Auch hier fühlte ich das schwache Schlagen und war einigermaßen beruhigt. Die Magie der Pandora hatte die Menschen nicht getötet, sondern nur außer Gefecht gesetzt, und ich hoffte stark, daß sie nicht von demselben dämonischen Bazillus infiziert worden waren wie der Leichnam im Sarg.

Nur - welch einen Grund hatte Pandora gehabt, so zu handeln? Weshalb hatte sie mich verschont, oder war ich letzten Endes doch durch meine magischen Waffen so geschützt, daß sie sich bei mir etwas anderes einfallen lassen mußte?

Durchaus möglich, und ich war gespannt, wie sich der Fall noch entwickelte.

In der Kapelle wollte ich nicht bleiben. Hier war alles entschieden. Pandora hatte die Menschen außer Gefecht gesetzt, die mir hätten zur Seite stehen können. Sicherlich wollte sie mich allein.

All right, das konnte sie haben.

Ich straffte mich innerlich. Die letzten Sekunden hatten mich wieder aufgemöbelt. Ich wußte nun, daß die Menschen nicht gestorben waren, und dies gab mir wieder Mut.

Der Weg zur Tür war nicht weit. Zudem stand sie offen. Ich drängte mich durch den Spalt, schaute nach vorn auf den Klosterplatz und wurde mit der zweiten Überraschung konfrontiert.

Ich war nicht allein innerhalb des Klosters. Jemand wartete auf mich. Weder Pandora noch ein ähnlicher Dämon, sondern ein völlig anderes Untier.

Ein riesiger pechschwarzer Vogel.

Ein Todesadler!

Xorron sollte Lady X, seine bisherige Herrin, töten!
So lautete der Befehl, und die Scott hatte sich nicht verhöhrt. Sie hätte an Pandoras Stelle nicht anders gehandelt, und irgendwie brachte sie sogar Verständnis für die Dämonin auf. Und doch hatte es sie hart getroffen. Es war immer etwas anderes, ob man selbst den Befehl gab oder der Feind. Und Lady X war klar, daß Xorron sich diesem Befehl nicht widersetzen würde. Er konnte nicht anders. Es lag in seiner dämonischen Natur.

Lady X wußte ferner, daß sie ihm nicht gewachsen war. Wenn Xorron sie einmal hatte, würde er sie zerreißen und ihrem vampirischen Dasein ein Ende bereiten.

Xorron bewegte sich gedankenschnell und geschmeidig. Er stürzte jedoch nicht auf Lady X zu, sondern sprang in die Höhe, hängte sich mit beiden Händen an einen starken Ast und brach ihn ab.

Er fiel zu Boden wie ein Turner, bei dem die Reckstange gebrochen war, prallte auf den schrägen Hang und verlor das Gleichgewicht, wobei er sich ein paarmal überrollte, jedoch wieder auf die Füße kam und seine Gegnerin angriff.

Er war um keinen Deut langsamer als bei seinem ersten Sprung, und den Ast hielt er wie eine Lanze, denn er wollte ihn durch die Körpermitte der Untoten rammen.

Die Scott feuerte.

Eine kurze Garbe nur. Dabei ärgerte sie sich, daß sie Kugeln verschwendete, aber sie wollte Xorron kurz stoppen. Aufhalten konnte sie ihn nicht.

Die Kugeln prallten von ihm ab. Der Ast aber hatte den Einschlägen der Geschosse nichts entgegenzusetzen, und diese für Lady X so gefährliche Waffe zersplitterte.

Plötzlich hielt Xorron nur noch Fragmente in seinen Fäusten, während er für einen kurzen Augenblick der Überraschung sein rasantes Vorwärtstürmen unterbrach.

Diese Spanne reichte der Vampirin. Sie hatte schon zuvor sprungbereit gestanden, stieß sich nun ab und hechtete nach

rechts, wo dichtes Unterholz vom Boden her hochwuchs. Mit ihrem gesamten Gewicht flog Lady X im hohen Bogen hinein, brach sperrige Zweige und kleinere Äste, wobei sich einige noch in ihrer Kleidung verhakten.

Der Mantel erwies sich für sie als ein Störfaktor. Während sie sich drehte, gelang es ihr, sich des Kleidungsstücks mit schlangengleichen Bewegungen zu entledigen. Die MPi hatte sie dabei aus der Hand legen müssen, und so rasch es ging, riß sie die Waffe wieder an sich.

Jetzt weiter.

Vor ihr lag ein Hang. Lady X hatte ihn von der kleinen Lichtung aus schon gesehen. Er war ihr eigentlich steiler vorgekommen. Doch sie erkannte nun, daß sie sich getäuscht hatte. Sie wußte, daß sie sehr schnell sein mußte. Sie selbst hatte Xorron oft genug kämpfen sehen, wußte um seine Schnelligkeit und Technik. Sie mußte schon viel Glück haben, wenn sie seinen Klauen entkommen wollte.

Dann stellte sie fest, daß der Hang doch nicht so einfach zu begehen war. Ein falscher Tritt brachte sie in Schwierigkeiten, denn Lady X knickte weg und konnte sich auch nicht mehr fangen, so daß sie das Gleichgewicht verlor.

Plötzlich kam der nasse Boden rasend schnell auf sie zu. Sie schlug auf, überkugelte sich. Das Gewicht des eigenen Körpers riß sie auf der schiefen Ebene weiter, und auch sie als Vampirin verlor den Überblick und wußte nicht, wo oben oder unten war.

Zwar versperrten Büsche ihren weiteren Weg, doch sie standen nicht so fest im Boden verwurzelt, als daß sie ihren Fall hätten bremsen können.

Lady X rutschte weiter. Auf dem Bauch schlitterte sie hinab, und plötzlich erschien vor ihr ein großer grauer Schatten. Sie erkannte noch einen Felsblock, als sie auch schon hart dagegenstieß.

Zuerst mit dem Kopf.

Aber Lady X war kein Mensch, sondern eine Untote. Für sie

allein zählte, daß die unfreiwillige Reise ihr vorläufiges Ende gefunden hatte. Sofort drehte sie sich und kam auf die Füße, wobei sie sich mit dem Rücken gegen den Felsen lehnte. Für einen Moment blieb sie stehen und schaute den Hang hoch.

Zwei Dinge sah sie.

Ungefähr an der Stelle, wo sie sich von Xorron gelöst hatte, schwebte etwas in der Luft.

Es war ein quadratischer Gegenstand, ihre Waffe, die sie nun verloren hatte.

Der Würfel des Unheils!

Wie zum Hohn schwebte er über dem Hang, als würde er von einem dünnen Faden gehalten. Pandora spielte mit der Vampirin und machte ihr klar, daß sie auf den Würfel nicht mehr zählen konnte.

»Vorerst nicht!« knirschte Lady X. »Aber freu dich nicht zu früh, du Dreckstück. Ich hole ihn mir wieder ...«

Davor jedoch hatte Pandora einen Riegel namens Xorron gesetzt. Und der Unhold kam.

Er brach wie ein Berseker durch die Büsche. Was Lady X durch Geschicklichkeit erledigen wollte, das schaffte er mit Kraft. Da widerstand kein Busch, kein Unterholz. Xorron, das Monster, war durch nichts zu stoppen.

Er führte die Befehle seiner Herrin bis zur letzten Konsequenz durch.

Sie hatte ihm befohlen, Lady X zu töten, und das würde er auch schaffen.

Die Scott verzog das Gesicht. Weiß schimmerten ihre spitzen Vampirzähne. Sie mußte zusehen, daß sie so schnell wie möglich von dieser Stelle verschwand, denn Xorron näherte sich unaufhörlich wie eine alles planierende Walze.

Die ehemalige Terroristin huschte um den mannshohen Felsen herum. Sie sah jetzt beschmutzt aus. Der feuchte Boden hatte auf ihrer Kleidung Dreckstreifen hinterlassen. Sie schaute noch einmal in die Tiefe.

Der Weg schien kaum näher gekommen zu sein. Sie konnte über die Wipfel einiger Nadelbäume hinwegsehen, die sich noch zwischen ihr und der Straße befanden.

Der Wald war nicht sehr weit entfernt. Sie mußte sich nur schräg nach links halten.

Und sie rannte los.

Noch schneller als beim ersten Mal, denn eine wahnwitzige Idee war in ihrem Kopf aufgezuckt. Sie sah plötzlich eine geringe Chance, Xorron zu stoppen.

Allerdings kostete das Silberkugeln, es sei denn, sie ließ sich die Zeit und wechselte das Magazin.

Das mußte man sehen.

Lady X hatte das Gefühl zu fliegen, so schnell war sie. Ihre eigenen Beine konnte sie nicht stoppen, sie liefen automatisch. Die Gegend um sie herum tanzte wie verrückt, und es grenzte schon an ein kleines Wunder, daß sie bisher nicht gestolpert war.

Auch das von ihr angepeilte Ziel schien sich zu bewegen. Es tanzte auf und nieder, die Bäume hoben und senkten sich, bildeten eine schwarze Wolke, die nicht ruhig sein konnte und immer größer und drohender wurde.

Der Vampirin war klargeworden, daß sie irgendwann stoppen mußte, wollte sie nicht von den sperrigen Ästen und Zweigen der Nadelbäume aufgefangen werden wie von eisernen Armen.

Was tun?

Pamela Scott ließ sich fallen. Als hätte ihr jemand die Beine unter dem Körper weggerissen, so wirkte es, als sie aus vollem Lauf nach vorn hechtete.

Wieder schlug sie zu Boden. Die Eigengeschwindigkeit wirbelte sie um die Achse. Ein paarmal stieß sie sich hart den Schädel, ohne irgendwelche Schmerzen zu verspüren. Sie krümmte sich jedoch instinktiv zusammen, war froh, daß die MPi sie nicht behinderte, und sie kam sich dabei vor wie eine Kugel.

Da war der Wald.

Geschoßartig raste Lady X zwischen die ersten Bäume. Wie Peitschen schlugen Äste und Zweige gegen ihr Gesicht, rissen in die Haut, verhakten sich in ihrer Kleidung. Sie rutschte über den Boden und unter einigen Zweigen hinweg, die dicht über der Erde ein Dach bildeten.

Ausruhen konnte sich Lady X nicht. Das brauchte sie auch nicht, denn sie war kein Mensch und hatte eine Kondition, die eigentlich nie zu Ende ging.

Die Scott wälzte sich auf den Rücken. Während dieser Bewegung entfernte sie das Magazin mit den Silberkugeln und holte ein mit normalen Geschossen gefülltes aus ihrem Gürtel.

Das legte sie ein.

Es waren routinierte Bewegungen, tausendmal geübt. Allerdings lag der Schußwinkel ein wenig ungünstig. Sie mußte ein paar Yards vorrücken, um den Rand des Waldes zu erreichen. Dort konnte sie liegenbleiben und die Waffe anlegen.

Lady X beeilte sich. Sie wühlte den Boden auf. Die Knie hinterließen Spuren, ebenso wie die Ellenbogen, denn sie hatte die Maschinenpistole auf ihre vorgestreckten, angewinkelten Arme gelegt und war wenige Sekunden später schußbereit.

Xorron kam.

Er wälzte den Hang herunter, ließ es aber jetzt ein wenig langsamer angehen, und den Felsblock hatte er bereits passiert.

Die Scott legte an.

Eine Maschinenpistole kann ziemlich weit schießen, und wer sie beherrscht, erzielt eine hohe Zielgenauigkeit. Lady X beherrschte die Waffe.

Sie zielte an Xorron vorbei, behielt dabei nur den großen Felsblock im Auge und drückte ab.

Die Salve knatterte. Ein hartes Tack-Tack ertönte. Kugel auf Kugel verließ den Lauf, und die Geschosse zogen ihre Bahn, als wären sie tödliche Insekten.

Sie hackten in den Boden, schleuderten Dreck und winter-

braunes Gras in die Höhe, wobei sie mit großer Geschwindigkeit auf das eigentliche Ziel, den Felsen, zuwanderten.

Ihn selbst wollte sie nicht treffen, nur den Boden davor, und sie mußte sich beeilen, denn Xorron steigerte in diesem Augenblick seine Geschwindigkeit.

Lady X lag leider zu weit entfernt, so daß sie Einzelheiten nicht erkennen konnte. Sie hoffte allerdings, dicht vor dem Felsen eine Furche in den weichen Boden zu schießen, damit der schwere Block seinen Halt verlor und sich in Bewegung setzte.

Die Scott schoß weiter.

Längst war der Lauf heiß geworden, dann sah sie den Erfolg, während sie sich, noch immer schießend, langsam aufrichtete. Der Felsblock zitterte. Er schien einen Stoß bekommen zu haben und setzte sich plötzlich in Bewegung.

Die ehemalige Terroristin wußte nicht, wie schwer er war. Einige Tonnen mußte er schon wiegen. Und die - einmal in Bewegung gesetzt - würden so leicht durch nichts zu stoppen sein, auch nicht durch ein Monster wie Xorron.

Der Brocken rollte.

Zum Glück behielt er seine ursprüngliche Bahn bei, und nach jedem Überschlag wurde er schneller, hüpfte manchmal wie ein Ball und kam Xorron immer näher.

Xorron merkte nichts, aber Lady X war klar, daß sie jetzt die Stellung wechseln mußte, und zwar verdammt schnell.

Sie huschte zur Seite, blieb wieder stehen, weil ihr eingefallen war, daß auch Xorron seine Richtung ändern konnte, um sich auf ihre Fersen zu setzen, und sie drehte sich noch einmal um.

Es war ein rascher Blick, den sie zurückwarf, wobei ihr die Nähe des Felsblocks bitter aufstieß, der in diesem Augenblick Xorron erreichte, ihn von der Größe her noch überragte und mit vollem Gewicht in dessen Rücken wuchtete.

Ein wahrer Volltreffer, der Xorron von den Beinen riß. Der Felsbrocken war nicht mehr zu stoppen, schleuderte Xorron

noch nach vorn und wuchtete ihn auf den Rand des Waldes zu, wobei er nicht nur den Dämon unter sich begrub, sondern auch noch ein halbes Dutzend Bäume knickte, als wären sie Streichhölzer.

Lady X sah zu, daß sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone geriet. Sie hörte das Krachen schräg hinter sich, tauchte in den Wald ein, fand Lücken zwischen den Bäumen, schlug ein paar Haken und verließ den Wald an einer anderen Stelle wieder. Sie gönnte sich die Zeit und warf einen hastigen Blick über ihre Schulter zurück.

Keine Spur von Xorron.

Dafür entdeckte sie eine Lücke zwischen den Baumwipfeln, Dort war das Monster hingeschleudert worden. Lady X glaubte nicht, daß der Stein es geschafft hatte, Xorron zu vernichten. Aber er hatte ihn erst einmal aufgehalten, und das war für sie sehr wichtig.

Jetzt hielt sie nichts. Vor ihr lag der Hang. Ein leerer Hang, der erst an der kleinen Straße endete, die nicht mehr so weit entfernt lag.

Pamela Scott, die Vampirin, rannte weiter. Und sie lachte dabei gellend auf, bevor sie die Worte schrie, die wie ein finsterer Schwur durch die klare Luft hallten.

»Ich komme wieder, Pandora! Noch hast du nicht gewonnen? Warte es nur ab ...«

Als Suko zusammen mit der Schwester des Arztes das Krankenzimmer verließ, hatte sich seine Gesichtsfarbe verändert. Sie war um eine Spur bleicher geworden, und das hing mit dem Zustand des Mannes zusammen. Suko war geschockt gewesen. Daß sich diese unerklärliche, wahrscheinlich dämonische Krankheit so ausbreiten würde, damit hätte er nie gerechnet. Es bewies ihm aber, wie groß die Gefahr bereits war, in der die Menschen der Ortschaft schwebten. Miß McGovern schloß die Tür. Den Kopf hielt sie gesenkt.

Suko konnte erkennen, daß sie weinte. »Ich weiß mir keinen Rat mehr, Mr. Suko«, sprach sie leise und von mehrmaligem Schluchzen unterbrochen. »Tut mir leid, aber so ist es.« Der Chinese konnte die Frau nicht trösten, denn die passenden Worte fielen ihm nicht ein. Auch er wußte keine Lösung, hatte kein Patent zur Hand, das helfen konnte. Die Krankheit war wie ein unsichtbares, schleichendes Gift in das Dorf eingefallen und hatte die Menschen erfaßt.

Die weinende Frau sprach aus, woran Suko auch schon gedacht hatte. »Wahrscheinlich haben auch wir uns bereits infiziert.«

»Ich hoffe, nicht. Am besten ist es, wenn Sie abreisen«, gab der Inspektor zur Antwort.

»Nein!« Entschieden klang die Erwiderung. »Das kann ich nicht. Ich lasse die Leute nicht im Stich. Ich bin Krankenschwester. Und sollte ich den Keim tatsächlich in mir tragen, so würde ich ihn nur weiterverbreiten, wenn ich den Ort verlasse.«

Da hatte sie ein wahres Wort gesprochen, was Suko ihr auch mit einem Nicken zu verstehen gab. »Sie wollen also bleiben?«

»Ja, Mr. Suko.«

»Gut. Tun Sie mir wenigstens einen Gefallen. Halten Sie sich hier in der Praxis auf.«

»Das werde ich. Und was machen Sie?«

»Ich schaue mich im Ort einmal um.«

Miß McGovern umkrampfte ihr vom Weinen naß gewordenes Taschentuch mit beiden Händen. Sie stand wie erstarrt da. Die Angst war ihr anzusehen, und die Gefühle las Suko von ihrem Gesicht ab. »Das können Sie doch nicht riskieren, Mr. Suko. Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel ...«

»Sie nicht?« unterbrach der Inspektor die Frau.

»Ja, aber ...«

»Kein Aber, Miß McGovern. Ich bin Polizist, und ich muß etwas unternehmen, verstehen Sie? Als Polizist habe ich den Auftrag, einen Fall aufzuklären, was ich in der nächsten Zeit

versuchen werde. Ich muß ein Motiv herausfinden, denn es geschieht nichts ohne Motiv.«

»Was könnte es denn sein?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Es wäre reine Spekulation.«

»Bitte ...«

»Nein, Miß McGovern. Vertrauen Sie mir, und bleiben Sie um Himmels willen bei Ihrem Bruder. Wir ...«

Beide hörten sie den Schrei. Er war aus dem Nebenraum aufgeklungen. Genau dort, wo der Arzt lag.

Während der Schreck Miß McGovern auf der Stelle bannte, sprintete Suko los. Zwei große Schritte brachten ihn bis an die Tür. Er riß sie auf, schaute in das Zimmer und wurde blaß. Über dem Bett stand eine graugrüne Rauchwolke. Sie bewegte sich dort zitternd, wölkte durcheinander, quirlte, stank entsetzlich, wobei sie immer mehr Nachschub bekam, denn aus der Haut des im Bett liegenden Arztes drang weiterer Rauch.

»Was ist denn ...?« Miß McGovern hatte die Worte ausgestoßen. Danach ihr Schrei. »Neeeeiin!«

Suko drehte sich um. Es war gut, daß er so reagiert hatte, denn so konnte er die Frau noch auffangen, bevor sie zusammensackte. Suko hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Rasch bettete er sie in einen Sessel, bevor er wieder in das Krankenzimmer zurückging und sich dort umschaute.

Es kostete den Inspektor Überwindung, nahe an die Liege des Veränderten heranzutreten.

Er schaute sich den Arzt genau an.

Dr. McGovern war tot.

Das stellte Suko auf den ersten Blick fest. Und die Leiche war dabei, sich zu verändern, denn eine unheimliche Kraft hatte von ihr Besitz ergriffen.

Suko schüttelte sich, als er in das Gesicht des Toten schaute. Es war schwarz, wirkte wie verbrannt, und es veränderte sich weiter. Zwar nahm die Schwärze nicht mehr zu, dafür

schrumpfte sie zusammen. Der Kopf wurde kleiner. Auch die Haut hatte nicht mehr die Dicke, wie Suko sie gewöhnt war. Sie erinnerte ihn jetzt an dünnes Seidenpapier, das sich jedoch hart über die Knochen spannte. Und weiß schimmerten die Augäpfel in dem verbrannten Gesicht. Suko hatte bisher die Luft angehalten. Er konnte einfach nicht atmen, der Gestank dieser graugrünen Wolke war zu widerlich. So ging er zum Fenster, öffnete es und ließ die frische Luft in das Zimmer, die sofort die Wolken durcheinanderquirlte und sie dann auf die Öffnung zutrieb. Der Chinese verließ den Raum. Mit der Handfläche wischte er über seine feucht gewordene Stirn. Über seinen Rücken rann eine Gänsehaut. Er wurde hier mit Dingen konfrontiert, für die er im Moment keine Erklärung hatte, wobei er jedoch glaubte, daß hinter den Vorgängen der Name Pandora stand. Pandora!

Die Sagengestalt mit der Büchse. Sie konnte Unglück, Pest und Qual verbreiten. Wie das vor sich ging, das hatte sie hinlänglich bei Dr. McGovern bewiesen.

Über das Motiv dachte Suko in diesen Augenblicken nicht nach. Er hatte andere Sorgen, verließ den Raum des Schreckens und kümmerte sich um die Schwester des Toten. Sie lag weiterhin im Sessel und war im Begriff, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Auch die Erinnerung kehrte sofort zurück, denn sie schüttelte den Kopf und stieß ein gehauchtes »Mein Gott, ich begreife es nicht!« hervor.

Suko fand keine Worte des Trostes. Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Diese Frau hatte ihren Bruder gepflegt und alles gegeben. Jetzt hatte sie miterleben müssen, wie er zu Tode kam. Eine schlimme Sache, bei der man ihr kaum helfen konnte.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Suko und hob die Schultern. Eine Geste der Verzweiflung, die genau seinen Gemütszustand widerspiegelte. »Ich hoffe nur, daß Ihr Bruder das einzige Opfer bleiben wird und nicht alle Menschen aus diesem Ort das schreckliche Schicksal erleiden.«

»Glauben Sie das wirklich?« fragte die Frau leise.
 »Zumindest will ich es nicht ausschließen.«
 Die Frau nickte und senkte den Kopf. »Er war ein so guter Mensch«, flüsterte sie mit erstickter Stimme, »ein so guter Mensch. Er hat sich für seine Kranken wirklich aufgeopfert.«
 »Das kann ich mir gut vorstellen«, erklärte der Chinese.
 »Was wollen Sie jetzt tun?«
 »Sie erst einmal von hier wegbringen.«
 »Nein!« Entschieden klang die Antwort. »Das lasse ich nicht zu. Ich werde bleiben!«
 »Aber wieso? Sie können doch nicht ...«
 »Doch, Mr. Suko. Mein Platz ist und bleibt hier. Ich kann den Bruder nicht allein lassen, auch wenn er nicht mehr lebt. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen, aber es ist nun einmal so.«
 Der Inspektor hob die Schultern. »Zwingen kann ich Sie nicht, Miß McGovern. Tun Sie das, was Sie für richtig halten.«
 »Und Sie?«
 »Ich werde mich ein wenig umschauen.«
 »Hier im Ort?«
 »Ja, das wollte ich vorhin schon.«
 »Das ist gefährlich.«
 »Wenn ich hier warte, ist es ebenfalls kaum anders. Zudem erwarte ich noch einen Freund.«
 »Auch ein Polizist?«
 »Genau.«
 »Na ja, wenn Sie meinen ...«
 Suko strich der schwergeprüften Frau noch einmal über das Haar und machte sich auf den Weg. Er verließ das Haus. Die Kälte tat gut. Er atmete ein paarmal tief durch und holte danach einen Taschenspiegel hervor, um sich sein Gesicht anzuschauen. Suko rechnete damit, daß auch er sich infiziert hatte. Genau schaute er sein Gesicht an, untersuchte jedes Stückchen Haut, doch er entdeckte keinerlei graue Flecken. Noch nicht ...
 Der Chinese schüttelte sich, als er den Spiegel wieder ein-

steckte. Er wußte, daß er nicht zum letzten Mal bei diesem Fall in ihn geschaut hatte.

Dann ging er.

In Billings war es ruhig geworden. Die Stadt schien eingeschlafen zu sein. Mochten die Orte auch noch so klein sein, Betrieb herrschte eigentlich immer. Natürlich alles im Rahmen der Gegebenheiten, aber wenn es war wie hier, konnte man die Umgebung schon mit dem Wort ungewöhnlich umschreiben. Auch Suko war ein Mensch mit Gefühlen, und es lief ihm kalt den Rücken hinab, als er an all den Schrecken dachte, der unter Umständen noch vor ihm lag.

Langsam schritt er durch die schmale Straße. Er ging an einem geparkten Wagen vorbei, der im Vergleich zu den alten Häusern wie ein Fremdkörper wirkte.

Das Kopfsteinpflaster war unregelmäßig gelegt worden. Manche Steine standen so weit hervor, daß sie schon regelrechte Stolperfallen bildeten und man als Spaziergänger stark aufpassen mußte.

Suko stolperte nicht, obwohl er seinen Blick stramm nach vorn gerichtet hielt, denn am Ende der Gasse erschien etwas. Es waren Tiere.

Im ersten Augenblick wollte der Chinese schon vorbeischaun, dann jedoch blieb er stehen und wunderte sich. Die Tiere glichen Hunden, aber sie hatten für Hunde eine seltsame Größe und eine noch seltsamere Art und Weise, sich zu bewegen.

Suko witterte Gefahr!

Das Auftauchen der Hunde und ihr allmähliches Heranschleichen versetzten ihn in Alarmstimmung.

Er schluckte ein paarmal, denn die Tiere teilten sich. Der eine Hund bewegte sich auf der fechten Straßenseite weiter, während der andere hinüber auf die linke wechselte.

Für Suko stand fest, daß sie ihn wollten. Ihn allein. Und sie erinnerten nicht an normale Tiere. Die bewegten sich schneller und rannten auf ein Ziel zu, das sie einmal fixiert hatten.

Diese nicht.

Sie gingen langsam und schleichend. Dabei hatten sie sich geduckt. Da sie sich Suko ziemlich genähert hatten, konnte sie der Chinesen auch besser erkennen.

Unförmige Körper und Köpfe. Kein Fell mehr, dafür Löcher und Risse innerhalb des Körpers, aus denen ein widerlicher Schleim kroch, der immer mehr Nachschub erhielt und auf dem Boden eine feuchte Spur hinterließ, wobei er den Weg nachzeichnete, den die beiden Hunde genommen hatten.

Das waren veränderte Tiere. Suko bekam hier präsentiert, wie die seltsame dämonische Kraft auf sie wirkte.

Würden sie angreifen?

Wahrscheinlich. Deshalb wollte der Chinesen auch gewappnet sein. Seine Beretta ließ er stecken. Dafür zog er die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis, und die Riemen fielen aus der Öffnung, wobei sie mit ihren Spitzen den Boden berührten. Da hörte er das Fauchen.

Nicht die Hunde hatten es ausgestoßen, sondern ein anderer. Das Geräusch war auch aus einer anderen Richtung aufgeklungen, und der Inspektor mußte sich scharf nach rechts drehen. Auf dem Vordach über einer Haustür hockte ein weiteres Tier. Kein Hund, sondern eine Katze.

Sie war übergroß, regelrecht verwuchert. Von dem schwarzen Fell sah Suko nicht mehr viel, denn wie bei den Hunden waren auch hier die Haut und das Fell weggeplatzt, so daß die schleimige Masse genügend Platz fand, um aus dem Katzenkörper zu quellen. Sie verteilte sich so auf dem Dach, daß sie bis an den Rand rutschte und von dort aus nach unten tropfte. Nur der Kopf der Katze war noch völlig normal. Die Augen schillerten gelblich, das Fauchen klang drohend. Die Katze scharrte mit ihren Vorderpfoten, und Suko richtete sich auf einen Angriff ein.

Auch die Hunde wurden schneller.

Doch zuvor sprang die Katze, und ihr Ziel war Suko!

Ein schwarzer Todesadler!

Ich konnte es kaum fassen, glaubte an eine Täuschung oder wollte daran glauben, doch es war eine Tatsache.

Der Vogel hockte auf dem Hof des Klosters und starrte mich aus seinen schockgelben Augen an.

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Diese Szene beinhaltete einen stummen Schrecken. Wir standen uns gegenüber.

Was wollte er?

Fragen konnte ich ihn schlecht. Ich glaubte jedoch nicht, einen Freund vor mir zu haben.

Sekundenlang starrten wir uns nur an. Er hatte ein herrliches Gefieder. Es glänzte wie Seide. Über die Spannweite der Flügel konnte ich nichts sagen, denn er hatte seine Schwingen zusammengelegt. Sicherlich erreichte er die Größe der roten Vampire, über die Vampiro-del-mar befehligt hatte und die jetzt ausgerottet waren.

Der Kopf war im Verhältnis zum Körper klein. Die gelben Augen fielen auf sowie der lange Schnabel, der eine Krümmung nach unten zeigte und mich an ein scharfes Messer erinnerte.

Wenn er einmal zuhackte, hatte ein Mensch kaum eine Chance. Daran mußte ich denken, als wir uns anstarrten. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Ich konnte meine Beretta ziehen und schießen, aber ich wollte nicht derjenige sein, der zuerst angriff, und der Adler hatte sich bisher auch nicht gerührt

Was tun?

Mich verschanzen? In irgendeinem Haus verstecken?

Natürlich, das ginge, nur hätte ich damit nichts gewonnen.

Ich wäre praktisch aus dem Spiel gewesen, und das wollte ich nicht. Vielleicht aber meine Gegnerin. Möglicherweise hatte sie deshalb den Adler geschickt, um mich innerhalb der Klostermauern festzuhalten, damit sie woanders ungestört ihr Grauen verbreiten konnte. Ich dachte da an den Ort Billings. Nein, sie hatte sich verrechnet. Ich wollte und ich würde

nicht im Kloster bleiben. Wenn der Adler mich daran hinderte, okay, sollte er es versuchen.

Kreuz, Beretta, die Gemme, der Dolch - ich war gut bewaffnet, und der Bumerang lag im Wagen.

Zu ihm wollte ich.

Es wäre ein Fehler gewesen, schnell zu laufen, obwohl es mich wirklich in den Beinen juckte, aber ich konnte mich ausgezeichnet beherrschen und drehte mich nur ein wenig nach links, wobei ich gleichzeitig den ersten Schritt machte.

Der Adler blieb sitzen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. In diesen Augenblicken erinnerte er mich nicht an ein lebendes Tier, sondern an eine Figur aus Stein.

Der zweite, der dritte und vierte Schritt. Diesmal gezielt. Ich hatte den Ausgang des Klosters ins Auge gefaßt und steuerte ihn in einer direkten Linie an.

Der Adler blieb hocken!

Schon atmete ich auf. Der Schweiß, der sich auf meiner Stirn gebildet hatte, trocknete allmählich. Mir ging es besser, und ich wagte es einfach.

Ich ging schneller.

Noch blieb der Adler ruhig. Allerdings drehte er seinen Kopf, damit er mich im Auge behalten konnte. Damit machte er mir klar, daß ich noch nicht gewonnen hatte.

Als ich ihn passierte und wenig später in meinem Rücken wußte, hatte ich doch ein komisches Gefühl. Ein Kribbeln lief über meine Haut, das sogar den Kopf erreichte.

Vor mir wuchs das Tor in die Höhe. Eine an sich lächerliche Distanz von mir bis zum Ziel, aber jeder Schritt, den ich tat, war von einer gewissen Angst und Spannung begleitet.

Ich schaute mehr auf meine Füße als nach vorn. Der Innenhof des Klosters war nicht glatt asphaltiert, sondern rauh und uneben. Man konnte leicht stolpern, und zu einfach wollte ich es dem Adler nun doch nicht machen. Es reichte schon, wenn ich ihm meinen ungeschützten Rücken zuwandte.

Ich packte es.

Drei Schritte bis zum Tor. Die überwand ich sehr schnell, blieb stehen und drehte mich um.

Der Adler hatte seinen Standort nicht verändert. Nach wie vor hockte er bewegungslos und mit angezogenen Flügeln auf dem Boden. Er hatte nur seinen Kopf gedreht, so daß er mich jetzt anschauen konnte.

Selbst auf diese Entfernung erkannte ich die gelben Augen, die mir Unbehagen einjagten.

Automatisch ergriff ich den schweren Riegel, der von eisernen Klammern gehalten wurde, und zog ihn zurück.

Das war mit Geräuschen verbunden, die überlaut durch die Stille hallten.

In meinem Mund sammelte sich der Speichel, so konzentriert war ich. Ich schluckte ihn herunter, stemmte mich noch einmal gegen den Riegel und zog ihn zurück.

Durch die kleine Seitenpforte hätte ich nicht gehen können, denn sie war von innen verschlossen.

Das schwere Tor zog ich nur so weit auf, bis Platz genug war, um hindurchschlüpfen zu können.

Als ich vor dem Tor stand, atmete ich tief durch. Wieder fiel mir ein Stein vom Herzen. Jetzt folgte das Schwerste der eigentlichen Aufgabe. Wie würde der Adler reagieren, wenn ich zurückging und den Wagen holte? Ich hatte ihn bewußt gelockt, aber er blieb auf dem Innenhof des Klosters hocken. Konnte ich es jetzt riskieren und das Tor so weit aufdrücken, daß ich mit dem Rover hindurchkam?

Es blieb mir keine andere Möglichkeit. Deshalb drehte ich mich wieder um, streckte die Arme aus, berührte mit beiden Händen das rauhe Holz und drückte das Tor nach innen.

Kraft mußte ich schon einsetzen, denn der Boden des hölzernen Flügels schrammte über die Erde.

Schließlich war es geschafft.

Noch immer hockte der Adler an derselben Stelle. Er bewegte sich auch nicht, als ich mit kleinen, dennoch zielstrebigem

Schritten auf den Rover zuing. Den Schlüssel hielt ich bereits in der Hand. Ich brauchte nur aufzuschließen, einzusteigen und wegzufahren.

Das war alles ...

Würde der schwarze Adler es zulassen?

Als ich den Rover erreichte, fand der Schlüssel zielsicher das Schloß. Eine kurze Umdrehung; der Riegel innen schnellte in die Höhe, und die Tür war offen.

Ich zog den Wagenschlag auf.

Niemand hinderte mich daran. Der Adler blieb sitzen, und ich duckte mich, um in den Rover einzusteigen.

Aufatmend ließ ich mich auf den Sitz hinter das Lenkrad fallen. Bis jetzt hatte alles wunderbar geklappt, keine Schwierigkeiten, und ich hoffte stark, daß es auch so bleiben würde.

Die nächsten Bewegungen folgten automatisch. Anlegen des Gurts, das Zünden und dabei den Blick im Innenspiegel haltend, denn in ihm konnte ich erkennen, was hinter mir ablief.

Ich sah den schwarzen Adler.

Kleiner als normal. Die gelben Augen waren zwei winzige Punkte. Er hatte den Kopf in meine Richtung gedreht.

Überlaut kam mir der Motor vor, als er ansprang. Ich legte den ersten Gang ein und ließ den Wagen auf dem leicht abschüssigen Gelände ausrollen.

Vor mir gähnte die Toröffnung. Sie war so breit, daß der Rover ohne Schwierigkeiten hindurchfahren konnte. Ich lauschte auf das Mahlen der Reifen, stand unter einer hohen Spannung und wußte genau, daß ich erst einen Teil geschafft hatte.

Hindurch!

Ohne Schwierigkeiten ließ ich das Gelände des Klosters hinter mir zurück und mußte jetzt sehr achtgeben, denn der Weg führte erstens ziemlich steil bergab und war zudem noch sehr kurvig.

Ein letzter Blick in beide Spiegel.

Der Adler saß nicht mehr auf seinem Platz.
Mir schwante Böses. Aber ich konnte jetzt nicht anhalten
und schauen, denn die nächsten engen Kurven erforderten
mein gesamtes Fahrvermögen.
Ich kam um die erste, nahm die zweite, und da erschien vor
meinem Wagen ein Schatten.
Der Adler war da!
Und mir wurde klar, daß ich einen Kampf auf Leben und
Tod zu bestehen hatte ...

Auch Suko befand sich in einer gefährlichen Lage. Vor ihm die
gefährlichen Hunde, schräg über ihm die Katze, die ihn bereits
anvisiert hatte und sich auf dem Weg zu ihm befand.
Das Tier war bestimmt um das Doppelte seiner normalen
Größe gewachsen. Es hatte sein Maul weit aufgerissen. Die
Zunge hing hervor, und das Fauchen erreichte Sukos Ohren.
Er wirbelte zur Seite, schien von einer Sekunde zur anderen
zu explodieren und schlug mit seiner Dämonenpeitsche zu,
deren drei Riemen sich fest um den Körper der Katze wickelten.
Ihr schreiendes Miauen klang fast menschlich, als sie die
Magie der Peitsche zu spüren bekam. Sie prallte zu Boden,
überschlug sich dabei, und als Suko die Peitsche löste, lag die
Katze dreigeteilt vor seinen Füßen.
Die beiden Hunde jagten mit gewaltigen Sprüngen heran. Es
war nicht zu erkennen, welcher Rasse sie angehörten, so sehr
hatten sich ihre Körper verändert.
Aufgedunsen, aufgequollen und mit Schleim bedeckt, so
näherten sie sich ihrem Gegner. Der eine kam von rechts, der
andere von links. Mit einem Schlag seiner Peitsche konnte
Suko sie auf keinen Fall zugleich erwischen.
Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich die Tiere einzeln
vorzunehmen.
Das tat er auch. Zuerst kümmerte er sich um den linken
Burschen. Doch Suko hatte die Rechnung ohne den zweiten

Hund gemacht, der seine Richtung änderte und auf ihn zuwucherte.

Da half nur ein Tritt.

Wie es manchmal in den Karatefilmen gezeigt wurde, so reagierte der Chineser.

Er sprang in die Höhe. Sein rechtes Bein schoß vor, und die Seite seines Fußes traf das Tier, als es sich noch in der Luft befand. Der Inspektor hatte hinter diesen Tritt sehr viel Kraft gelegt und sein Ziel, den Kopf des Tieres, getroffen.

Das wurde zurückgeschmettert. Suko glaubte, ein Knacken zu hören, konnte sich jedoch nicht darum kümmern, da er einen Blick auf seinen ersten Angreifer warf.

Der krümmte sich am Boden. Getroffen von der Peitsche, hauchte er sein verändertes Leben aus.

Auch er zerfiel, und sein Fell wurde dabei grau und aschig.

Schwaden krochen aus den getroffenen Stellen, die träge über die Straße wehten und sich verteilten.

Suko schüttelte sich. Es war ein grauenvolles Bild, und der zweite Hund, von Sukos Tritt erwischt, bekam nun den Rest. Suko erwischte ihn mit der Peitsche, als sich das Tier wieder erheben wollte.

Dieser Treffer bedeutete sein Ende.

Ein schauriger Laut entrang sich noch seiner Kehle, ein erschreckendes Winseln, dann war es vorbei.

Er starb.

Suko atmete auf, hörte in seinem Rücken den entsetzten Ruf und wirbelte herum.

Auf der Straße stand Miß McGovern. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich hatte sie den Kampf mit angesehen.

»Gehen Sie ins Haus zurück!« rief der Chineser. »Bitte ...«

Sie ließ die Hände sinken, nickte und verschwand rasch.

Suko blieb stehen. Er hatte drei Gegner erledigt, und er fragte sich, was als nächstes auf ihn zukommen würde. Griffen ihn dann vielleicht Menschen an?

Bei diesem Gedanken schüttelte er sich.

Suko ging weiter,

Die Straße wollte er hinter sich lassen, und er war jetzt noch aufmerksamer als zuvor. Überall konnten magisch veränderte Tiere lauern. Die jedoch sah er nicht. Dafür menschliche Gesichter hinter den schmalen Fenstern der Häuser.

Gesichter, in denen nichts abzulesen war. Stumpf, apathisch, keinerlei Gefühle, und Suko glaubte auch, die grauen Flecke auf der Haut zu sehen. Es war schlimm.

Pandora hatte voll zugeschlagen und diesen kleinen Ort unter ihre Kontrolle gebracht.

Er erreichte das Ende der schmalen Straße und blieb für einen Moment stehen.

Sollte er sich nach links wenden? Von dort war er gekommen. Das Schild eines Gasthauses stach ihm ins Auge. Es hing über der Tür eines alten Gebäudes, wurde vom Wind bewegt, und als Suko genauer hinschaute, konnte er auch die Schrift lesen.

Tommy's Hotel.

Der Inspektor wußte aus Erfahrung, daß man in solchen Dorfgasthäusern zumeist die interessantesten Informationen sammeln konnte. Deshalb entschloß er sich, dem Lokal einen Besuch abzustatten, obwohl er sicher war, dort auch Veränderte zu finden.

Sehr weit brauchte er nicht zu gehen. Die Hauptstraße ein Stück nach links, dann über einen mit Bäumen bepflanzten Marktplatz, und schon hatte er sein Ziel erreicht.

Wo waren die Menschen?

Suko sah sie nicht. Er entdeckte wohl die abgestellten Fahrzeuge, aber Männer, Frauen und Kinder hielten sich in den Häusern versteckt. Die Bänke waren verwaist, niemand kauerte auf den kleinen Bruchsteinmauern in der Marktplatzmitte. Es schien, als hätten sich die Menschen deshalb verkrochen, weil sie etwas erwarteten.

Suko blieb stehen.

Auch er spürte, daß eine Veränderung bevorstand. Genaues konnte er nicht sagen, aber Unheil lag in der Luft.

Er hatte sich nicht geirrt!

Es begann nicht im Ort, sondern über ihm, wo dicke Wolken schwebten und den Himmel in ein graues Meer verwandelten. Innerhalb der Wolken bewegte sich etwas. Suko sah plötzlich zwei Hände, die einen seltsamen Gegenstand umklammert hielten, der ihn zuerst an eine große Tüte erinnerte.

Das war es nicht, sondern ein Füllhorn.

Die Büchse der Pandora!

Der Chinese war von diesem Anblick gebannt, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und hielt seinen Blick in die Höhe gerichtet, wo das riesige Füllhorn, von zwei Händen gehalten, erschienen war.

Und es wurde gekippt!

Suko wollte noch ein >Nein, nicht! < schreien, die Worte blieben aber in seiner Kehle stecken, denn Pandora hatte ihr Füllhorn geöffnet und schickte das Grauen auf die Erde.

Lautlos segelten sie nach unten. Schreckliche Gestalten.

Skelette und Monster, dazu Dampf und Qualm.

Sie fielen wie Fallschirmspringer vom Himmel, eingehüllt in eine dicke gelbgrüne Wolke, die wahrscheinlich auch Pandora verbarg.

Die Büchse war geöffnet. Der alte Fluch des Göttervaters Zeus sollte sich auch in der modernen Zeit erfüllen und über die Menschheit herfallen.

Pandoras tödliche Botschaft hatte ihr Ziel erreicht ...

XORRON - MEIN LEBENSRETTETTER

Lady X starrte auf ihre mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole und hätte sie am liebsten fortgeworfen. Nichts, aber auch gar nichts nutzte ihr die Waffe. Vor allen Dingen nicht gegen Pandora oder auch Xorron, der sich auf deren Seite geschlagen hatte.

Das Magazin hatte sie gewechselt. Die Waffe war jetzt wieder mit geweihten Silberkugeln geladen.

Sie schaute noch einmal den Hang hoch und sah die Stelle, wo Xorron samt Felsbrocken in den Wald hineingeschleudert worden war. Dort allerdings rührte sich nichts.

»Hoffentlich dauert es noch eine Weile, bis du freikommst, du verdammter Bastard!« Ihre Augen funkelten, als sie die Worte sprach, obwohl sie Xorron nicht die Schuld gab. Er hatte nicht anders handeln können, denn er mußte Pandora von irgendwoher kennen. Leider wußte sie nichts Genaues, die Bekanntschaft der beiden schien in der Vergangenheit zu liegen.

Lady X hoffte, auch dieses Rätsel lösen zu können.

Sie befand sich auf einem schmalen Pfad, der auf der anderen Seite des Berges lag und nicht wie die Straße nach Peelham führte, sondern tiefer hineinstach in die schweigende Bergwelt des schottischen Hochlandes. Lady X hatte sich zuvor informiert. Wie sie wußte, würde sie der Weg, wenn sie ihm folgte, irgendwann nach Billings bringen, einem kleinen Ort, den sie aber nicht kannte.

Hätte sie den Würfel gehabt, wäre alles ein Kinderspiel gewesen. Durch seine Hilfe hätte sie sich an ihr Ziel teleportieren können, doch nun mußte sie zu Fuß gehen.

Eine einsame Gestalt, die eine Maschinenpistole über die Schulter gehängt trug, ganz in weiches Leder gekleidet war, schmutzig aussah und nach Blut düstete.

Sie war eine Vampirin, und sie brauchte Blut, um überleben zu können, wobei sie zu den modernen Vampiren zählte, die auch tagsüber existieren konnten und nicht in finsternen Gräften die Stunden der Helligkeit verbringen mußten.

Obwohl sie das andere Extrem sehr reizte, denn sie hatte einen gewaltigen Plan gefaßt.

Die alten Vampirstätten, vor allen Dingen die, die in Rumänien lagen, interessierten sie sehr, und Lady X hatte bereits erste Vorkehrungen getroffen, um in diesem Land ihr Hauptquartier einrichten zu können, auch wenn der erste Anlauf gescheitert war, aber sie wollte nicht aufgeben und weitere Versuche unternehmen.

Und sie brauchte einen starken Rückhalt, eben diese dezimierte Mordliga, deren Chefin sie war. Deshalb konnte sie Xorron nicht so ohne weiteres der Pandora überlassen.

All diese Gedanken spukten durch ihren Kopf, als sie den Weg weiterschritt und schon bald von dem Hang aus nicht mehr gesehen werden konnte, weil eine enge Klamm sie aufnahm.

Es gab dort nur einen schmalen Pfad. Rechts von ihr fiel die Wand steil in die Tiefe. Dort gurgelte ein Wildbach, der durch Schmelzwasser stark angeschwollen war, graugrün schimmerte und seine Strömung zischend und schäumend über die Steine ergoß.

Lady X ging vorsichtiger.

Sie durfte auf keinen Fall mit fließendem Wasser in Berührung kommen, denn das hätte ihre Vernichtung bedeutet. Deshalb hielt sie sich zurück und beeilte sich nicht so sehr, wie es eigentlich hätte sein müssen.

In Schlangenlinien führte der Weg weiter. Er wand sich an den hochsteigenden Felsen entlang, die an einigen Stellen sogar überhingen und wie gewaltige Nasen nach unten schauten.

Vor jeder Kurve zögerte sie und schaute erst um das Gestein, denn Xorron hatte sicherlich nicht aufgegeben, doch er war nicht zu sehen.

Wieder ging sie weiter. Um ihren Mund spielte ein kaltes Lächeln, als sie daran dachte, wie ihre Rache aussehen sollte. Auch auf der anderen Seite des Wildbaches wuchs eine

Felswand hoch. Zwischen beiden Wänden war nicht mehr viel Platz. Das spärliche Tageslicht hatte Mühe, die Schlucht auszufüllen.

Auf einmal blieb sie stehen. Es geschah abrupt, denn von links oben herabfallendes Gestein hatte sie aufgeschreckt. Lady X lauschte.

Ihr Körper spannte sich, die Waffe hatte sie von der Schulter gleiten lassen und hielt sie schußbereit mit beiden Händen umklammert. Die Mündung wies schräg nach oben.

Sie dachte natürlich an Xorron. Noch fehlte ihr der Beweis, denn das Geröll konnte gut und gern von einem Tier losgetrampelt worden sein, das über ihr herumkletterte.

Als ihr dieser Gedanken in den Sinn kam, mußte sie wieder an den mutierten Fuchs denken. Ein Tier, das in die Magie der Pandora hineingeraten war und sich auf so gräßliche Art und Weise verändert hatte, daß es ein Bildnis des Schreckens abgab.

Etwa eine Minute verging. Hören konnte sie nichts. Zudem übertönte das durch die Schlucht rauschende Wasser jedes andere Geräusch. Vorsichtig und mit schußbereiter Waffe, dabei leicht geduckt, setzte sich die Untote wieder in Bewegung.

Vor ihr stach eine Felsnase in den Weg. Wie es dahinter aussah, konnte sie nicht erkennen.

Die Scott schob sich jetzt vor. Sie tastete sich förmlich weiter. Ihr Instinkt sagte, daß etwas im Busch war und irgendwer auf sie lauerte. Leider konnte sie den Gegner nicht sehen.

Sie preßte sich gegen die Felsnase. Halboffen stand ihr Mund, das bleiche Gesicht war verzerrt, die Augen funkelten, und plötzlich hörte sie das Donnern.

Von der anderen Seite her erhielt die Felsnase einen unheimlichen Schlag. Lady X reagierte gedankenschnell. Sie wuchtete ihren Körper zurück, denn sie ahnte, daß man ihr hier eine teuflische Falle aufgebaut hatte. Und sie sollte recht behalten. Xorron war da!

Er, das Monster, versehen mit der Kraft der Hölle, hatte mit beiden Fäusten und ungeheurer Kraft die vorspringende Felsnase zertrümmert.

Lady X hatte sehr viel Glück gehabt. Auch ihr Reaktionsvermögen trug daran seinen Teil, denn sie war hastig zurückgewichen und beobachtete nun, wie das schwere, kompakte Gestein zusammenbrach. Die einzelnen Brocken flogen ihr entgegen oder kippten zur Seite weg, wobei sie über den Rand rollten und im schäumenden Wasser des durch die Schlucht schießenden Bachs verschwanden.

Sie wurde getroffen. Es waren keine großen Stücke, die gegen sie prallten, kleinere Steine nur, außerdem verspürte sie sowieso keine Schmerzen.

Aber sie sah Xorron.

Und der ließ keine Zeit verstreichen.

Wie eine gewaltige Maschine, ein nicht zu stoppender, alles vernichtender Roboter walzte er heran, um seinen Auftrag zu erfüllen und Lady X zu zerreißen.

Noch stand sie. Wenn Xorron erst einmal über sie herfiel, war alles verloren.

Was sollte sie tun?

Ins Wasser konnte die Untote nicht springen, einen direkten Kampf mit Xorron hätte sie immer verloren, und für eine Flucht war der Weg viel zu schmal.

Sie mußte sich blitzschnell entscheiden.

Und sie tat es.

Die Scott wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu solch einer gefährlichen Entscheidung nahm, aber sie setzte in diesen Augenblicken alles auf eine Karte.

Als Xorron sie fast erreicht hatte und sie das Schimmern der grünen Knochen deutlich erkennen konnte, ließ sie sich zu Boden sinken und stellte den Lauf der Maschinenpistole zwischen die Beine des Monsters.

Mit Kraft konnte man ihn nicht besiegen, nur überlisten.

Und das hatte Lady X getan.

Xorron verlor das Gleichgewicht. Er stolperte. Seine Hände griffen daneben, und Lady X konnte ihr linkes Bein gegen ihn stemmen, so daß Xorron auf die Abgrundkante gedrückt wurde.

Und dort befand sich kein Geländer, keine Brüstung oder sonst irgend etwas, das ihn aufgehalten hätte.

Xorron mußte irgendwo Halt finden. Er versuchte es, trat dabei auch nach hinten, doch genau das war sein Fehler. Plötzlich war unter seinem rechten Fuß nichts mehr, was ihn abgestützt hätte. Er sackte weg, sein großes Gewicht sorgte dafür, daß er in die Tiefe gerissen wurde, doch er versuchte noch, die Hände um den Rand zu klammern.

Abermals spielte ihm sein Gewicht einen bösen Streich. Das Gestein war am Wegrand nicht so fest und hart, es gab da einige lose Stellen, und ausgerechnet dort hatte Xorron hingegriffen.

Nichts konnte ihn mehr stützen.

Xorron, Herr der Untoten und Ghouls, rutschte ab und fiel in die Tiefe.

Mit einem großen Schritt erreichte Lady X die Absturzstelle, schaute nach unten, sah den wirbelnden, fallenden Körper und konnte sich nicht mehr beherrschen.

In diesen Augenblicken reagierte sie menschlich, und aus ihrem offenen Mund drang ein gellendes Lachen, das sogar noch das Rauschen des Wassers übertönte.

Xorron stürzte in die schäumende, graugrüne Flut, prallte noch gegen einen Stein, sein Körper wurde in die Höhe gewuchtet und im nächsten Augenblick von dem reißenden Strom erfaßt und mitgerissen. So kräftig er auch war, gegen die Strömung kam er nicht an. Er schlug mit den Armen, richtete sich immer wieder auf, wobei das Wasser bis an seine Brust reichte, doch die zum Teil stark gestauten Fluten fegten ihn immer wieder von den Beinen.

»Gute Reise, du Verräter!« brüllte Lady X und schwenkte ihre Maschinenpistole.

Erst jetzt war sie einigermaßen beruhigt, obwohl Xorron längst nicht erledigt war. So eine Strömung, mochte sie noch so kräftig sein, brachte ihn nicht um.

Die Vampirin schaute dem Monster so lange nach, bis es nicht mehr zu sehen war und die Fluten es nicht wieder an die Oberfläche spülten. Erst dann ging sie weiter.

Auf dem Weg lag Geröll.

Die Teile der zerbrochenen Felsnase waren nicht alle in die Tiefe gestürzt, die meisten versperrten den Weg, so daß die Scott erst noch hinüberklettern mußte.

Sie schaffte es mit Leichtigkeit, erreichte die freie Strecke und ging wesentlich unbeschwerter weiter.

Zehn Minuten später hatte sie die Schlucht hinter sich gelassen. So etwas ging urplötzlich. Man erlebt das oft in den Bergen.

Auf einmal treten die Felswände zur Seite oder verschwinden ganz, und der Blick fällt auf eine weite Ebene oder in ein Tal. So erging es Lady X.

Sie stand da und schaute auf Hausdächer. Diese Bauten mußten zu dem kleinen Ort Billings gehören. Den Wildwasserfluß sah sie nicht mehr. Er war unterwegs in einer Felshöhle verschwunden, floß unterirdisch weiter und würde vielleicht überhaupt nicht mehr ans Tageslicht treten. Möglich war alles. Für einen Moment blieb sie stehen. Sie stand höher, als Billings lag. Ihr Blick glitt über die Dächer, aber auch über den grauen Himmel, der sich hoch über dem Dorf spannte. Die Wolkendecke sah ziemlich geschlossen aus. Ein Zeichen dafür, daß es sicherlich bald anfangen würde zu schneien. Auch war es kühler geworden.

Plötzlich stutzte sie.

Innerhalb der Wolkendecke hatte sich etwas bewegt, was dort nicht hingehörte. Der Dunst wurde zuerst durcheinandergewirbelt, bevor er sich verdichtete und eine andere Farbe annahm.

Eine neue Wolke entstand. Eine unnatürliche. Und aus ihr schob sich etwas hervor.

Zwei riesige Hände, die einen seltsamen Gegenstand umklammert hielten, den es in der modernen Zeit kaum noch gab und der mehr an das Pulverhorn eines Jägers aus früheren Jahrhunderten erinnerte.

Es war ein Füllhorn.

Pandoras Waffe!

Und dieses Füllhorn wurde von zwei Händen gehalten, die es jetzt langsam umkippten und eine Brut des Schreckens entließen.

Eingehüllt in Dampf und Qualm, fielen Skelette und schreckliche Monster der Erde entgen.

Sie hatten nur ein Ziel.

Das kleine Dorf Billings!

Ich befand mich in einer verfluchten Lage!

Zwar saß ich in meinem Leih-Rover und hatte das Kloster auch verlassen, doch das half nicht viel, denn man hatte mir einen gefährlichen Aufpasser mit auf den Weg gegeben.

Den Todesadler!

Ich hatte keinen hundertprozentigen Beweis, daß Pandora mir den Vogel auf den Hals geschickt hatte, aber es lag auf der Hand. Und ich mußte sehen, daß ich ihn loswurde.

Im Augenblick schwebte er mit ausgebreiteten Schwingen vor meinem Wagen. Er stand nicht in der Luft, sondern beobachtete mich und vollzog jeden Schlenker nach, den ich mit dem Rover ausführte.

Ich konnte den engen Kurven und der Strecke, die ein starkes Gefälle aufwies, nicht ausweichen, denn es gab leider nur diesen einen Weg hinunter ins Tal.

Zudem war die Straße feucht und genau dort, wo der Asphalt begann, leicht gefroren. Sogar erste, feine Schneekristalle fielen gegen die Frontscheibe, wo sie gleich wegtauten.

Sollte ich aussteigen und kämpfen oder weiterfahren? Es gab nur diese zwei Möglichkeiten für mich. Wenn ich die letzte in

Betracht zog, würde ich auf jeden Fall den kürzeren ziehen. Der Adler konnte sich auf meinen Wagen stürzen und mit seinem scharfen Schnabel die Scheiben zerhacken. Auf freier Strecke wäre ich das Risiko noch eingegangen, aber nicht in diesen oft sehr engen Serpentin.

Ich bremste.

Wahrscheinlich hatte ich das Pedal etwas zu hart getreten, denn der Rover geriet mit seinem Heck ins Rutschen und hätte sich fast quergestellt. Er brach aus der Spur aus, driftete ein wenig nach links und kam zum Glück noch vor der Felswand zum Stehen. An der gegenüberliegenden Seite ging es steil in die Tiefe.

Vor Schreck würgte ich sogar den Motor ab und blieb für zwei Sekunden sitzen, während ich den Gurt löste.

Bevor ich ausstieg, duckte ich mich etwas und suchte, während ich gleichzeitig den Kopf drehte, den Himmel ab.

Den Adler sah ich nicht.

Ein kaltes Lächeln umspielte meine Lippen. Es war auch nicht nötig, daß ich ihn sah, er war bestimmt noch da und lauerte auf seine Chance, mich zu vernichten.

Mal sehen, wer stärker war.

Die Waffen hatte ich griffbereit und stieß vorsichtig den Wagenschlag auf.

Kalte Luft umwehte mich. Schneekörper peitschten in mein Gesicht, der Wind trieb sie hart voran, daß sie fast die Wirkung von kleinen Nadeln hatten, als sie gegen meine Haut stießen.

Mit dem rechten Bein stieg ich zuerst aus. Die Beretta hatte ich gezogen, das Kreuz hing vor meiner Brust, und ich hoffte stark, daß mir beides helfen würde.

Dann schaute ich zurück.

Einen Teil der Klostermauern konnte ich noch erkennen. Sie ragten wuchtig und stark vom Berggipfel aus in die Höhe, doch ich wußte genau, daß die Mauern das Böse nicht abhalten konnten. Vor wenigen Minuten noch war es mir auf drastische Art und Weise gezeigt worden.

Im nächsten Augenblick verschwammen die Klostermauern hinter grauen Schleiern, denn die dicken Wolken trieben langsam heran. Sie wirkten in ihrer Trägheit schwerfällig, und als ich meinen Blick zur anderen Seite hindrehte, da entdeckte ich auch die anderen Wolken, die aus den Tälern in die Höhe krochen.

Hier oben braute sich ein widerliches Wetter zusammen, und ich steckte mittendrin.

Wo befand sich der Adler?

Ich suchte ihn. Dabei hatte ich mich hinter dem offenen Wagenschlag geduckt und so eine einigermaßen gute Deckung. Als ich bremste, war er noch in der Nähe gewesen, doch nun hatte er sich verkrochen. Auf jeden Fall würde er nicht aufgeben.

Links wuchs die Felswand hoch. Sie war ziemlich zerklüftet, zeigte Risse und Spalten, in denen Schnee klebte.

Dort sah ich den Vogel nicht.

An der anderen Seite auch nicht. Bis ich den Schatten innerhalb der Wolken erkannte.

Dort hielt er sich versteckt.

Ich zielte mit dem Waffenlauf genau in diese Richtung und legte ihn dabei auf den Holm der offenstehenden Wagentür. So konnte ich am besten zielen und erhöhte auch die Treffsicherheit.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden. Ob nach oben oder unten, hatte ich nicht erkennen können, jedenfalls bot sich meiner Waffe kein Ziel mehr.

Ein Nervenkrieg begann.

Sekunden dauerte er nur, dann sah ich ihn wieder. Und er war so verflucht nah, denn er schwebte fast lautlos dicht über dem Serpentinweg und tauchte vor dem Wagen auf.

Dieses Tier hatte die Witterungsverhältnisse geschickt ausgenutzt und rechnete wohl auch mit meiner Schrecksekunde. Die hatte ich, so daß es dem Vogel gelang, seinen Körper gegen die Wagentür zu schmettern. Die wurde nach hinten

gedrückt und damit auch gegen mich geschleudert.

Da ich mein Gewicht mehr auf beide Hacken verlagert hatte, konnte ich der aufschwingenden Tür kaum Widerstand entgegensetzen. Ich fiel auf den Rücken. Eine schlechte Position, die der Adler natürlich ausnutzte.

Sein Körper, das habe ich schon einmal betont, war gewaltig und auch schwer. Er breitete dicht über mir seine großen Schwingen aus, und ich hatte das Gefühl, in einem Zelt zu verschwinden, so dunkel wurde es plötzlich um mich herum.

Ich dachte nur an den Schnabel, der, wenn er kräftig zuhackte, große Wunden reißen konnte. Und Schnabelhiebe in das Gesicht wollte ich um jeden Preis vermeiden.

Ich riß den linken Arm als Deckung hoch und zielte mit der Beretta an ihm vorbei, als ich abdrückte. Das Aufblitzen des Mündungsfeuers nahm ich nicht wahr, es wurde von dem Körper verschluckt. Meine Kugel mußte treffen, auf diese Entfernung konnte ich nicht fehlen.

Der Adler stieß einen wilden, wütenden Schrei aus, der dicht an meinen Ohren aufgellte und als Widerhall in meinem Kopf zu explodieren schien. Dann schrammte etwas über meinen Arm, das sehr scharf war und meine Kleidung aufriß.

Der gekrümmte Schnabel erwischte auch noch meine Haut und riß eine Furche hinein.

Ich biß die Zähne zusammen, denn der erste Schmerz war schlimm. Dann jedoch schien der Adler genug zu haben, denn er stieg in die Höhe und bewegte seine Flügel dabei sehr schnell.

Ich konnte wieder Atem holen, blieb allerdings noch am Boden und verfolgte das Tier mit meinen Blicken.

Der schwarze Todesadler flog normal. Kein torkelnder Flug, kein Flügelschlag, der auf eine Schwäche hindeutete, obwohl ihn die Silberkugel erwischte hatte.

Aber sie konnte ihn nicht vernichten. Dieses Tier war gegen geweihtes Silber resistent.

Zum Glück hatte er mir eine kleine Atempause gegönnt, die

ich nutzen wollte. Mich auf einen Kampf mit ihm einzulassen, hatte keinen Sinn. Er war erstens sehr schnell, zweitens sehr gefährlich, und ich konnte ihn wirklich nicht mit den Riesenfledermäusen vergleichen, die Vampiro-del-mar gehorcht hatten, denn die hatten meinen Silberkugeln nichts entgegenzusetzen. Einmal getroffen, waren sie vernichtet. Als Rest blieb bei ihnen der Staub zurück.

Anders hier.

Der Adler mußte einen dämonischen Ursprung haben, der mir jedenfalls fremd war. Er und Pandora waren zwei Verbündete, die mir sehr große Schwierigkeiten bereiten konnten und auch würden, denn ein Gegenmittel oder eine Gegenwaffe kannte ich nicht.

Ich streckte den rechten Arm aus, umklammerte den Türhohn und zog mich daran hoch. Dann drehte ich mich nach links, wobei ich den Kopf einzog, um mich in den Rover fallen zu lassen.

Wuchtig knallte ich die Tür zu.

Aufatmen. Für einen Moment jedenfalls. Sekunden der Ruhe und der Erholung, bis ich die Schmerzen spürte, die einen Teil des linken Arms ergriffen hatten.

Ich winkelte ihn an und drehte ihn so, daß ich auf ihn schauen konnte.

Die Wunde sah nicht sehr böse aus. Der Schnabel, schon mit einem Säbel zu vergleichen, hatte hineingehackt, hatte aber im wesentlichen die dicke Winterkleidung zerfetzt. Trotzdem brannte die Wunde. Ich dachte an eine Infektion und wollte dafür sorgen, daß dies nicht eintraf.

Die Notapotheke, in ein weiches Kissen verpackt, lag griffbereit. Einen Reißverschluß mußte ich aufziehen, um in die beiden Kissenhälften hineingreifen zu können.

Ich fand ein Pflaster und ein Desinfektionsmittel.

Den Adler wollte ich bei meiner Verarztung auch weiterhin im Auge behalten, wobei mir der auf der Scheibe klebende Schnee leider die Sicht ein wenig erschwerte.

Die Wischer schaufelten die Scheibe zum Teil frei.
Von dem schwarzen Todesadler entdeckte ich nicht eine Feder. Dafür den wirbelnden, weißen Schleier, der über der Straße tanzte und schon eine dünne Schicht auf den Rover gelegt hatte.

Nicht nur der Adler war zu meinem Feind geworden, auch der verfluchte Schnee, der die Straße in eine eisglatte Rutschbahn verwandelte, denn das Zeug blieb liegen. Aber ich mußte ins Tal. Wer konnte denn schon sagen, was dort unten alles geschah? Wahrscheinlich hatte Pandora den Adler nur auf mich gehetzt, um mich von einer Fahrt in die nächste Stadt abzuhalten.

Obwohl es nicht mein Bentley war, hatte ich mich inzwischen an den Wagen gewöhnt. Zudem war er ausgezeichnet in Schuß, der Motor sprang an, kaum daß er den Zündschlüssel gerochen hatte, und ich fuhr los.

Nur vorsichtig gab ich Gas, denn der Untergrund glich einer Schicht aus Seife, doch ich hatte Glück und kam von der Stelle. Monoton arbeiteten die Wischer. Das Zeug, das gegen die Frontscheibe prasselte, war nicht weich. Es bestand aus Eiskörnern, die festklebten, und ich schaltete das Warmluftgebläse ein.

Zuvor hatte ich die Scheibenwischer eingeschaltet. Ein matter gelber Glanz fiel auf den eisigen Weg, viel mehr konnte ich durch das Licht nicht sehen, zudem herrschte ein seltsames Zwielflicht.

Die erste Kurve.

Ich mußte mich stark auf das Fahren konzentrieren und den Todesadler erst einmal aus meinen Gedanken verbannen.

»Bleib ja in der Spur«, flüsterte ich, »und schmier, um Himmels willen, nicht ab!«

Der Wagen erhörte mein Flehen und tat mir den Gefallen. Er blieb auf dem Weg, ich schaffte die Kurve und sah bereits die nächste vor mir, die zum Glück nicht so eng war.

Für einen Moment besserte sich die Sicht. Eine Felswand

hielt den meisten Schnee ab. Die Kurve vor mir war gut einzusehen. Schatten fielen auf die Straße, machten sie unübersichtlicher, und an einigen Stellen glitzerte es hell.

Ich mußte mich hüten, dort hinzufahren, dann würde ich wirklich abschmieren.

Da kam der Adler.

Der Todesvogel schwebte herbei wie ein gewaltiger Schatten. Ich nehme das Beispiel deshalb, weil sich die Scheibe vor mir verdunkelte, ich den Vogel selbst aber nicht genau sah. Er griff zum zweitenmal an. Obwohl ich fuhr, störte er sich nicht daran, sondern zielte auf die Scheibe. Dann konnte ich überhaupt nichts mehr sehen, der Vogel kam von vorn, nahm mir die Sicht, und ich ging vom Gas ganz herunter und drückte gleichzeitig sehr dosiert das Bremspedal nach unten. Ich rutschte weg.

Dagegen konnte der beste Fahrer nichts machen. Der Rover war einfach nicht zu halten. Ich betete, daß er noch vor der Felswand zum Stehen kommen würde, und hatte Glück.

Er hielt, stand zwar schräg, doch das war mir egal.

Endlich konnte ich mich um den Adler kümmern, und das wurde auch Zeit, denn das Tier griff an. Es nahm seinen Schnabel dabei als Waffe, dessen Wirkung ich bereits zu spüren bekommen hatte.

Der erste Hieb gegen die Scheibe war wie der Schlag mit einem Stein. Wobei der Stein härter war als das Glas, denn ich hörte das satte, platzende Geräusch, sah das Spinnwebmuster im Glas und auch ein kleines Loch darin.

Der nächste Hieb.

Es hatte keinen Sinn, eine Kugel gegen den Adler abzufeuern, so ließ ich ihn und sah zu, wie sich das Loch erweiterte und mir erste kleine Splitter entgegenflogen.

Wieder mußte ich raus.

Das wollte der Adler, denn wenn ich nicht mehr durch irgend etwas gedeckt und geschützt war, konnte er seine Schnelligkeit voll ausspielen.

Ich wuchtete die Tür auf, duckte mich, ließ mich nach draußen fallen, machte dabei einen zu großen Schritt und rutschte auf dem Eis aus. Zum Glück konnte ich meinen Fall abfangen. Mir war jedoch klargeworden, daß ich an dieser Stelle keinesfalls weiterkämpfen konnte. Ich hätte keine Stand-sicherheit gefunden, deshalb gab es nur eine Möglichkeit. Rein in die Felsen!

Noch hockte der Adler auf der Kühlerschnauze des Rover. Als ich mich in Bewegung setzte, da drehte auch er seinen Körper, um mich zu verfolgen.

Ich riskierte es einfach, beschleunigte meine Schritte, und es gelang mir, mich an einer Stelle der steil in die Höhe ragenden Wand festzuklammern. Es war eine kleine Felsnase, die ich zu fassen bekam, durch einen Ruck ihre Festigkeit prüfte und dann damit begann, in die Höhe zu klettern.

Beeilen mußte ich mich dabei, denn ich wandte dem Adler zwangsläufig den Rücken zu.

Drei, vier Yards wollte ich in die Höhe gelangen, denn dort hatte ich eine kleine Plattform entdeckt. Auf der wuchsen verkrüppelte Bäume, die mir beim Klettern Halt gaben.

Mit dem ausgestreckten rechten Arm bekam ich einen Ast zu fassen. Er hielt mein Gewicht, so daß ich mich in die Höhe ziehen konnte und mich zusammenkauerte, als ich die Plattform endlich erreicht hatte.

Der Schneevorhang war ziemlich dicht geworden. Er war wie eine wirbelnde, tanzende Mauer. Mein Leihwagen verschwand bereits darin, und auch der schwarze Todesadler ließ sich Zeit. Mir stach ein Ast besonders ins Auge. Er wuchs schräg in die Höhe und berührte mich fast mit seiner Spitze. Damit wollte ich mir den verfluchten Todesadler vom Hals halten.

Mit einer Hand schaffte ich es nicht, den Ast abzureißen, sondern mußte beide nehmen, lehnte dabei noch meinen Körper zurück und zog.

Ein erstes Knirschen wies daraufhin, daß sich etwas tat

Der Ast brach. Dicht über dem Boden splitterte er ab, ich flog zurück und hatte große Mühe mich zu fangen. Auf dem glatten Boden kein Kinderspiel, fast wäre ich noch von der kleinen Plattform gerutscht. Mit einer Drehung hielt ich mich auf den Beinen.

Dann fuhr ich herum.

Scharf jagten die zahlreichen Schneekörper in mein Gesicht. Sie hieben gegen die Haut, brannten dort, doch aus der ersten Hitze, die entstand, wenn die Körner aufschlugen, wurde schnell das Gefühl einer kalten Starre.

Ich holte ein paarmal tief Luft, hatte mich leicht geduckt aufgebaut und wartete auf den Adler, wobei ich den abgebrochenen Ast mit beiden Fäusten festhielt.

Sollte er kommen ...

Und er kam. Längst hatte er bemerkt, wo sich sein Feind befand. Er griff an, aber er stieß nicht von unten auf mich, sondern war in den Schneewirbel getaucht, um aus diesen Flocken überfallartig zu erscheinen.

Ich hatte wirklich bis zum allerletzten Moment gewartet. Es war fast schon zu spät.

Wie ein Ritter mit seinem Schwert kämpfte, so hielt ich meinen Ast. Seitlich geschlagen, klatschte er gegen den Körper des schwarzen Todesadlers und holte ihn aus der Luft. Der Treffer schleuderte ihn nach unten, wo er auf die kleine Plattform prallte und mit seinen Flügeln wild um sich schlug. Ich mußte ihn an einer entscheidenden Stelle erwisch haben. Durch meinen Erfolg ermuntert, griff ich an.

Diesmal war der Ast für mich eine Lanze. Von oben nach unten rammte ich ihn. Ich merkte einen kurzen Widerstand, als das Ende den Körper traf, und noch in derselben Sekunde flatterte das Tier mit seinen Schwingen, die sich vor meinen Augen in die Höhe schraubten, so daß ich von einer gestreift wurde.

Es war ein Schlag, kein Streicheln. Der Adler hatte Kraft, und er war noch nicht erledigt. Während ich nach dem Gleich-

gewicht suchte, rutschte er über die Plattform, wobei er von dem dichten Flockenwirbel aufgesaugt wurde.

Bei normalem Wetter hätte ich ihn verfolgt. Bei dieser Witterung allerdings mußte ich mich um mich selbst kümmern, denn eine verdamnte Sturmbö hatte mich fast umgehauen. Ich steckte jetzt mitten in den Wolken und konnte die Hand kaum vor Augen sehen. Der Abstieg gestaltete sich als sehr schwierig, das richtige Schuhwerk fehlte mir. Ein paar Mal rutschte ich aus, ging einen anderen Weg und mußte zur Straße hin noch springen. Bis zu den Knöcheln reichte mir bereits der Schnee. Die Schicht war auch auf dem Rover liegengeblieben, so daß mich der Wagen an ein Schneeungeheuer erinnerte.

Wo steckte der Adler?

Den Ast schlagbereit in der Hand haltend, stand ich da und schaute mich um.

Wenn Tiere sterben, dann verkriechen sie sich in eine einsame Ecke, um dort ihr Leben auszuhauchen. Da ich den Adler nicht sah, hoffte ich, daß es auch bei ihm so sein würde und ich ihn so stark verletzt hatte, daß er nicht mehr zurückkehrte.

Mehr rutschend als gehend bewegte ich mich auf meinen Leih-Rover zu und stieg ein.

Durch die zerstörte Scheibe war der Schnee gewirbelt. Er lag auf dem Armaturenbrett, wo er allerdings sehr schnell wegteaute und eine Pfütze hinterließ.

Zu einem Vergnügen würde die Fahrt ins Tal für mich auf keinen Fall werden, das stand fest. Schneeketten lagen auch nicht im Kofferraum, davon hatte ich mich schon zuvor überzeugt. Zwar war der Rover mit Winterreifen ausgerüstet, aber es kam immer mehr Schnee hinzu, daß ich schon einen Räumer benötigte, um weiterzukommen.

Trotzdem versuchte ich es. An meiner rechten Fahrerseite konnte ich noch einigermaßen etwas erkennen, ich brauchte nicht die Scheibe einzuschlagen, mußte mich allerdings schräg hinsetzen.

Und dann begann eine Fahrt, die ich nie im Leben vergessen werde. Mit einem geliehenen Fahrzeug über vereiste und verschneite Serpentinewege hinunter ins Tal, das war die Hölle. Ich verfluchte nicht nur mich und das Wetter, sondern auch Pandora, die mir dies alles eingebrockt hatte.

Zudem dachte ich an die Mönche, die in einem Zustand magischer Lethargie oben im Kloster St. Patrick zurückgeblieben waren und von denen ich nicht wußte, was noch weiterhin mit ihnen geschehen würde.

Ich war die Strecke schon des öfteren gefahren, allerdings nicht bei so einem Sauwetter. Von der Gegend sah ich nichts. Der weiße wirbelnde Vorhang verdeckte alles. Daß ich die Straße trotzdem noch fand, grenzte an ein Wunder.

Und dann die Kurven.

Wenn sie eng waren, hatte ich besonders viel Angst. Da wuchsen dann die Wände wie gefährliche Schatten bis dicht an die Straße heran, und manchmal, wenn der Wagen rutschte, glitt ich nur haarscharf an vorspringenden Kanten vorbei.

Von einer Geschwindigkeit konnte man kaum sprechen. Es war ein Kriechen, mehr nicht.

Ich schaute angestrengt nach vorn, atmete durch den offenen Mund und hatte die Hoffnung, daß es eigentlich nur besser werden konnte. Man erlebte es oft genug in den Bergen, daß oberhalb einer gewissen Grenze das Wetter ganz anders ist als im Tal.

An diese Hoffnung klammerte ich mich.

Irgendwann - ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war - erreichte ich das mir bekannte große, gerade Teilstück in dem Hochtal des Gebirges.

Auch schien es mir, als hätte der starke Schneefall ein wenig nachgelassen. Die Sicht wurde besser, ich konnte rechts und links wieder Umrisse erkennen.

Dann machte ich einen Versuch und steigerte die Geschwindigkeit. Im Anfang klappte es, bis ich ein wenig leichtsinnig wurde und zu stark mit dem Gaspedal spielte.

Da geriet der Wagen ins Rutschen, und ich näherte mich gefährlich schnell einem Abgrund.

Plötzlich stand Schweiß auf meiner Stirn. Im Nu hatte sich die Lage wieder verschärft, die Reifen rutschten auf dem seifigen Boden, und zu allem Unglück erschien vor der Kühlerschnauze noch ein großer Schatten.

Der Adler!

Ich hatte es geahnt, doch um sich Vorwürfe zu machen, dazu war es zu spät.

Die nächsten Sekunden waren schrecklich, und sie dehnten sich, als würden sie an einem Gummiband hängen.

Der Adler nahm keine Rücksicht mehr, er flog den Wagen direkt an und wuchtete seinen großen Körper dort gegen das Blech, wo sich die Beifahrerseite befand. Das Krachen hallte wie ein Donner in meinen Ohren nach, dazwischen hörte ich das satte Platzen, als die Scheibe barst. Ich erschrak heftig und konnte mich unmöglich auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren, nämlich auf das Fahren und den Adler.

Vielleicht rutschte mein Fuß auch ab, ich weiß es nicht so genau, denn der Rover kippte auf einmal nach vorn.

Man hatte keine Leitplanken hier errichtet. Wer hier fuhr, kannte die Strecke normalerweise - ich auch, aber nicht bei dieser Gefahr und dem Wetter.

Wie im Zeitlupentempo bekam ich mit, daß sich der Wagen nach vorn beugte, als wollte er sich verneigen.

Sollte ich aussteigen?

Zu lange hielt ich mich mit der Entscheidung auf, denn der Adler umflatterte das Fahrzeug, und er hieb noch einmal dagegen, so daß es den schweren Rover durchschüttelte.

Es war auch gleichzeitig der Beginn des Sturzes.

Nirgendwo fanden die Räder Halt. Zusammen mit dem Auto geriet ich ins Rutschen und wurde durchgeschüttelt.

Schnee, Dreck und Wasser drangen durch die zerstörte Frontscheibe, vermischten sich mit dem Glas und nahmen mir die Sicht.

Mir kam die Zeit endlos vor. Als ich das Krachen hörte, dachte ich, jetzt hätte es mich erwischt. Der Rover stellte sich allmählich aufrecht. Ich sah noch, wie sich sein Vorderteil zusammenschob und zu einer Ziehharmonika wurde, bevor der schwere Wagen wieder nach hinten und gleichzeitig auf die Seite fiel.

Den Aufprall hörte ich noch, dann packten mich Kräfte, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte, und die machten mit mir, was sie wollten ...

Im Tal schneite es nicht.

Das Wetter hing zwischen den Bergen fest, so daß jeder in dem kleinen Ort Billings freie Sicht hatte.

Auch Suko.

Und er sah das Grauen.

Am grauen Himmel waren zwei Hände aufgetaucht, die ein Füllhorn hielten, das sie allmählich zur Seite kippten und das Gefäß somit leerten.

Es brachte das Grauen!

Die Büchse der Pandora war geöffnet worden, und vielleicht war Suko der einzige Zeuge, der wahrnahm, wie das Unheil der Erde entgegenwirbelte.

Dabei flog es lautlos. Da rutschten Skelette aus dem Füllhorn, gefolgt von kleinen, grünen Monstern, dämonenartigen Wesen, die Suko nie gesehen hatte und die irgendwo in weiterer oder näherer Umgebung den Boden berührten.

Suko setzte sich wieder in Bewegung und schritt über die menschenleere Hauptstraße seinem Ziel, der Gastwirtschaft, zu. Da rührte sich nichts. Der Inspektor hatte das Gefühl, durch eine Geisterstadt zu laufen. Die Bewohner schienen sich verkrochen zu haben, und abermals stieg die Angst in ihm hoch, denn wer sagte ihm, daß er von dem Bazillus verschont blieb? Er schaute auf seine Hände, suchte nach grauen Flecken, die eine Veränderung ankündigten, aber er sah nichts.

Noch nichts ...

Auch die Tiere hatten sich verkrochen. Allerdings wußte Suko sehr genau, daß die Veränderung auch sie erfaßt hatte. Nicht umsonst hatte er gegen zwei mutierte Hunde und eine Katze gekämpft, die ihn an schleimige Ghouls erinnerten, denn so hatten die Körper fast ausgesehen.

Er brauchte nur noch ein paar Schritte zu gehen, um sein Ziel zu erreichen.

Unter dem Schild blieb er für einen Moment stehen und schaute zurück. Die Straße hinter ihm blieb leer. Der Marktplatz wurde von keinem Lebewesen bevölkert, und auch die Wolken waren verschwunden, und ebenso war von Pandora nichts mehr zu sehen.

Tief atmete Suko ein. Er stand vor einer schweren Entscheidung, aber er mußte sie durchstehen, denn er durfte von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht abgehen.

Das Blut stieg Suko zu Kopf, als er sich mit einem entschlossenen Ruck umdrehte und die Tür der Gaststätte aufstieß.

Kein Lärm, keine Stimme schallte ihm entgegen. Der Inspektor wurde von einer fast lähmenden Stille empfangen, obwohl sich Menschen innerhalb des Gastraums aufhielten. Frauen befanden sich nicht darunter. Suko zählte sieben Männer. Zwei jüngere standen an der Theke und hielten Bierkrüge umklammert. Der Wirt zapfte ein weiteres Glas, und das Geräusch des einschäumenden Bieres unterbrach als einziges die Stille.

Man hatte Suko bemerkt. Jeder Gast drehte sich in Richtung Tür und schaute den Fremden an.

Für einen Moment blieb Suko hinter der Schwelle stehen.

Seine Stirn legte sich in Falten, er nahm die Atmosphäre in sich auf, bevor er weiterging.

Sieben Gäste und der Wirt.

Jetzt war auch Suko hinzugekommen. Insgesamt neun Personen. Acht von ihnen zeigten bereits die ersten Anzeichen der schrecklichen Seuche. Ihre Haut wirkte bleich. Deshalb

waren die grauen Flecken auf den Wangen besonders deutlich zu erkennen. Bei einigen waren sie groß wie Fingernägel, andere hatten schon Ausmaße von Geldstücken.

Pandora hatte zugeschlagen!

Der Gastraum zeigte eine gemütliche Einrichtung. Holzbalken unter der Decke, grobe Tische, kleine Fenster. Ein warmes Licht, von Decken- und Tischlampen abgestrahlt, sorgte dafür, daß man sich in diesem Raum wohl fühlen konnte.

Die Tische waren kreuz und quer aufgestellt worden.

Trotzdem erkannte Suko bei näherem Hinsehen so etwas wie einen Gang, durch den er zur Theke schreiten konnte.

Als er sich in Bewegung setzte, knarrten unter seinen Füßen die Holzdielen. Sie bewegten sich ächzend, federten etwas und zeigten an einigen Stellen Flecken von eingetrockneten Bierlachen.

Die Menschen verfolgten ihn mit Blicken. Die meisten saßen an den Tischen und drehten die Köpfe, je weiter Suko vorging. Ein älterer Mann öffnete den Mund. Für einen Moment sah es so aus, als wolle er etwas sagen, dann überlegte er es sich und schüttelte den Kopf. Er sprach kein Wort. In ihrer Stummheit wirkte diese Bewegung regelrecht gespenstisch.

Suko erreichte den Tresen. Nur die Holztheke trennte ihn noch von dem Wirt, der seinen Kopf angehoben hatte und ihn fragend anschaute.

»Ich möchte etwas trinken«, sagte Suko.

Der Wirt nickte. Er war ein Rübezahl-Typ. Groß, kantig. Sein dunkler Bart, der ebenso rötlich schimmerte wie das Haar, reichte ihm fast bis auf die Brust. Er trug ein grünes Hemd und darüber eine Weste aus speckigem Leder.

Auch in seinem Gesicht befanden sich die grauen Flecken, wie Suko mit Schrecken feststellte.

Der Wirt bewegte sich sehr langsam. Er drehte sich zur Seite, um einen Krug in die Hand zu nehmen, stellte ihn danach unter den Zapfhahn und drehte diesen auf.

Das Bier schäumte aus einem großen Holzfaß, das die Mitte der Theke einnahm.

Normalerweise verzichtete Suko auf Alkohol, aber er hätte in so einer Wirtschaft kaum Saft bestellen können. Hier trank jeder das schottische Bier.

Die Menschen schauten Suko an. Sie saßen an ihren Tischen, und als sich der Chinese umdrehte, da sah er ihre Blicke auf sich gerichtet. Es sprach niemand.

Nur das stumme Taxieren und das apathische Starren, das bei dem Inspektor Unwohlsein verursachte.

Er drehte sich wieder um, weil er ein paar Worte reden wollte, und wandte sich an den Wirt. »Was ist denn hier los?« erkundigte er sich mit leiser Stimme.

Der Bärtige hob die Schultern. Er stand in einer etwas schiefen Haltung hinter dem Zapfhahn.

»Weshalb bekomme ich keine Antwort?«

»Sie sind fremd.«

Wenigstens etwas, dachte Suko. Er ist also doch nicht stumm. »Natürlich bin ich fremd, aber ich kann nicht verstehen, was hier vorgeht. Weshalb spricht man hier nicht?«

»Wir reden doch.«

Diese Antwort entlockte dem Chinesen nur ein müdes Lächeln. »Ich weiß, daß die Schotten nicht gerade verschwenderisch sind, aber daß sie auch mit Worten geizen, ist mir neu«, erklärte Suko und schüttelte den Kopf.

»Trinken Sie Ihr Bier, Mister ...« Diesen Satz hätte man auch scharf formulieren können, doch der Wirt sprach ihn ebenso ruhig aus wie seine früheren Antworten.

Irgendwie nichtssagend, lethargisch.

»Was ist geschehen?« Suko ließ nicht locker. Er war nun einmal hier und wollte es auch wissen.

»Nichts.«

»Das sehe ich.« Suko drehte sich um, wandte dem Wirt jetzt den Rücken zu und schaute in das Lokal hinein.

Die Männer hockten an ihren Tischen. Niemand rührte sich.

Nicht ein Arm wurde erhoben, um ein Glas zum Mund zu führen. Wie Wachsfiguren kamen die Menschen dem Inspektor vor.

»Ich frage euch«, wandte er sich mit lauter Stimme an die Gäste, »was ist hier in Billings geschehen?«

Man redete nicht, sondern schwieg ihn, den Fremden, an. Soweit es Suko möglich war, blickte er in jedes Gesicht. Ablehnung las er in allen, vermischt mit Apathie und einem gewissen Desinteresse. Suko suchte nach Spuren in den Gesichtern der Männer. Die allerdings sah er nicht. Bis ein jüngerer Mann meinte, der links von Suko neben einer Säule saß:

»Dicht trifft es auch noch, Fremder.«

»Was trifft mich?«

»Halte den Mund, Rac!« sagte ein anderer Mann.

»Nein, lassen Sie ihn reden«, beharrte der Inspektor.

Der mit Rac Angesprochene stand auf und ging. Er beugte dabei seinen Oberkörper vor, die Schritte waren schwer, mit denen er das Lokal durchschritt.

Für einen Moment spielte Suko mit dem Gedanken, ihn zu verfolgen, ließ es dann bleiben, weil er sich von den anderen Gästen Antworten erhoffte.

»Weshalb wollt ihr nicht reden?« erkundigte er sich.

Jetzt schauten die Männer ihn nicht einmal an, sondern blickten ihrem Freund nach, der verschwunden war und die Tür hinter sich zugeknallt hatte.

Suko runzelte die Stirn und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Da war nichts zu machen. Er kam sich vor, als hätte er gegen eine Wand geredet und nicht Menschen angesprochen.

»Ihr Bier, Mister. Wollen Sie es nicht trinken?« Jetzt sprach wieder der Wirt hinter Suko.

Der Chinese drehte sich um.

Apathisch blickten die Augen in dem Rasputin-Gesicht. Das Faß stand zwischen Suko und dem Wirt. Letzterer bewegte sich ein wenig nach links, um Suko den Bierkrug vorbeireichen zu können.

Auch der Inspektor rückte weiter. Er wollte nicht unhöflich sein und das bestellte Bier annehmen.

Mit der rechten Hand hielt der Wirt den Henkel fest.

Zwangsläufig schaute Suko auf den Krug und sah auch die Hand.

Seine Augen wurden groß. Er wollte es nicht glauben, doch eine Täuschung war es nicht.

Die Hand hatte sich verändert.

Sie schillerte pechschwarz und fiel genau in diesem Moment ab, als sie Suko das Glas reichen wollte ...

Ich wurde nicht bewußtlos, sondern erlebte alles mit, auch wenn ich mich in einem Zustand befand, der dem der Gleichgültigkeit irgendwie nahe kam.

Die Wucht des Aufpralls und der von mir nicht kontrollierten Bewegungen hatte mich auf die Seite, genau zwischen die Sitze gepreßt. Mit dem Kopf lag ich am Boden. Wasser tropfte vom Armaturenbrett in meinen Nacken, wo es sich sammelte.

Während ich lag, bewegte sich der Rover. Unendlich langsam neigte er sich zur Seite. Irgendwie unternahm ich den völlig irrwitzigen Versuch, mich noch dagegen anzustemmen und mein Gewicht zu verlagern, aber so konnte ich das Fahrzeug auf keinen Fall aufhalten. Ein Knirschen und Reißen erklang innerhalb der Karosserie, der Rover stöhnte, als läge er in den letzten Zügen, was auch irgendwie seine Berechtigung hatte, denn mit dem Fahrzeug konnte niemand mehr fahren.

Noch ein Schlag.

Dann platzten die Scheiben. Die Frontscheibe war sowieso schon zerbrochen, die anderen Scheiben wurden nun auch zerstört, und der Rover geriet wieder ins Rutschen.

Ich hatte gedacht, daß er sich irgendwo verkantet hatte und so aufgehalten wurde, aber dies schien nur so, denn mit dem Vorderteil zuerst rutschte der Rover talwärts.

Langsam, dennoch unaufhörlich.

Ich hatte mich zusammengeduckt. Einige blaue Flecken würden zurückbleiben, gebrochen oder verstaucht hatte ich mir zum Glück nichts.

Immer weiter ging es.

Ein Hindernis erschien. Ich konnte es nicht sehen, dafür hörte ich, wie der Rover dagegenhieb. Diesmal mit der linken Seite, die eingedrückt wurde.

Zum Glück lag ich rechts, so daß mir nichts geschah. Ich schielte rüber und sah, daß sich die Tür verbeulte und die Verkleidung innen wegplatzte.

Noch ein Ruck.

Diesmal hatte ich den Eindruck, als würden starke Hände am Heck des Rover kräftig schieben.

Dann stand das Fahrzeug.

Es gab ein letztes Stöhnen von sich, als wäre es ein waidwund geschossenes Tier. Mir hatte mal ein Autonarr erzählt, daß auch Blech ein eigenes Leben führe. Als ich das Stöhnen vernahm, wollte ich dem Auto-Fan fast glauben.

Danach legte sich die Stille über die Absturzstelle. Obwohl es dabei nicht absolut still war, denn ich hörte das Prasseln des Eisregens, der, vom Wind getrieben, auf die Karosserie hieb und durch die zerstörten Scheiben drang, wobei er auch mein Gesicht traf.

Ich mußte raus.

Das war leichter gedacht, als getan. Schließlich wußte ich nicht, wie der Wagen gefallen und wohin er gerutscht war. Er konnte am flachen Hang liegen, aber auch ebensogut dicht vor einem Steilhang gestoppt haben.

Nur keine zu hastigen Bewegungen, mein zerknautschtes Blechgefängnis konnte es mir unter Umständen übelnehmen.

Ich bewegte mich sehr vorsichtig. Zum Glück hatte ich selbst nicht viel abbekommen, die einzig wirkliche Verletzung hatte mir eigentlich der Adler beigebracht.

Den unteren Rand des Lenkrads umklammerte ich mit einer Hand und konnte mich ein wenig in die Höhe ziehen. Jetzt sah

ich die zerstörten Scheiben, der Blick fiel nach draußen und auf die wirbelnde, tanzende Schneewand.

Ich hatte jetzt Furcht vor der Kletterei, doch irgendwie mußte ich ja wegkommen. Sicherlich aber würde zudem noch in der Nähe der Adler lauern. Der hatte bestimmt nicht aufgegeben.

Da der Wagen auf der Seite lag, mußte ich tatsächlich zur Tür hin hochklettern. Ein dummes Gefühl, jedoch nicht zu ändern. Ich hoffte nur, daß sich die Tür nicht verklemmt hatte und ich sie aufstoßen konnte. Andererseits mußte ich durch das Wagenfenster klettern, was nicht gerade reizvoll war. Mir fiel mein Ersatzkoffer ein. Er hatte bisher auf dem Rücksitz gelegen. Auf den wollte ich keinesfalls verzichten, denn er enthielt wertvolle Waffen.

Der Koffer war bei der Reise talabwärts natürlich nicht liegengeblieben. Er lag irgendwo am Boden und war unter die Sitze gerutscht, so daß ich nicht an ihn herankam.

Er mußte dort liegenbleiben. Solange ich nicht wußte, welche Verrenkungen ich machen mußte, um das wertvolle Stück in die Hand zu bekommen, war alles zu riskant, denn durch heftige Bewegungen würde der Wagen sich vielleicht von der Stelle lösen, wo er gerade festhing.

Ich konnte mich relativ gut hochziehen und erreichte die Tür. Durch die zerstörte Scheibe drangen die Schneekörner, trafen mein erhitztes Gesicht und kühlten es.

Mit einer Hand suchte ich nach dem Türverschluß, fand ihn schnell, löste ihn und drückte dann gegen die Tür, um sie aufzustößen. Sie hakte. Ich wurde blaß, hielt mit meinen Bemühungen inne und nahm einen erneuten Anlauf.

Diesmal stemmte ich die Schulter gegen die Innenverkleidung der Tür. Ich merkte, daß sie sich bewegte, der Hoffnungsschimmer wurde heller, noch ein Druck, und dann schwang die Tür tatsächlich nach oben.

Sehr schwerfällig, und sie wollte gleich wieder zuknallen, bis sie die Sperre überwunden hatte, die sie hielt.

Das erste Hindernis auf dieser gefährlichen Bahn hatte ich hinter mich gebracht.

Ich zitterte innerlich, warf einen langen Blick nach draußen und sah nur diese tanzende weiße Fläche des Schneegestöbers. Schwach hoben sich dahinter Umrisse ab. Es waren Felsen und schräg laufende Hänge.

Ich befand mich inmitten der Bergwelt und schob meinen Körper weiter über den Sitz an der Beifahrerseite, so daß ich aus dem Fahrzeug klettern konnte.

Erst jetzt stellte ich fest, wo der Wagen gelandet war.

Glück muß der Mensch haben. Ich hatte Glück, denn ein Stück weiter wäre nichts mehr zu machen gewesen. Drei Schritte entfernt begann ein Abgrund. Der Rover aber war gegen einen hochragenden Felsen geschoben worden, der wie eine Nase in die Höhe stach.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sekundenlang blieb ich neben dem Fahrzeug hocken und atmete tief durch.

Der Schnee hatte die Welt um mich herum mit einem weißen Leichentuch bedeckt. Alles schimmerte hell. Die Flocken fielen schwer und naß vom grauen Himmel.

Tief hingen die Wolken. Graue Schatten innerhalb der weißen Wand, die meine Sicht zusätzlich erschwerten.

Wo sollte ich hin?

Nach oben, also wieder zurück, konnte ich nicht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg talwärts zu nehmen, ebenfalls durch unbekanntes Gelände, vorausgesetzt, daß der Gegner mich ließ. Damit meinte ich den Adler.

Ich stellte mich hin. Das klappte gut. Verletzungen waren nicht festzustellen.

Auch der Schneefall wurde dünner. Wie es beim Regen oft ist, der von einer Minute zur anderen aufhören kann, erlebte ich es hier beim Schnee. Deshalb blieb ich stehen, freute mich, daß die Sicht klarer wurde, und atmete auf, als keine Flocken mehr aus den grauen Wolken dem Boden entgegensanken. Die Luft hatte sich gereinigt. Sie war von einer seltsamen

Klarheit, die Wolken verzogen sich, und mein Blick fiel auf eine phantastische Welt.

Eine schweigende schneebedeckte Berglandschaft lag vor mir. Schnee, wohin mein Auge reichte. Die gesamte Landschaft schien in Zuckerwatte eingepackt worden zu sein, aber weiter unten, wo die Täler lagen, da hatte es nicht geschneit, dort sah ich ein grünbraunes Schimmern.

Und da mußte ich hin.

Vorausgesetzt natürlich, der Adler würde mich lassen, und das war die große Frage.

Ich suchte und sah ihn.

Hoch über mir kreiste ein Vogel. Ob es der Adler war, konnte ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ging jedoch davon aus, denn selbst auf diese Entfernung war die große Spannweite seiner Flügel zu erkennen. Ja, das mußte er sein, denn er war der einzige Vogel in der klaren Winterluft.

Sofort verschwand meine Siegesfreude wieder. Ich dachte an die erste Auseinandersetzung mit dem Tier und war sicher, daß es eine weitere geben würde.

Bis dahin wollte ich einen guten Platz zur Verteidigung gefunden haben, denn hier oben konnte ich nicht bleiben.

Zwar lag der Wagen in meiner Nähe, ich hätte auch eine gute Deckung gehabt, aber die Bewegungsfreiheit war zu sehr eingeschränkt.

Ein paar Schritte brachten mich an diese hochstehende Felsnase heran, wo ich die eingedrückte Kühlerschnauze meines Leihwagens deutlich erkannte.

Der Schnee knirschte unter meinen Füßen. Jetzt kam auch wieder Wind auf, er fuhr in mein Gesicht und schnitt wie viele kleine Messer.

Über die Felsnase schaute ich hinweg.

Nicht schwindelfreie Menschen hätten Angst bekommen, denn vor mir ging es sehr steil hinab. Da lag eine regelrechte Schlucht, in die konnte ich keinesfalls klettern, und ich wurde an den Fall erinnert, den ich vor kurzem in der

Via-Mala erlebt hatte. Da war es ähnlich gefährlich gewesen. An diesem Fleck konnte ich auf keinen Fall stehenbleiben, also mußte ich mir einen anderen Weg suchen.

Aber wo?

Es war schwer, ich kannte das Gelände nicht, und ein Bergsteiger war ich auch nicht.

Tief atmete ich durch. Dabei schielte ich zum Himmel hoch und sah den Adler über mir.

Er war jetzt tiefer gesackt, änderte dabei die Richtung, flog einen weiten Kreis und schoß plötzlich auf eine Wolke zu, die aus dem Nichts aufgetaucht war.

Eine grüne Wolke!

Der Himmel war klar. Wenn Wolken erschienen, dann waren es graue oder weiße, aber grünliche Wolken deuteten auf dämonische Aktivitäten hin.

Ich erhielt Besuch.

Die Wolke näherte sich ziemlich rasch. Ihre Geschwindigkeit hielt mit der des Adlers mit, der sie begleitete.

Wie ein Denkmal stand ich auf dem Felsen. Das Kreuz vor meiner Brust lag offen. Die Beretta hatte ich steckengelassen. Mit Silberkugeln konnte ich wohl nicht viel ausrichten, aber noch blieb mir Zeit, und so wollte ich versuchen, an den Einsatzkoffer zu gelangen, denn in ihm befand sich der Bumerang.

Wenn es eine Möglichkeit gab, den Adler vom Himmel zu holen, dann mit dieser Waffe.

Ich ging wieder zurück. Der Wagen lag auf der rechten Seite. Wenn ich an den Einsatzkoffer wollte, mußte ich wieder hineinkriechen. Dies mit dem Kopf zuerst, so daß ich meinen Gegnern den Rücken zuwandte.

Keine beruhigende Vorstellung. Kaum hatte ich meine Hand auf den Türgriff gelegt, als ich die Stimme in meinem Rücken vernahm. Es war eine Frauenstimme.

Sie klang kalt, höhnisch und grausam. Dazu siegessicher, und ich wußte sofort, wer da sprach.

Pandora.

Sofort drehte ich mich um!

Die Wolke war so nahe gekommen, daß ich sie mit der Hand hätte greifen können. Sie wallte und wölkte dicht vor mir, wobei der Adler über ihr schwebte und aus scharfen Augen mit ansah, was nun geschah.

Zwei Hände erschienen.

Große Hände mit langen Fingern. Sie stießen aus dem Dampf, und ich sah, daß sie etwas festhielten.

Es war ein Füllhorn.

Pandora war also nicht allein gekommen. Sie hatte ihre teuflische Dose oder Büchse mitgebracht. Durch sie war Pandora in die Mythologie und Geschichte eingegangen.

Nicht nur die Hände bekam ich zu sehen, denn nun zeigte sie sich ganz.

Eine Frau schälte sich hervor.

Eine schöne Frau!

Ich holte tief Luft und hielt für einen Moment den Atem an. Wie stand es noch geschrieben? Der Göttervater Zeus hatte Pandora mit allen Vorzügen ausgestattet, die zu einer schönen Frau gehörten. Wahrlich, Pandora war von nahezu überirdischer Schönheit, wobei sie und das Grauen so dicht nebeneinander lagen.

Die Haare umwallten lockig den Kopf. Sie schimmerten in einem weißlichen Goldton, und die Haut erinnerte mich an den frisch gefallenen Schnee, vielleicht um eine Idee dunkler. Pandora trug ein ebenfalls weißes Kleid, ähnlich einer Tunika geschnitten. In der Körpermitte wurde es durch einen Goldgürtel gehalten, dessen Hälften mit zwei ebenfalls goldenen Spangen verbunden waren. Eigentlich hätte sie in dieser Kleidung frieren müssen, besonders an den Füßen, denn sie steckten in offenen Sandalen, aber Pandora fror nicht. Sie stand da, ohne eine Gänsehaut zu bekommen, zitterte nicht und erinnerte mich an eine Statue.

Aber sie war eine Feindin, denn sie hielt das Füllhorn in der

Hand. Aus ihm verbreitete sie das Grauen, schickte Pest und Verderben über die Menschen, um sie in schreckliche Geschöpfe zu verwandeln.

»Wir haben uns schon einmal gesehen!« begrüßte sie mich in meiner Sprache, während über ihrem Kopf der Adler wie ein Denkmal in der Luft stand und nicht einmal seine Flügel bewegte.

»Ja«, gab ich zu. »Ich weiß. Oben im Kloster ...«

»Genau. Ich habe mich extra des Toten angenommen, damit du sehen kannst, wie chancenlos du bist und welche Macht in meinen Händen liegt. Ich bin gekommen, um diese Macht auszuspielen. Was vor sehr langer Zeit ins Leben gerufen wurde, soll nun fortgesetzt werden. Zudem habe ich mir ihn zurückgeholt.«

Das verstand ich nicht. Pandora sprach in Rätseln. Wen meinte sie nur damit?

Sie lachte. »Weißt du nicht, wer mein Diener ist? Wer eigentlich an meiner Seite steht?«

»Nein!«

»Dann schau nach rechts!«

Sie hatte so anfordernd gesprochen und meine Neugierde geweckt, daß ich nichts anderes konnte, als ihrem Wunsch Folge zu leisten. So drehte ich den Kopf.

An der seitlichen Begrenzung des Felsens lag der weiße Schnee. Er geriet allerdings jetzt in Bewegung, wurde nach unten gewischt, so daß das blanke Gestein zum Vorschein kam, um das sich zwei Hände klammerten.

Zehn helle Finger, allerdings dunkler als der frisch gefallene Schnee und ein wenig durchsichtig, so daß ich grüne, dünne Knochen unter der Haut erkannte.

Es war ein Mitglied der Mordliga, ein Wesen, das eigentlich zu Lady X gehörte,

Xorron!

Während sich der Herr der Zombies und Ghouls über die Kante schob, durchzuckten mein Gehirn zahlreiche Gedanken. Ich war nicht in der Lage, sie zu ordnen, meine Überraschung war zu groß. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit einem Wesen wie Xorron.

Das durfte nicht wahr sein.

Xorron und Pandora! Was hatten die beiden miteinander zu tun? Welche Verbindung gab es zwischen ihnen?

Ich wußte es nicht, sondern konzentrierte mich auf Pandora, die mir die Überraschung wohl ansah.

Sie lachte, bevor sie sprach. »John Sinclair, ich weiß, daß du jetzt durcheinander bist. Ich wäre es an deiner Stelle auch, aber du wirst noch erfahren, wie alles zusammenhängt. Lady X, die sich angemaßt hat, Xorron zu beherrschen, ist nicht seine wahre Herrin. Das bin ich allein.« Während dieser Worte kippte sie ihr Füllhorn, und ich erlebte die zweite Überraschung.

Aus der breiten Öffnung fiel ein Gegenstand, den ich nie im Leben bei ihr vermutet hätte.

Es war der Würfel des Unheils!

Er kugelte heraus und fiel genau in die linke offene Handfläche der Pandora. Mit einer Hand hielt sie ihn, hob den Arm und streckte mir den Würfel entgegen.

»Kennst du ihn?«

Ich nickte nur. Sprechen konnte ich in diesen Augenblicken nicht, meine Kehle war wie zugeschnürt.

»Der Würfel des Unheils«, flüsterte sie. »Fast noch wichtiger als mein Füllhorn. Eine sehr gute Waffe, auf die ich lange Zeit gewartet habe, denn der Würfel war bereits in der Antike ein Begriff der Macht. Ich habe ihn jetzt an mich genommen, denn mir steht er zu, nicht einem Wesen wie dieser blutsaugenden Scott. Ich werde und ich kann ihn manipulieren. Er und das Füllhorn, sie sind unschlagbar, und beides befindet sich nun in meinen Händen ...«

Sie lachte laut, denn sie weidete sich an meinem Schrecken.

Ich durfte nicht daran denken, was geschehen würde, wenn sie den Würfel auch weiterhin besaß.

Grauenhafte Ereignisse standen dann bevor.

Inzwischen hatte Xorron seine Kletterei hinter sich gebracht und war auf dem schmalen Felsen stehengeblieben. Ich drehte ein wenig den Kopf, denn so konnte ich ihn anschauen.

Er war noch immer dasselbe Monster. Bisher hatte ich kein Mittel gefunden, um es zu besiegen, und ich fragte mich inzwischen, ob es überhaupt eins gab.

Es war schwer, daran zu glauben.

Xorron war ein Neutrum. Geschlechtslos. Ein Monster, das tötete, ohne einen Grund zu haben. Es brauchte nur den entsprechenden Befehl zu erhalten, dann tat es alles.

»Er hat sich gegen Lady X gestellt«, erklärte Pandora.

»Daran kannst du erkennen, wer seine eigentliche Herrin ist. Nicht wahr, Geisterjäger?«

»Ja, ich habe es bereits bemerkt.«

»Xorron wird mir gehorchen. Er hat es bereits bewiesen, denn ich habe den Würfel an mich genommen, und ich gab ihm den Befehl, Lady X zu töten.«

»Hat er es getan?« Die Frage stieß ich, ohne zu überlegen, hervor, denn ich wollte wissen, ob Xorron seine ehemalige Herrin wirklich umgebracht hatte. Gegen ihn hatte eine Vampirin wie Lady X keine Chance, das stand fest.

»Er hat es versucht«, erklärte mir Pandora. »Er hat es sogar zweimal versucht, aber er ist gescheitert.«

Innerlich frohlockte ich zwar nicht, doch ein leichtes Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen.

»Sie hat Glück gehabt, sehr großes Glück«, erklärte mir Pandora. »Ich hätte mich selbst darum kümmern sollen, denn ich hatte vergessen, daß Xorron manchmal ein wenig ungestüm ist und deswegen leicht die Übersicht verliert.«

Ja, das konnte ich ihr nachfühlen. Auch ich hatte dieses Monster schon in Aktion erlebt. Es glich dann einer Walze, die niemand stoppen konnte.

»Bei dir wird er so vorgehen, wie ich es will«, erklärte sie mir. »Außerdem befinde ich mich in der Nähe und kann notfalls eingreifen. Mach dich auf etwas gefaßt, Sinclair!« Das mußte ich auch. Zeit, mir einen Verteidigungsplan zurechtzulegen, hatte ich nicht mehr, denn Xorron kam wie der berühmte Rammbock auf mich zu ...

Suko erstarrte fast, als er die Hand abfallen sah. Sie knickte dicht über dem Gelenk einfach ab. Der Bierkrug konnte nicht mehr gehalten werden, er fiel ebenfalls, landete auf dem Tresen, die Flüssigkeit lief aus und klatschte gegen Sukos Hose, weil der Inspektor nicht schnell genug zur Seite sprang.

Er war wie vor den Kopf geschlagen. Es war ein makabres Bild. Die abgefallene Hand lag auf der Theke. Direkt über ihr befand sich eine Lampe, die ihren Schein auf die Hand fallen ließ, deren Finger noch den Griff des Kruges umklammerten. Suko wußte nicht, was er tun sollte. Er schnappte nach Luft, stierte auf das schreckliche Relikt, und er glaubte erkennen zu können, daß die Finger zuckten, die den Griff des Bierkrugs umklammert hielten.

Er schüttelte sich. Und dann sagte der Wirt etwas, das Suko bis in die Grundfesten hinein erschütterte. »Ich zapfe Ihnen ein neues!« Kein Wort von seiner abgefallenen Hand, gar nichts. Er hatte es überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.

Das sollte begreifen, wer wollte. Suko schaffte es nicht. Er atmete ein paarmal tief ein, schüttelte den Kopf und hob die Schultern. Grauenhaft war das.

»Danke, ich verzichte«, sagte der Chinese leise.

Der Wirt hob nur die Schultern und griff mit einer Hand nach der Zigarettenschachtel.

»Hören Sie mal!« zischte der Inspektor. »Haben Sie eigentlich mitgekriegt, was mit Ihnen passiert ist?«

»Natürlich.«

»Und?«

Der Wirt steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen, nahm ein Feuerzeug und zündete die Zigarette an. »Meine Hand ist abgefallen«, erklärte er.

»Können Sie sich nicht vorstellen, daß dies einen Grund haben muß?«

»Doch.« Er paffte ein paar Züge.

»Dann sagen Sie ihn mir!«

»Pandora!«

Suko stöhnte auf. Sie wußten es also. Ja, es war ihnen bekannt. Pandora hatte von der Stadt Besitz ergriffen, und die Einwohner fanden sich damit ab.

Das war es.

»Wollen Sie sonst noch etwas wissen?« erkundigte sich der Wirt leise.

»Nein, eigentlich nicht. - Doch«, widersprach sich Suko im selben Augenblick. »Wo kann ich Pandora finden?«

»Sie ist irgendwo.«

»Das ist keine Antwort.«

»Warten Sie auf sie. Irgendwann kommt sie, dann werden auch Sie Ihr dienen.«

»Ich will ...« Weiter sprach Suko nicht, denn er hatte hinter seinem Rücken einen schweren Fall vernommen. Blitzschnell wirbelte er herum und sah einen der Gäste. Er war von seinem Stuhl gekippt und schwer zu Boden geschlagen, wo er liegen blieb und sich nicht rührte.

Suko sprang vor. Er benötigte zwei Schritte, um den Mann zu erreichen. Als er sich bücken wollte, zuckte er zurück. Den Gast hatte es voll erwischt. Zu helfen war ihm nicht mehr, denn Suko erkannte bei ihm dieselben Symptome wie bei Dr. McGovern.

Schwarze Flecken auf einer hellen Haut, und die Flecken breiteten sich aus, so daß sie fast das gesamte Gesicht erfaßt hatten. Der ganze Körper war von dem schrecklichen dämonischen Keim schon so infiziert, daß er sich allmählich auflöste

und erste Rauchschwaden, dünn wie Zigarren, über dem Gesicht schwebten.

Der Rauch stieg aus der Haut, das Gesicht verzerrte sich dabei in unendlicher Qual, und der Körper des Menschen schrumpfte zusammen, er wurde mumienhaft.

Der Inspektor schüttelte sich und schluckte gleichzeitig. Der Vorgang jagte ihm Angst ein. Aber nicht nur er, auch die Apathie der übrigen Gäste ließ ihn schauern. Da schaute jeder zu, was mit seinem Nachbarn geschah, und niemand griff ein.

Wie sollte er auch? Denn jeder wußte, daß ihm dasselbe Schicksal bevorstand, wenn er genauer darüber nachdachte. Die Menschen steckten in einem Kreislauf, der nur mit der Vernichtung und dem Tod enden konnte. Anderes war nicht mehr drin.

Suko schaute die Männer der Reihe nach an. Sie hielten seinem Blick stand, das war alles. »Will ihn denn keiner hinausschaffen?« rief der Inspektor.

»Wofür?« Ein alter Mann hatte dies gefragt. Seine Stimme klang brüchig, resignierend. Es war ihm anzumerken, daß er aufgegeben hatte. Da steckte kein Widerstand mehr in ihm, der Wille war gelähmt, ausgeschaltet, tot ...

Suko drehte sich. Er streckte dabei seine Arme aus und fragte: »Wo steckt Pandora?«

»Das möchte ich auch gerne wissen!« wurde ihm von der Tür her geantwortet, die mit einem Ruck aufgefliegen war. Suko erstarrte.

Auf der Schwelle stand, lässig die Maschinenpistole im Anschlag haltend, eine alte Bekannte.

Lady X!

Xorron war ein Monster. Man konnte ihn fast als unbesiegbar bezeichnen, und doch hatte auch er mit der Tücke des Objekts zu kämpfen. Und das war in diesem Fall der glatte Boden.

Er kam nicht so weg, wie er es sich vorgestellt hatte. Mit dem rechten Bein knickte er ein, weil der Fuß abrutschte. Ich hatte eine Gelegenheit zum Kontern. Und ich wollte es noch einmal versuchen. Dieser Unhold mußte doch zu packen sein.

Als Xorron so unfreiwillig vor mir kniete, nahm ich das Kreuz und preßte es blitzschnell gegen seinen Rücken.

Es reagierte.

Von dem Kreuz strahlte ein grünblauer Schein ab, der sich gedankenschnell über Xorrorns Körper verteilte und ihn einhüllte wie ein durchsichtiger Mantel.

Xorron stieß einen Grunzlaut aus. Dann schüttelte er sich und hob den Arm.

Er konnte sich also noch bewegen. Die Magie des Kreuzes schaffte es leider nicht, ihn zu stoppen. Ich hatte wieder einmal das Nachsehen und bekam den Hieb mit.

So schnell und auch so hart war er geschlagen, daß es mir nicht gelang, noch auszuweichen. An der Hüfte wurde ich getroffen, ließ Xorron los, wurde zurückkatapultiert und landete mit dem Rücken im Schnee, der hoch aufstob, als ich hindurchsegelte.

Mit beiden Armen ruderte ich, um mich zu halten. Leider war die Geschwindigkeit zu groß. Ich konnte mich selbst nicht stoppen, das besorgte der Wagen, gegen den ich krachte. Mit dem Rücken hieb ich gegen das Blech des verbeulten Rover. Der Wagen bewegte sich, so hart war ich dagegen geschlagen. Ich krümmte mich am Boden liegend. Mein Gesicht war verzerrt, ein paarmal holte ich tief Luft, wälzte mich von einer Seite zur anderen, und es drang Schnee in meinen Mund, den ich hastig ausspie.

»Pack ihn dir!«

Diesen Befehl gab Pandora. Nichts, was Xorron lieber getan hätte. Ich lag am Boden, er hatte sich wieder erholt und kam auf die Füße. Das grünblaue Schimmern hatte sich verflüchtigt, der magische Angriff des Kreuzes war abgeschmettert worden, und Xorron hatte sich wieder einigermaßen erholt.

Er wälzte näher.

Aus meiner Perspektive wirkte er noch größer und wuchtiger. Seine Arme bewegten sich vor und zurück. Er schlenkerte sie. Grün schimmerten die Knochen unter der Haut. Ich hatte zwar mein Kreuz, doch es zeigte bei Xorron keine Wirkung.

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!«

Diese Worte offenbarten ein großes Geheimnis. Mit ihnen konnte ich das Kreuz aktivieren, und ich schrie sie dem heranstürmenden Xorron entgegen.

Im selben Augenblick veränderte sich die Welt. Das Kreuz in meiner Hand wurde zu einer >Bombe<. Es leuchtete an seinen vier Ecken auf. Gewaltige Lichtbalken schossen hervor, die nicht nur Xorron umhüllten, sondern auch Pandora.

Hatte ich gewonnen?

Kaum war dieser Gedanke in meinem Hirn aufgezuckt, als der Gegenschlag erfolgte.

Und der traf mich voll!

Mit allem hätte Suko gerechnet, nur nicht mit dem Auftauchen der ehemaligen Terroristin und jetzigen Vampirin Pamela Barbara Scott. Sie stand vor der Türschwelle, zeigte und gab sich sehr lässig, hielt die Waffe locker und lächelte. Wobei dieses Lächeln schon eher einem Grinsen glich. Sie fühlte sich in diesen Augenblicken sehr bestätigt, denn sie hatte seit ihrem Eintreten die Regie übernommen und genoß ihren Auftritt sichtlich.

Suko kannte die Untote. Er ließ sich von ihrer Lässigkeit nicht täuschen, denn er wußte genau, daß sie jeden im Auge behielt. Vor allen Dingen den Inspektor. Er gehörte schließlich zu ihren Erzfeinden.

»So sieht man sich wieder«, sagte sie.

Der Chinese nickte. »Ja, ich hatte mir schon gedacht, daß wir uns treffen. Der Mord an dem Pater wies auf dich hin.«

»Ich brauchte Nachschub.«

»Silberkugeln?«

»Genau, Chinese, Silberkugeln! Die Konkurrenz ist stark geworden, und ich muß mich wehren können.«

»Auch gegen Pandora?«

»Sicher.«

Suko lächelte. »Dann ist meine Vermutung falsch gewesen.

Ich nahm an, ihr hättet euch zusammengeschlossen.«

»Nein. Es ist wie bei manchen Ehepaaren. Wir passen einfach nicht zueinander.«

»Dann sind wir jetzt drei Parteien«, stellte der Inspektor fest.

»Sehr interessant.«

»Richtig. Aber bilde dir nur keine Schwachheiten ein, Chinese. Jeder kocht hier seine eigene Suppe, auch ich. Wir sind und werden keine Verbündeten.«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Aber gedacht.« Lady X trat näher und behielt ihr Lächeln bei. Sie hatte einen kurzen Blick in die Runde geworfen und kommentierte das Ergebnis. »Pandora hat aufgeräumt. Mir scheint, daß wir auf die Leute nicht mehr zählen können.«

»Das stimmt.«

»Was ist mit ihnen geschehen?«

»Dämonische Bazillen haben sie infiziert. Als Pandora ihr Füllhorn auskippte, gelang es ihnen nicht mehr, sich in Sicherheit zu bringen. Die Saat der Unglücksbotin ist voll aufgegangen. Sie sitzt wohl am längeren Hebel.«

»Das scheint so«, erwiderte die Untote, wobei sie eine besondere Betonung auf das zweite Wort legte. »Aber noch hat sie nicht gewonnen.«

Suko wunderte sich. So hatte er Lady X eigentlich noch nie erlebt, denn Suko konnte eine gewisse Unsicherheit bei ihr erkennen.

Er wußte nicht genau, woran es lag, und zermarterte sich das Gehirn, bis er sich die Blutsaugerin ein wenig genauer anschaute und feststellen mußte, daß etwas fehlte, das sie sonst immer bei sich trug.

Der Würfel des Unheils!

Genau, er fehlte. Sie ging nie ohne ihn, er hatte sonst seinen Platz an ihrem Gürtel, und auch vom Äußeren her sah die Vampirin ziemlich ramponiert aus.

Sie mußte einiges durchgemacht haben. Als Suko das klar geworden war, konnte er sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Dein Grinsen stört mich, Chinese!«

»Ich dachte nur über die Lage nach und vermisse etwas an dir, Lady X. Oder hast du es nicht mehr nötig, den Würfel des Unheils mitzunehmen? Bist du bereits so erstarkt, daß du auf ihn verzichten kannst?«

Da hatte der Inspektor ein Thema angesprochen, das die Vampirin überhaupt nicht mochte. Sie schüttelte sich vor Wut, die Augen schleuderten Blitze, noch breiter verzog sie ihren Mund, wobei die Zunge hervorschnellte und Suko das Gefühl hatte, seine Karten, die sowieso nicht die besten waren, überreizt zu haben.

Würde sie schießen?

»Ich an deiner Stelle würde es mir überlegen«, sagte Suko, der ihre Reaktion vorausahnte. »Behalte dein Feuer, Lady X. Auch ich gehöre zu Pandoras Gegnern.«

Die Scott entspannte sich wieder ein wenig. Unter der Haut an der Wange zuckten die Muskeln, aus dem Mund drang ein Räuspern, und sie schüttelte den Kopf. »Glaube nur nicht, Chinese, daß wir jetzt Partner sind.«

»Das habe ich auch nicht angenommen, aber ich wollte nur die Fronten klären.«

»Und?«

»Ich weiß inzwischen, daß Pandora noch stärker ist, als ich annahm. Sie hat dir den Würfel genommen.«

»Es stimmt.«

»Und deine Helfer? Du bist doch sicherlich nicht allein gekommen. Wo stecken Vampiro-del-mar und Xorron?«

»Ich habe sie nicht mitgenommen.«

»Na gut. Lassen wir es dabei.« Suko hob die Schultern und

gab sich ganz locker. »Wie hast du dir das weitere Vorgehen so gedacht?«

»Ich werde mein Spiel aufziehen.«

»Es wird dir schwerfallen.«

Da lachte Lady X hart auf. »Glaubst du denn im Ernst, daß ich zurückstecke, auch wenn ich den Würfel im Augenblick nicht mehr besitze? Nein, ich mache weiter. Und ich werde mir den Würfel zurückholen. Aber ohne deine Hilfe, Chinese.«

»Sie könnte dir etwas nutzen.«

Die Scott schüttelte den Kopf. »Du kannst mich nicht reinlegen. Genau wie ich weißt auch du, daß uns alles trennt und nichts verbindet. Wir sind und wir bleiben Feinde.«

»Dann schieß!«

Es hatte auch einen Mann wie Suko Überwindung gekostet, diese Worte zu sprechen. Er warf sein Leben nicht leicht weg, denn trotz der zahlreichen Gefahren, in die er immer geriet, hing er sehr daran.

Er und die Vampire waren Feinde. Jeder wollte die Vernichtung des anderen, doch Suko glaubte nicht daran, daß sie ihn so einfach mit einer Garbe auslöschen würde. Sie konnte es sich nicht leisten, denn sie stand einer feindlichen Übermacht gegenüber.

Lady X schoß nicht. Statt dessen sagte sie: »Nein, Chinese, so einfach mache ich es nicht. An anderer Stelle vielleicht, aber nicht hier. Ich will dich jedoch waffenlos sehen. Leg deine Kanone weg und auch deinen verfluchten Stab.«

»Wenn ich es nicht tue, wirst du dann schießen?«

»Sicher!«

»Nun gut, ich werde dir den Gefallen erweisen, aber es ist ein Fehler. Die andere Seite ist zu mächtig. Ich habe die Menschen sterben sehen. Du kommst als einfacher Vampir gegen die Magie der Pandora nicht an, Lady X. Laß dir das gesagt sein!«

»Waffen weg!«

Bisher hatten die Gäste dem Dialog gelauscht. Niemand

mischte sich ein, sie saßen auf ihren Plätzen, *und* ihre Blicke schwankten zwischen Lady X und Suko.

Es sah auch nicht so aus, als würden sie für irgend jemand Partei ergreifen. Im Gegenteil. Suko dachte daran, daß, wenn zwei sich streiten, sich der dritte immer freute. Und das konnten in diesem Falle die Gäste sein.

»Beeil dich!« forderte die Vampirin. »Ich will nicht eine halbe Ewigkeit hier stehen!«

»Schon gut.« Suko griff unter sein Jackett. Die Finger berührten bereits den Stab, als etwas eintrat, womit er nicht im Traum gerechnet hatte.

Die Gäste erhoben sich von ihren Stühlen.

Das lief nicht langsam ab, nicht einer nach dem anderen stand auf, nein, es waren alle, die förmlich in die Höhe schnellten, als hätten sie einen Befehl erhalten, den außer ihnen weder Suko noch die ehemalige Terroristin gehört hatten.

Und sie blieben stehen.

Der Vergleich von Zinnsoldaten kam Suko in den Sinn, denn so steif standen die Männer.

Auch Lady X zeigte sich irritiert. »Was soll das?« zischte sie. »Setzt euch wieder hin!«

Zwei drehten die Köpfe. Einer von ihnen, ein jüngerer Mann, griff nach einem Stuhl, hob ihn an, und es war klar, was er vorhatte. Er wollte ihn auf die Scott schmettern.

Die staunte einen Moment. Auf ihrem Gesicht breitete sich die Überraschung aus. Sie reagierte dennoch blitzschnell und bevor der Stuhl auf sie zuflog.

Die Garbe peitschte durch den Raum.

Sparsam ging Lady X mit den Kugeln um. Sie hatte die Schußfolge genau dosiert. Dies wiederum bewies, welch ein Profi sie im Umgang mit dieser Waffe war.

Ein kurzes Aufblitzen des Mündungsfeuers. Dieses nervöse Flackern kannte auch Suko. Er selbst sprang auch zur Seite und sah den Stuhlwerfer fallen.

Er sah noch mehr. Vielleicht hatte ihm der Sprung sogar das

Leben gerettet, denn der Wirt, der nur noch eine Hand besaß, hatte mit der anderen unter die Theke gegriffen und ein Gewehr hervorgeholt.

Und er bewies, daß er auch einhändig schießen konnte. Der Kolben der Jagdflinte lag in seiner Ellbogenbeuge, der Finger befand sich am Drücker, und er schoß.

Lady X stand genau im Weg. Sie zuckte nicht einmal, als die Kugel den Lauf verließ, das hatte sie nicht nötig. Fast stemmte sie sich noch dagegen, und das Geschoß hieb dicht unter ihrer rechten Brust voll in den Leib.

Weit riß sie ihren Mund auf, ließ sich zurückfallen und lachte dabei gellend. Bleimantelgeschosse taten ihr nichts, bei der Scott mußte man schon mit härteren Dingen kommen.

Plötzlich brach das Lachen ab. Leicht geduckt stand sie da, schien inmitten einer Bewegung erstarrt zu sein, und im nächsten Augenblick knatterten die Abschüsse durch den Raum.

Mündungsflammen tanzten. Die Garbe, bestehend aus normalen Geschossen, sägte schräg auf den Wirt zu, und von mindestens acht Kugeln im und dicht unterhalb des Kopfes getroffen, wurde er zurückgefedt und zwischen das Regal geworfen, wo er langsam zu Boden sackte und sich nicht mehr erhob.

Suko hatte Deckung gefunden.

Diese wertvollen Sekunden, in denen die Scott abgelenkt worden war, hatte der Chinese ausgenutzt. Ein Pfeiler verbarg ihn vor den Augen der Lady X, und hier kauerte er sich zusammen.

Er hatte seine Beretta gezogen, die Waffe schräg gegen den Pfeiler gepreßt und zielte damit dorthin, wo sich die Vampirin aufhielt. Die jedoch hatte andere Sorgen, sie wurde angegriffen, denn man wollte sie von der Tür wegdrängen.

Auch auf Suko kam jemand zu. Er schwang eine volle Flasche, um sie auf den Kopf des Chinesen sausen zu lassen. Da der Angreifer bereits ziemlich nahe herangekommen war, hatte der Inspektor Mühe, dem Hieb auszuweichen.

Die Flasche krachte gegen den Pfeiler, zersplitterte, und ein Regen aus Scherben und Whisky ergoß sich nach unten. Suko rollte sich mit viel Schwung zur Seite und damit aus der Gefahrenzone.

Einen zweiten Angriff brauchte er nicht hinzunehmen, denn der Mann kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er ging auf die Tür zu, wo sich die meisten der anderen Gäste befanden, denn ein unwiderbringlicher Drang zog sie nach draußen.

Ein paar Spritzer hatte Suko abbekommen. Er wischte über seine Augen, erhob sich wieder und sah, daß die Scott auf einen Tisch gesprungen war, die MPi dabei in Anschlag haltend.

»Laß sie gehen!« schrie der Chinese, denn er konnte sehen, wie sie auf die Männer anlegte.

Lady X zuckte herum. »Wieso? Ich ...«

»Laß sie, verdammt!« Suko lehnte am Pfeiler, den rechten Arm ausgestreckt, und er zielte mit der Beretta auf Lady X.

»Chinese, du verfluchter ...!«

»Laß sie gehen!«

Die Scott senkte die Waffe.

Suko atmete auf. Dieser Sieg ging auf sein Konto, das stand fest.

Die Gäste beeilten sich, den Raum zu verlassen. Irgend etwas trieb sie nach draußen. Suko war sich nicht sicher, was es war, doch er wollte es herausfinden, und er dachte auch an die Menschen selbst, die vielleicht noch zu retten waren, wenn es ihnen gelang, Pandora zu überwältigen und zu vernichten. Die Tür wurde aufgestoßen, als die ersten die Gastwirtschaft verließen. Suko schaute kurz hin, und er sah einen flackernden Schein auf der Straße.

Feuer!

Für einen Moment vereiste er. Wollten die von Pandora beeinflussten Menschen vielleicht ihren Ort abbrennen?

Wenn ja, dann hatte er wohl einen Fehler begangen, als er sie gehen ließ.

»Was ist los?« schrie er Lady X zu.

»Sie brennen etwas ab.«

»Was?«

»Sieh selbst nach. Du hast sie ja schonen wollen, verdammter Hundesohn!«

Suko gab darauf keine Antwort. Er lief jedoch nicht zur Tür, sondern stellte sich an ein Fenster, nahm einen Aschenbecher und zertrümmerte die Scheibe, denn sie war zu schmutzig, um durch sie genau erkennen zu können, was draußen vor sich ging.

Daß er Lady X dabei den ungedeckten Rücken zuwandte, störte ihn nicht. Sie hatte hoffentlich eingesehen, daß es besser war, wenn sie ihre Kugeln zurückhielt.

Suko schaute nach draußen. Seine Kehle wurde trocken, denn was sich dort anbahnte, konnte man schon mit dem Begriff >Ungeheuerlich< umschreiben ...

Pandora hatte voll auf Xorron gesetzt!

Sie kannte ihn, sie wollte ihn zurückhaben, aus der Zukunft in die Vergangenheit holen, denn sie kam aus einem Reich, in dem sich die Zeiten mischten.

Er hatte ihr mal gehorcht, und er sollte ihr wieder gehorchen. Jeder, der sich ihm oder ihren Plänen in den Weg stellte, mußte vernichtet werden.

Aus der Vergangenheit war sie zu einer kurzen Stippvisite erschienen, hatte in der Gegenwart ihre Macht bewiesen und würde in die Vergangenheit zurückkehren, doch dann, wenn es ihr paßte.

Ein Hindernis stellte sich ihr in den Weg.

John Sinclair und das Kreuz!

Sie spürte plötzlich, welch eine Magie in diesem Kreuz steckte, und als John Sinclair die magische Formel schrie, da war es ihr, als würde ein Blitzstrahl durch ihren Körper fahren. Diese Kraft, diese mörderische magische Kraft drohte sie zu

zerreißen. Sie selbst warf sich zurück, schwebte in der Luft, umklammerte den Würfel und stieß einen gedanklichen Hilferuf an ihren eigentlichen Schöpfer aus.

Es war Zeus, der griechische Göttervater!

Würfel und Kreuz waren aktiviert worden. Beide Kräfte prallten gegeneinander.

Hoben sie sich auf? Entstand unter Umständen ein magisches Vakuum? Auch Pandora wußte es nicht. Niemand hatte ihr gesagt, daß dieser Gegner eine so mächtige Waffe mitführte, und sie sah noch, wie es auch John Sinclair von den Beinen riß und sich sein Körper in einer Wolke von Licht auflöste.

Dann war alles anders.

Die Magie der Zeiten stellte die Weichen ...

Suko wollte nicht glauben, was er sah. Das Dorf hatte sich verändert. Die Häuser und Straßen waren dieselben geblieben, aber die Menschen verließen ihre Wohnungen, hatten sich auf der Straße versammelt und kreisten das Haus ein, in dem sich die Gastwirtschaft befand.

Nicht nur sie waren gekommen, auch die Gestalten, die Pandora geschickt hatte.

Skelette, bräunlich schimmernd und mit langen Flammenpeitschen bewaffnet, ähnlich wie sie der Dämon Belphegor getragen hatte, gesellten sich zu den anderen.

Sie alle führten einen makabren Reigen auf. Sie tanzten um ein großes Feuer, das sie angezündet hatten und das ein schauriges Spiel aus Licht und Schatten über die gesamte Straße warf. Dabei schrien sie immer wieder den Namen Pandora, warfen sich auf die Erde und erinnerten Suko an alte Klagenweiber aus der Historie.

Er konnte es nicht fassen. Lady X war vergessen, in diesem Augenblick interessierte er sich nur für diese Gestalten, die sich so seltsam benahmen.

Auch andere Dämonen befanden sich zwischen ihnen. Diese

kleinen huschenden grünen Wesen, die ebenfalls aus dem Füllhorn der Pandora nach unten gekippt waren, bewegten sich über die Straße und hüpfen wie glühende Bälle.

Sie saßen in der Falle.

Für Suko stand dies fest, und daran gab es auch nichts zu rütteln. Er war gespannt, wie Lady X darüber dachte, denn diese irre Situation hatte beide praktisch zu Verbündeten gemacht.

Die Scott war von der Tür zurückgetreten und preßte die Mündung der Maschinenpistole gegen Sukos Hals. Der Inspektor spürte den kalten Druck. Er bewegte sich nicht und verspürte auch seltsamerweise keinerlei Angst, auch dann nicht, als er die Worte der Vampirin vernahm.

»Was meinst du, Chinese, wird mir dein Blut schmecken?« flüsterte sie.

»Du wirst dich vergiften!«

»Wie sollte ich?« gab sie lachend zurück.

»Ganz einfach. Weil die anderen stärker sind. Du hast nur deine Maschinenpistole, nicht den Würfel und auch weder Xorron noch Vampiro-del-mar. Du kannst beide nicht erreichen, also stehst du allein, wenn du mich tötest. Bleibe ich jedoch am Leben, vergrößern sich die Chancen um 100 Prozent. Hast du das begriffen?«

»Sicher. Nur sehe ich es anders.«

»Und wie?«

»Ganz einfach, Chinese. Du hast gesehen, daß ich so leicht nicht zu töten bin. Sie haben auf mich geschossen, ich lebe. Das wird ihnen eine Lehre sein ...«

»Hast du das Feuer vergessen?« fragte Suko.

»Die kleinen Flämmchen?«

Suko schielte aus dem Fenster. Er sah ein Skelett mit seiner feurigen Peitsche in der Nähe des Fensters. Lady X konnte es nicht erkennen. Suko sagte auch nichts, sie sollte ihre Lehren selbst ziehen, und es dauerte nur noch einen Moment, bis es soweit war.

Der Schlag kam von der Seite, war kaum zu erkennen, und die glühende Peitsche wickelte sich um den noch bestehenden Fensterrahmen und teilte ihn in der Mitte.

Er krachte zusammen. Suko zuckte zurück, obwohl er die Mündung noch immer spürte, aber Lady X schoß nicht, denn sie wußte genau, daß diese Peitsche gefährlich werden konnte, wenn das Feuer auf sie übergriff.

Im nächsten Augenblick kletterte das Skelett selbst in den Raum. Suko war es leid. Er stieß Lady X zurück, zückte seine Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen fielen genau in dem Augenblick nach draußen, als das Skelett sich von der Fensterbank fallen ließ.

Es stand noch nicht ganz, als Suko gegen die bräunlich schimmernde Monsterfigur seine Peitsche einsetzte.

Die Riemen wickelten sich um den Knochenmann, der eigentlich zerrissen werden mußte, aber wer konnte die Überraschung des Inspektors beschreiben, als dies nicht geschah.

Hastig zog Suko die Peitsche zurück. Er hörte hinter sich das wütende Schreien der Lady X und sprang zur Seite.

Jetzt erst erfolgte die Reaktion, und es zeigte sich, daß die Peitsche dennoch eine Wirkung erzielt hatte.

Das Skelett platzte nicht auseinander, es füllte sich statt dessen auf. Vor den Augen des staunenden Suko lief etwas ab, das er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Die Rückverwandlung eines Skeletts zum Menschen. Fleisch bedeckte auf einmal die Knochen. Muskeln und Sehnen konnte der Inspektor erkennen, auch die Haut wuchs nach, und die leeren Höhlen innerhalb des Totenschädels füllten sich mit Augen, dem Mund und der Nase.

Ein Mensch entstand.

Ein Mensch mit einer Waffe, denn aus der flammenden Peitsche wurde ein Krummschwert, dessen Klinge bläulich schimmerte.

Vor Suko stand ein muskulöser Krieger der Antike. Ein fast nackter Mann mit einem flachen Gesicht und einer hohen

Stirn, so daß der Kopf ein wenig Ähnlichkeit mit dem eines Affen bekam.

Dem Inspektor blieb vor Staunen der Mund offen. Wenn er das jemandem erzählte, kein Mensch würde ihm glauben, und auch Lady X war gebannt, wie der Inspektor mit einem raschen Seitenblick feststellen konnte. Sie rührte sich ebenfalls nicht von der Stelle, stand da und hielt ihre MPI umklammert. Pandora hatte ihre Büchse ausgekippt und das Grauen auf die Erde geschickt. Bei ihr wurden aus Menschen keine Monster, sondern aus Monster Menschen.

Das war der Unterschied.

»Wir müssen ihn erledigen«, sagte Lady X und schoß.

Die Bleigarbe hieb in die Brust des auf magische Art und Weise entstandenen Kriegers. Es waren mehrere Kugeln, die trafen und den Körper auch aufrissen. Blut war nicht zu sehen. Nur eine braune Masse, wie sie der Körper auch außen zeigte. Der Krieger schlug mit seinem Schwert zu. Als er die Klinge durch die Luft zog, entstand ein fauchendes Geräusch, das Suko klarmachte, daß mit diesem Gegner auf keinen Fall zu spaßen war.

»Erledige du ihn doch!« peitschte die Stimme der Scott. Suko mußte innerlich grinsen. Plötzlich stand sie auf seiner Seite. Ein Wahnsinn. Bis aufs Messer hatten sie sich bekämpft, nun fighteten sie nebeneinander gegen Wesen aus einer anderen Zeit.

Noch hielt Suko die ausgefahrene Peitsche in der Hand. Er wollte nicht sofort und zu ungestüm angreifen, denn der Krieger ging mit seinem Kurzschwert um wie mit einem etwas zu langen Messer. Es konnte leicht sein, daß er mit einem Streich die Peitschenriemen traf und sie durchtrennte.

Sie belauerten sich.

Da die Tür offenstand, fiel auch weiterhin der flackernde Widerschein des Feuers in den Gastraum, malte gespenstische Schatten und verzerrte die Gestalten der drei Anwesenden, die noch lebten.

Auch Lady X griff ein.

Die Maschinenpistole hielt sie in einer Hand. Sie hatte sie in die Linke gewechselt. Mit der Rechten packte sie die Lehne eines Stuhls, wuchtete das Möbel in die Höhe und schleuderte es auf den Krieger der Antike zu.

Sie lenkte ihn damit ab, das war die Chance für Suko. Ein blitzschneller Ausfallschritt brachte ihn an die rechte Seite, und im nächsten Moment zuckte sein Arm vor. Die drei Peitschenriemen falteten sich auseinander, wischten an der Klinge vorbei und trafen zielsicher die Gestalt des Kriegers. Lady X und Suko hörten das Klatschen, als die Riemen den nackten Körper berührten. Für beider Ohren war es Musik, und der Krieger stieß einen grunzenden Laut aus, während er herumfuhr und den Arm ausstreckte, denn er wollte den Inspektor noch mit seinem Schwert erwischen.

Suko drehte fast tänzelnd ab, riß die Peitsche an sich und sah zu, wie der Krieger verschwand.

Er wankte nach draußen.

Plötzlich hatte er kein Interesse mehr an seinen Gegnern, sondern ließ den Gastraum hinter sich. Suko und Lady X schauten ihm staunend nach, wie er schnurstracks auf das Feuer zuschritt.

Hoch loderten die Flammen, und sie erhielten noch mehr Nahrung, als der Krieger in sie hineinschritt.

Er tötete sich selbst!

»Das begreife ich nicht!« zischte die Scott. »Verdammt, das will mir nicht in den Sinn. Dir?«

Suko schüttelte den Kopf.

»Wir brechen aus, Chinese«, sagte die Vampirin. »Und wenn du es nicht willst, dann mache ich es. Auf jeden Fall will ich hier weg. Ich fühle mich eingekreist.«

»Du kannst ja gehen.«

»Und du?«

Da lachte Suko. »Glaubst du denn im Ernst, daß sie dich durchlassen? Du kommst doch gegen die Meute nicht an. Die

machen dich fertig, sobald du einen Fuß über die Schwelle gesetzt hast. Aber wie du willst. Versuche es!«

Die Worte waren bei der ehemaligen Terroristin auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie zögerte, ihr Vorhaben weiterhin durchzuführen, und schaute wie Suko nach draußen, wo der aus dem Skelett entstandene Körper allmählich verbrannte. Aber Pandora hatte nicht nur die Skelette geschickt, auch andere Dämonen waren aus dem Füllhorn gefallen. Kleinere Wesen, die harmlos aussahen, es jedoch in sich hatten.

Vor allen Dingen waren sie schnell.

Wie kleine Raketen starteten sie auf der Straße, huschten durch die offene Tür und glichen hart geworfenen Bällen mit glühenden Augen, die plötzlich größer wurden und in Flammen übergingen.

Suko und Lady X brauchten nicht mehr zu raten, was diese dämonischen Wesen vorhatten. Sie wollten die Gaststätte in Brand stecken, und es blieb nicht nur bei einem, sondern drei, vier huschten durch die offene Tür, ohne daß die Scott oder Suko etwas unternehmen konnten, weil alles zu schnell über die Bühne lief.

Drei dieser Geschöpfe hatten den Weg gefunden, prallten gegen Tische oder Wände, wo sie in einem glühenden Regen auseinanderfielen und dort, wo die Reste von ihnen gelandet waren, Flammenbündel hochschossen und sich ausbreiteten. Da durch die offene Tür ein Windstoß fauchte, wurde die Flammenwand dicht hinter der Schwelle hochgeschleudert und zu einem wahren Feuerorkan, der Suko und Lady X den Weg nach draußen versperrte.

Die Scott hatte Glück. Sie war schon auf dem Weg zur Tür, als sie stoppte und ihren Oberkörper herumschleuderte. Über ihr verzerrtes Gesicht tanzte der Widerschein des Feuers. Suko las keine Angst von ihren Zügen ab, sondern eher Wut und Ärger. Er konnte sich den Grund leicht denken.

Lady X fehlten ihre Helfer und der Würfel. Bisher hatte sie sich immer auf sie verlassen können, nun sah es schlecht für

sie aus, denn sie mußte allein einen Ausweg finden, wobei sie Suko als Partner nicht anerkennen konnte, denn er war schließlich ihr Feind. Sollten sie diese Hölle überstehen, würde jeder von ihnen versuchen, den anderen zu töten. Nur die gemeinsamen Gegner schweißten sie für den Moment zusammen.

»Siehst du einen Ausweg?« schrie Lady X und wich ein wenig zurück, da sich das Feuer ausbreitete.

Suko hob die Schultern. »Wir müssen nach oben.«

»Was?« Dieses eine Wort deutete an, daß Lady X so begeistert von dem Vorschlag nicht war.

»Ja, ich habe eine Treppe gesehen. Es ist die einzige Möglichkeit. In der ersten Etage ist noch alles normal.« Suko hustete, weil ein Rauchschwall gegen ihn stieß.

Die Scott schaute in die Flammen. Wie Suko erkannte sie hinter den tanzenden Feuerzungen die schattenhaften Gestalten der braunen Skelette, die nur darauf warteten, wieder angreifen zu können.

Sie nickte. »Dann gehen wir!« Im nächsten Augenblick duckte sie sich, denn mit großem Tempo wirbelte ein weiterer Dämon in den Gasträum.

Er flog etwa in Kopfhöhe und hatte eine so große Geschwindigkeit, daß er bis über den Tresen flog und gegen die Wand prallte, wo noch einige Flaschen standen. Dort prallte er ab, fiel zu Boden, wo er sich im Nu zu einer zischenden Lohe ausbreitete, die augenblicklich den gesamten Platz hinter dem Tresen ausfüllte.

Suko spürte die heiße Welle des Feuers. Wie ein Höllenatem fauchte sie ihm entgegen. Er drehte sich, denn er wollte zur Treppe, die hinter der Theke nach oben führte.

Lady X rannte ebenfalls. Sie schimpfte. Suko konnte nicht verstehen, was sie sagte, dafür sah er, daß einer der Balken Feuer gefangen hatte. Am Beginn der Treppe blieb er stehen und hörte hinter sich einen Knall. Er drehte sich um.

Die Tür zum Hof war aufgefliegen. Ein Schwall Feuer brach

in den Gang. Und mit den Flammen kamen die Skelette, denen die heißen Zungen nichts ausmachten.

Dieser Weg war auch versperrt. Sukos Annahme hatte sich als korrekt herausgestellt. Es war nichts mehr zu machen. Noch war die Treppe frei. Mit einer Hand packte Suko den Geländerkopf und wuchtete seinen Körper herum. Dann jagte er mit langen Sätzen die Stufen hoch, erreichte den ersten Absatz und schaute in die wabernden Wände aus Flammen und Rauch.

Auch die Scott beeilte sich. Feuer war ebenso gefährlich für sie wie geweihte Silberkugeln oder ein angespitzter Eichenpflock. Zusammen mit dem Inspektor überwand sie den nächsten Treppenabsatz, und sie befanden sich nun in der ersten Etage.

»Wie weiter?«

Suko hob die Schultern. Er sah sich um. Hier oben wütete das Feuer noch nicht. Sie hörten von unten her die Flammen fauchen und knistern, wobei erste dicke Rauchschwaden ihren Weg über die Treppe fanden und in die Höhe quollen.

»Vielleicht gibt es eine Verbindung zum Nachbarhaus«, sagte der Inspektor.

»Und dann?«

»Über die Dächer.«

Lady X wollte etwas sagen, verschluckte die Worte aber, denn sie hatte Schritte gehört.

Sie kamen die Treppe hoch.

Suko drückte sich an der Vampirin vorbei und sah zwei Skelette mit flammenden Peitschen.

Lady X schoß an Suko vorbei. Die Kugeln konnten die Wesen zwar nicht töten, sie hieben jedoch in die braunen Körper und schleuderten sie wieder zurück.

Für einen Moment hatten sie Ruhe.

Suko war bereits weitergelaufen. Das Haus hatte nur die erste Etage, darüber begann das Dach, zu dem es sicherlich einen Aufstieg gab.

Suko fand die Luke am Ende des Ganges. Sie war in die Decke eingelassen. Braun schimmerte das Holz. Man mußte einen Griff packen und konnte die Luke aufziehen.

Der Chinese blieb direkt darunter stehen, duckte sich zusammen und sprang in die Höhe. Er streckte seinen rechten Arm aus, bekam den Griff zwischen die Finger und zog die Luke nach unten.

Mit ihr fiel eine Leiter heraus, deren Ende wuchtig auf den Boden knallte.

Lady X hatte es sehr eilig. Sie drängte sich an dem Chinesen vorbei und kletterte die Stufen hoch. Als Suko ihr folgte und einen Blick zurückwarf, da sah er die beiden Skelette den Gang entlanglaufen. Sie hielten weiterhin ihre flammenden Peitschen fest.

Für Suko wurde es Zeit. Lady X hatte bereits ihren Weg auf den Speicher genommen und sich dort verkrochen. Der Chinese überlegte, ob er zwei Silberkugeln opfern sollte, doch er ließ es bleiben. Nein, damit waren die anderen nicht zu stoppen.

Aber der Inspektor wollte es den Verfolgern erschweren.

Deshalb zog er die Luke wieder zu, nachdem er den Speicher erreicht hatte. Die Leiter kam automatisch mit hoch.

Finster war es nicht. Durch schräge Fenster fiel Licht. Allerdings waren sie sehr klein, so gering in den Ausmaßen, daß Suko kaum hindurchpaßte.

Er hätte schon Ziegel ausbrechen müssen, um den Weg auf das Dach zu finden.

Als er die Bleistiftleuchte einschaltete, hörte er das Fluchen der Vampirin. Sie geisterte über den Speicher und suchte einen Ausstieg. Außer Staub, Dreck und vergammelten Möbelstücken fand sie nichts.

»Dann müssen wir eben die Dachpfannen lösen«, sagte der Inspektor und machte sich bereits an die Arbeit. Der Speicher war nicht isoliert. Die einzelnen Pfannen lagen auf den Balken und Querverstrebungen. Da das Dach ziemlich alt war, gab es

an einigen Steilen Lücken, wo graues Tageslicht hindurchschimmerte.

Suko suchte sich eine dieser Lücken aus, stemmte seine Handflächen gegen die Dachpfannen und setzte all seine Kraft ein. Er sprengte die Pfannen weg, hörte ihr Poltern und Rutschen. Das Loch hatte sich erweitert.

Auch Lady X half mit. Nur nahm sie nicht ihre Hände, sondern den Lauf der Maschinenpistole. Ihn schlug sie gegen die Pfannen und war ebenfalls erfolgreich.

»Wäre doch gelacht, wenn wir das bißchen nicht schaffen«, knurrte Suko, wobei er einen schrägen Blick der Vampirin aufging. Der Inspektor grinste. »Woran denkst du?« fragte er. »An mein Blut? Das kannst du dir abschminken, Lady X!«

Als Antwort zog sie ihre Lippen zurück und präsentierte die beiden Vampirzähne.

»Die haue ich dir noch in den Leib, diese kleinen Beißerchen!« versprach sie Suko, bevor er damit begann, durch das jetzt offene Dach nach draußen zu klettern.

Die Öffnung war breit genug, so daß er mit seinen Schultern hindurchkam. An einem Holzbalken hielt er sich fest, strampelte noch mit den Beinen und schaffte es, auf das Dach zu gelangen.

Er blieb liegen, denn es war nicht einfach, auf die Füße zu kommen, weil das Dach ziemlich schräg und durch die Feuchtigkeit auch sehr rutschig war.

Sogar hier wurde er vom Widerschein der Flammen getroffen. Genaues konnte er nicht erkennen, da ihm die Dachschräge den Blick in die Tiefe verwehrte.

Dann kam Lady X. Sie hatte sich die Maschinenpistole um die Schulter gehängt. Geschmeidig waren ihre Bewegungen. Wie eine Schlange glitt sie auf die Schräge und blieb neben Suko.

»Was machen wir jetzt?«

Der Inspektor deutete nach vorn. Genau an der Stelle, wo das Dach sein Ende fand, schloß sich das nächste Haus an, das

allerdings nicht in gleicher Höhe, sondern um etwa einen Yard tiefer lag. Wenigstens schätzte Suko dies.

»Dort müssen wir hin.«

»Dann geh!«

Suko machte den Anfang. Auf allen vieren bewegte er sich vor und hielt aufgeschreckt inne, als unter ihnen etwas zusammenkrachte, wobei sich die Erschütterung sogar auf das Dach übertrug.

Die Flammen breiteten sich aus, und es würde sicherlich nicht lange dauern, bis sie auch das Dach erfaßt und die Pfannen weggesprengt hatten.

Über ihnen lag ein grauer Himmel. Von der Straße her leuchtete der Widerschein des Feuers. Zuckenden Schatten gleich tanzte er über die graue Himmelsfläche.

Es war eine gespenstische Atmosphäre, in der sich die beiden so ungleichen Partner voranbewegten. Man hatte sie in die Enge getrieben, und sie sahen keine andere Möglichkeit, zu einem Erfolg zu kommen, deshalb diese Tour.

Suko erreichte zuerst das Ziel. Noch hielt das Dach, hatte sich das Feuer nicht so weit ausgebreitet, daß es auch die Konstruktion erfaßte, doch als Suko nach unten blickte, da erkannte er, daß ihre Chancen nicht gut standen.

Pandoras Brut hatte die Straße regelrecht überschwemmt.

Und nicht nur diese, auch an den anderen Seiten des Hauses lauerten sie und hatten mit ihren Flammenpeitschen Feuer gelegt. Suko sah einen alten Schuppen lichterloh brennen. Zwischen den Wesen bewegten sich schattenhaft und wie Marionetten die Bewohner von Billings. Sie waren durch den Keim der Unheilbringerin voll infiziert worden.

Suko mußte den Sprung auf das Nachbardach schaffen.

Wirklich keine große Entfernung. Normalerweise eine der leichtesten Übungen des Chinesen, und Suko holte tief Luft, bevor er sich auf das Nachbarhaus fallen ließ.

Er wäre gern in diesem Augenblick eine Katze gewesen. Sie hätte sich festgekrallt. Suko konnte es nicht, obwohl er es ver-

suchte. Er verlor fast das Gleichgewicht, mußte nachgreifen, rutschte dabei weg, hatte aber Glück im Unglück, denn er bewegte sich genau auf einen Schornstein zu, der ihm nicht nur im Weg stand, sondern ihm auch den nötigen Halt bot, so daß Suko seine Arme um das Mauerwerk klammern konnte. Geschafft!

Er zog die Beine etwas an, drehte seinen Unterkörper, um mit den Knien Halt zu finden, und konnte nicht nur zurück, sondern auch auf Lady X schauen, die ebenfalls in diesem Moment sprang.

Sie hatte es so machen wollen wie Suko. Im ersten Moment sah es auch so aus, als würde sie es schaffen, dann aber war ihr ausgerechnet ihre Waffe im Weg. Der Lauf der MPi kantete auf eine Dachpfanne, dadurch geriet Lady X aus der Richtung, und sie rutschte ab.

Im Nu befand sich die Vampirin auf dem Weg zum Dachrand. Suko hörte ihren Fluch. In einer reaktionsschnellen Bewegung löste er einen Arm vom Schornstein und streckte ihn so aus, daß er Lady X den Weg versperrte.

Trotzdem reichte es nicht.

In einer Entfernung von vielleicht einer Handspanne glitt die Untote an Sukos Fingern vorbei.

Dabei fluchte sie wie ein Seemann, und sie verfluchte auch den Inspektor, denn sie glaubte, daß Suko sie reingelegt hatte. Verzweifelt war sie bemüht, die Rutschpartie nach unten zu beenden, doch das Dach hatte einfach eine zu starke Neigung. Zudem wurde ihr die auf den Pfannen liegende Feuchtigkeit zum Verhängnis, und der Dachrand kam immer näher.

»Du verfluchter Bastard!« brüllte sie voller Haß. »Du hast mich hier hängenlassen. Ich hole mir dein Blut! Ich ...« Sie verstummte, denn jetzt hatte sie den Dachrand erreicht. Ihre Beine befanden sich schon darüber, sie pendelten, unter ihnen lag die Tiefe, wo die Feinde nur auf sie lauerten und das Feuer immer höhere Flammen gegen den trüben Himmel schickte. Was weiter geschah, konnte Suko nicht sehen, denn das

Feuer hatte jetzt auch das Nachbarhaus erfaßt und die Gewalt der Flammen, vermischt mit heißer Luft, sprengte die Pfannen in die Höhe, so daß sie wie Geschosse wegflogen, bevor die feurige Lohe gierig und fauchend aus der Öffnung stieß.

Auch Suko spürte die Hitze. Sie übergieß ihn, brannte auf seiner Haut, und er mußte seinen Platz wechseln, denn lange konnte er es in dieser Stellung nicht aushalten, das stand fest. Er konzentrierte sich auf jede seiner Bewegungen, führte sie langsam durch und hoffte darauf, keinen einzigen Fehler zu machen, der tödlich enden konnte.

Wie ein Gummimensch drehte sich Suko um den Schornstein herum. Er wollte auf die andere Seite gelangen und sich dort weiterbewegen, vielleicht gelang es ihm auch, das Dach des nächsten Hauses zu erreichen. Er hatte es schon gesehen, und es kam ihm wesentlich flacher vor als das, auf dem er sich nun fortbewegte.

Was mit Lady X geschehen war, konnte er nicht erkennen. Wenn sie gefallen war, hatten sich ihre Gegner sicherlich auf sie gestürzt, aber Suko wollte nicht glauben, daß sie ohne Widerstand aufgab. Zumindest hätte sie geschossen, und das hatte er nicht gehört.

Zoll für Zoll kam er voran. Trotz der kühlen Luft war er in Schweiß gebadet. Es lag an der Anspannung und vielleicht auch daran, daß hin und wieder der heiße Atem des Feuers über seinen Rücken leckte.

Sein Blickwinkel wurde besser. Er schaute nach rechts, sah auf die Schräge hinab und konnte die Dachrinne erkennen, die nicht genau gerade verlief, sondern sich an einigen Stellen, durch was auch immer, hochgebogen hatte.

Und genau dort entdeckte er zwei Hände!

Suko kannte Lady X sehr genau. Er brauchte nur einmal hinzuschauen, um zu erkennen, daß es ihre Finger waren. Sie hatte sich im letzten Augenblick festklammern können und war nicht in die Tiefe gefallen und von ihren Feinden zerfetzt worden.

Deshalb keine Schüsse und Schreie.

Suko hielt inne. Sollte er Lady X zu retten versuchen? Es wäre Wahnsinn gewesen, und er entschloß sich, es nicht zu tun. Nein, die hatte zuviel auf dem Gewissen. In diesem Augenblick war sich jeder selbst der nächste. Zudem hätte die Blutsaugerin auch nicht gezögert, ihn zu töten, wenn sich die Chance dazu bot.

Suko behielt seine Richtung bei, und er passierte Lady X, wobei er das Dach des folgenden Hauses nicht aus den Augen ließ.

Natürlich hatten seine Feinde längst festgestellt, wo sie sich befanden, und entsprechend reagiert.

Suko hielt plötzlich inne, als er auf dem Dach vor ihm die Gestalten auftauchen sah.

Es waren die mit flammenden Peitschen bewaffneten Skelette, die aus einer Dachluke kletterten.

Vier zählte der Chinese, und seine Gegner benötigten nur Sekunden, um ihn zu entdecken.

Die Chancen des Inspektors sanken allmählich dem Nullpunkt entgegen ...

Kreuz gegen Würfel!

Wer war stärker? Konnte das Kreuz es schaffen und die magische Kraft des Würfels besiegen? Denn der Würfel war zum Bösen hin manipuliert worden, weil seine Trägerin es so wollte.

Ich fand keine Antwort auf diese Fragen, da ich in diesen Momenten nicht mehr ich selbst war. Andere Kräfte, die außerhalb meiner Kontrolle lagen, hatten Besitz von mir ergriffen und mich in einen Strudel hineingerissen, wo es weder eine Zeit noch andere Begriffe gab, mit der man die Lage hätte erklären können.

Ich befand mich in einem magischen Vakuum, und um mich herum tobten die Entladungen.

Es war nicht dunkel wie bei einigen Dimensions- und Zeitsprüngen, die ich bereits hinter mich gebracht hatte. Ich bekam alles mit und konnte doch nicht eingreifen, denn andere Kräfte kontrollierten meinen Körper und meinen Geist. Um mich herum war es hell.

Zwar kein Strahlen, aber ein seltsames Glänzen, als würde ich mich in einem Käfig befinden, dessen Innenwände mit Silberpapier ausgekleidet waren.

Hin und wieder sah ich Gesichter innerhalb der Flächen auftauchen. Und es waren die, die ich zuletzt gesehen hatte, bevor Würfel und Kreuz reagierten.

Grauenhaft verzerrt das sonst so schöne Gesicht der Pandora. Blaß und ausdruckslos das von Xorron, dem Herrn der Untoten und Zombies, und auch ein anderes schimmerte durch.

Allerdings sah ich nur zwei Augen, die so wirkten, als wären sie von einem Schleier überdeckt.

Der Seher?

Meine Gedanken arbeiteten trotz allem klar und scharf.

Wenn er es tatsächlich war und vielleicht seine schützende Hand über mich hielt, fühlte ich mich wenigstens nicht so allein. Irgendwie gaben mir diese Augen, die so gütig, gleichzeitig streng und auch wissend blicken konnten, große Hoffnung.

Ich wußte nicht genau, wer der Seher war. Es gab Spekulationen. Einmal hatte ich daran geglaubt, Nostradamus in ihm zu erkennen, ein anderes Mal dachte ich an Hesekiel, den Erschaffer meines Kreuzes. Auf jeden Fall war es ein Geist, der über vielem stand.

Noch immer tobten die Kräfte. Ich ließ mich treiben. Erstens konnte ich mich nicht wehren, zweitens wollte ich es auch nicht, und drittens war ich nicht in der Lage, irgend etwas bewußt zu steuern. Ein Mantel aus Magie umhüllte mich, ich wurde getragen, weggezerrt, und mein eigener Wille war ausgeschaltet.

Die verschneite Umgebung des schottischen Hochlandes hatte ich längst vergessen. Im Tunnel der Zeiten gab es keine Gegenstände, da existierte einfach nicht die Welt, wie ich sie kannte. Dort wurden die irdischen Gesetze ad absurdum geführt

Wie lange sollte die Reise noch dauern? Und an welches Ziel würde sie mich führen?

Darüber dachte ich nach, obwohl ich selbst nichts steuern konnte. Weit hielt ich die Augen geöffnet. Vielleicht gelang es mir, einen Blick auf den Seher zu werfen. Unter Umständen wollte er mir eine Botschaft überbringen, denn er hatte sich mir gezeigt.

Ich täuschte mich, denn das Augenpaar tauchte nicht wieder auf.

Dafür sah ich Pandoras Gesicht. Und ich erkannte darin einen gewissen Schrecken oder sogar Entsetzen. Irgend etwas hatte sie aus der Bahn geworfen, mußte sie stören, daß sie so reagierte.

Bleibe ruhig, John Sinclair! Bleibe, um Himmels willen, ruhig. Aber sieh der Gefahr ins Auge. Du hast eine magische Reise unternommen. Der Würfel und dein Kreuz haben ihre volle Kraft entfaltet. Es ist zu einer Eskalation gekommen, und du wärst fast zwischen den Mahlsteinen dieser beiden gegensätzlichen Pole zerrieben worden. Ich habe es soeben verhindern können, das Ende des Sohns des Lichts zu vermeiden. Mehr kann ich nicht tun, auch mir sind die Hände gebunden, denn du wirst bald in einer Zeit und in einer Dimension erwachen, in der die alten Sagen und Legenden zur Wirklichkeit geworden sind. Menschen, die über diese Sagen berichtet haben, konnten hin und wieder einen Blick in die Dimension werfen, anderen blieb es versagt, und du wirst etwas erleben, was später für dich noch einmal wichtig ist. Behalte also Ruhe, schaue genau hin, und wehre dich deiner Haut, John Sinclair! Derjenige, der mir diese Sätze durch einen geistigen Kontakt übermittelt hatte, war der Seher. Er hatte mich also nicht ver-

lassen, sondern stand nach wie vor auf meiner Seite.
Auch ich wollte eine Antwort formulieren und ebenfalls eine Frage stellen, da war der Kontakt abgebrochen.

Ein gewaltiges Rauschen erreichte mich einen Moment später, und plötzlich war diese seltsame Welt um mich herum verschwunden.

Alles wieder normal.

Im ersten Augenblick überfiel mich ein Schwindel. Er machte mich benommen, ich schüttelte den Kopf, atmete ein paarmal tief durch, öffnete die Augen und war überrascht, daß ich noch immer auf dem Felsen stand, wo alles seinen Anfang genommen hatte.

Ich schaute in die Tiefe.

Nein, doch nicht! Ich hatte mich geirrt, denn ich sah keinen Schnee mehr. Er konnte nicht so rasch weggetaut sein, es gab auch keine Hänge und Weiden. Eine andere Berglandschaft umhüllte mich, und ich sah in der Ferne eine graugrüne wogende Fläche, die heranrollte und gegen gewaltige Felsen dröhnte, wo sie lange Schaum- und Gischtstreifen in die Höhe wuchtete.

Dort lag das Meer, und ich befand mich dicht an einem Steilufer oder auf einer Insel.

Beides konnte sein.

Tief holte ich Luft. Sie schmeckte nach Salz und war lau.

An das Mittelmeer wollte ich nicht glauben, sondern eher an eine Reise in eine andere Dimension.

Am Himmel stand eine tiefe Sonne. Ich mußte meine Augen mit der Hand beschatten, um gegen die Strahlen schauen zu können, die sich wie flüssiges Gold auf die Oberfläche des Meeres legten.

Trotz der intensiven Suche gelang es mir nicht, ein Schiff zu entdecken. Das Meer blieb einsam.

Ich kontrollierte meine Waffen, bevor ich mich umwandte.

Bis auf den Bumerang trug ich alles bei mir. Wenn sich Feinde zeigen sollten, konnte ich mich wehren.

Bis zur Steilküste war es nicht weit. Ebenso nah war die Distanz zu den Felsenbergen, die vor mir hochragten. Sie sahen aus wie nebeneinander gestellte Säulen, waren rauh, zeigten Spalten, Furchen, zahlreiche Vorsprünge und auch vom Wind blankgewaschene Stellen, Meine Blicke tasteten die Wände ab. Ich suchte nach Lebewesen, vielleicht nach einem Vogel oder einem anderen Tier. Nichts war zu sehen, nur das nackte Gestein.

Ich ging langsam vor. Wo der Sand hergekommen war, der auf dem Boden lag, wußte ich nicht. Er mußte vom Wind aus irgendeiner entfernt liegenden Wüste über das Wasser hergeweht worden sein, und er stäubte hoch, als ich auf die Felsen zuschritt.

Wenn ich an ihnen hochschaute, fühlte ich mich ungeheuer klein. Sie waren wirklich gigantisch, und es schien mir, als würden sie sich mir entgegenneigen, je näher ich auf sie zuschritt. Rechts von mir wurden sie von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen, die das Gestein in einer Breite von ungefähr drei nebeneinanderstehenden Häusern beleuchteten.

Am unteren Ende der Felsen, wo der Wind gebrochen wurde, hatte er den Sand hochgetürmt. Er schien wie ein erstarrter breiter Schleier am Gestein zu kleben.

Ein imposantes mächtiges Bild, das sich veränderte, je näher ich herankam, denn nun konnte ich Einzelheiten erkennen, und ich entdeckte die Höhlen.

Es waren keine runden Löcher, sondern breite Spalten, die, wie mit einem Messer geschnitten, innerhalb des Gesteins klafften. Einige befanden sich so tief, daß ich zu ihnen hinklettern konnte.

Das wollte ich auch.

Es hatte keinen Sinn, näher über mein Schicksal nachzudenken. Ich hätte mir nur unnötig Sorgen gemacht und mir den Kopf zerbrochen. Da man etwas von mir wollte und nicht umgekehrt, würde ich alles auf mich zukommen lassen. Die

anderen meldeten sich schon. Zudem hatte ich schlimmere Dinge erlebt in ganz anderen Welten.

Allerdings ahnte ich nicht, was mich hier noch alles erwartete, und so ging ich optimistisch den Aufstieg an, um die erste Höhle zu erreichen.

Der Weg war nicht einfach. Auch konnte ich ihn nicht in gerader Linie nehmen, sondern mußte Serpentinaen gehen, um das Ziel zu erreichen. Die letzte Strecke gestaltete sich als die schwierigste, da kam ich mir wie ein Steinbock vor, der in den Felsen herumklettert.

Schließlich stand ich vor der Höhle.

Der Rand war ziemlich breit. Die Gefahr eines Fehltritts bestand kaum, und ich schaute mich wieder um. Da ich mich jetzt noch höher befand, war sich der Blick über das Meer besser, und am Horizont, wo das Meer und der Himmel zu einer Linie verschmolzen, entdeckte ich ein Boot.

Tag und Dämmerung gingen ineinander über. Die Luft war klar. Das Boot konnte ich deutlich erkennen, und ich war überrascht wegen der Form der Segel.

Segelboote auf dem Mittelmeer?

Okay, davon gab es viele. Jedoch konnte man das Boot, das ich sah, nicht mit einer modernen Yacht vergleichen. Das sah mir eher so aus wie ein Boot aus dem Altertum.

Allmählich dämmerte es mir.

Ich war wahrscheinlich nicht in einer anderen Dimension, sondern in einer anderen Zeit gelandet.

In der Vergangenheit vor Christi Geburt!

Das mußte ich verdauen. Nicht zum erstenmal war mir so etwas passiert. Ich meine damit einen Zeitrutsch in die Vergangenheit. Im vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt hatte mir ein alter Makkabäer die meisten Geheimnisse des Kreuzes offenbart, als ich mit der Pyramide des Wissens dort gelandet war. Im Zeitalter weit vor Christi Geburt, als nicht die Römer, sondern die Griechen die beherrschende Macht in der damals bekannten

Welt waren, dahin hatte es mich zum erstenmal verschlagen. Dachte ich genauer darüber nach, so konnte ich es als eine logische Folge bezeichnen. Die Gestalt der Pandora stammte aus der griechischen Mythologie. Es würde mich nicht wundern, wenn mir noch Odysseus begegnete.

Das Boot hatte ein neues Ziel gefunden.

Die Insel!

Ein schiefer Blick zur Sonne zeigte mir, daß sie noch nicht versunken sein und ein Rest an Helligkeit zurückbleiben würde, wenn das Schiff die Insel erreichte.

Mich brauchte man nicht unbedingt zu sehen, deshalb schaute ich mich nach einem Versteck um.

Ich fand es.

Nicht in eine Höhle verkroch ich mich, sondern klemmte meinen Körper in einen Spalt, der wie geschaffen für mich schien. Ich verschmolz mit dem Fels, und es würde für andere schwierig werden, mich überhaupt zu entdecken.

So wartete ich ab.

Schon bald war das Schiff deutlicher zu erkennen. Es hob sich von der graugrünen Fläche des Meeres ab. Das einzige, schräg gespannte und geblähte Segel schimmerte in den Farben von Rot und Weiß. Doch nicht nur die Kraft des Windes trieb das Schiff an, sondern auch Rudersklaven, die ich zwar selbst nicht sah, dafür jedoch die Ruderstangen, die an der Backbord- und Steuerbordseite des Schiffes aus den dafür vorgesehenen Öffnungen stachen.

Deshalb war der Kahn so schnell, und ich dachte wieder an die Worte des Sehers, der mir berichtet hatte, daß ich ein Ereignis erleben würde, das in der Zukunft noch Bedeutung haben könnte.

Ich war gespannt, wie das Schiff die Brandung überstehen würde. Sie war ziemlich hart, man mußte den Kahn gut ausmanövrieren, und einen Hafen hatte ich nicht entdeckt.

Das Schiff drehte ab.

Nach Backbord hin wurde es geleitet und geriet aus meinem

Blickwinkel. Das ärgerte mich. So konnte ich nicht erkennen, was weiterhin geschah. Ich mußte raten.

Wahrscheinlich lief der Kahn einen Hafen an. Ich hatte jedoch keinen gesehen, und auch das Schiff blieb meinen Augen jetzt verborgen.

Fast platzte ich vor Neugierde. Das Schiff lief sicherlich nicht ohne Grund diese einsame Insel im Meer an.

Ich spielte mit dem Gedanken, meine Deckung zu verlassen, doch das wäre schlecht gewesen, man sollte mich nicht entdecken.

Es wurde dunkler.

Fast übergangslos geschah dies, und die Schatten der hohen Felsen glichen einem finsternen Tuch, das alles andere überdeckte.

Manchmal, wenn der Wind günstig stand, da glaubte ich, Stimmen zu vernehmen. Als verwehende Fetzen wurden die Laute an meine Ohren getrieben, doch verstehen konnte ich nichts.

Hell und weiß war der Schaum an der Brandung. Er wurde so hoch geschleudert, daß ein glitzernder Tropfenregen über die Steilwand fiel.

Am Himmel stand der Mond. Die Sichel leuchtete fahl und warf ihr silbriges Licht nach unten. Ein fast romantisches Bild, wenn ich in meiner Zeit auf so einer Mittelmeerinsel Urlaub gemacht hätte, so aber fand ich es nicht romantisch, sondern eher düster und geheimnisvoll.

Das Warten wurde zur Qual. Manchmal brachte der Wind wieder feinen Sand mit, der seinen Weg auch in mein Gesicht fand.

Plötzlich bewegte sich etwas. Das geschah vor mir am Strand, und im nächsten Augenblick schob sich wieder etwas hinaus in die anrollenden Wellen der Brandung.

Das Boot legte ab.

Eine Veränderung konnte ich nicht feststellen. Weshalb hatte es die Insel angelaufen? Grundlos sicherlich nicht. Ich dachte

nach und gelangte zu der Überzeugung, daß die Männer vielleicht etwas auf der Insel zurückgelassen hatten.

Mein Blick glitt in die Richtung, wo ungefähr der Anlegeplatz liegen mußte. Dort bemerkte ich auch etwas. Es war ein Spiel von Licht und Schatten. Einem Licht, das tanzte und eigentlich nur von einem Feuer stammen konnte.

Der rötliche Widerschein wurde stärker. Das Feuer mußte durch den aufkommenden Wind neue Nahrung erhalten haben, weshalb die Flammen auch höher schlugen.

Ich war wirklich mehr als gespannt und wollte meine Deckung schon verlassen, als ich aus reinem Zufall einen letzten Blick nach links und rechts warf.

Da sah ich sie.

Eine Gestalt verließ nicht weit von mir entfernt eine der Höhlen. Sie hatte helles, fast golden schimmerndes Haar und trug ein tunikaähnliches Gewand.

Die Frau war Pandora!

Als hätte mich ein gütiges Schicksal davor bewahrt, voreilig zu reagieren, so kam es mir vor. Wäre ich wenige Sekunden früher aus dem Schatten der Felsen getreten, hätte sie mich gesehen. So aber sah ich sie und konnte die Verfolgung aufnehmen.

Pandora schaute sich nicht um. Sie wandte sich nach links und schritt auf dem Vorsprung immer an den hohen Felsen entlang, wobei sie sich nicht ein einziges Mal umdrehte. Mir gereichte es zum Vorteil, daß sie ein so helles Gewand trug. So war sie gut zu erkennen und verschmolz niemals mit den düsteren Schatten der Felsen.

Natürlich war ich gespannt, wohin sie der Weg führen würde. Wahrscheinlich hinunter zum Strand, denn sie nahm die Richtung, die dorthin wies, wo das Schiff angelegt hatte. Ich bemühte mich, so leise wie möglich zu sein. Pandora ging nicht sehr schnell, dafür zielstrebig und sehr sicher.

Schon bald verließ sie den Vorsprung und wandte sich scharf nach rechts. Sie brauchte nicht zu klettern, denn ein schmaler Pfad führte in die Tiefe und wand sich schlangengleich zwischen den rechts und links hochwachsenden Felsen. Ich konnte näher an sie heran. Einmal löste sich unter meinem rechten Fuß ein Stein. Zum Glück rollte er nicht in die Tiefe und riß auch keine anderen mit.

Trotzdem war ich stehengeblieben und lauschte mit angehaltenem Atem. Es rührte sich nichts. Pandora ging weiter, demnach hatte sie mich nicht gehört.

Nach wenigen Minuten konnte ich bereits über die Felsen schauen und mehr erkennen.

Da gab es tatsächlich einen kleinen Hafen. Ein natürliches Gewässer, zum Meer hin geschützt durch halbrunde Felsen, die wie die Zangen eines Skorpions wirkten.

Dort brach sich das Wasser.

Am Strand jedoch, auf einer hellen weißen Fläche aus Sand, da brannte ein Feuer.

Die Ankömmlinge hatten es als Zeichen zurückgelassen, und die Flammen fraßen sich gierig in die rohen Holzbalken hinein.

Das Feuer war das Ziel der Pandora.

Natürlich trug sie ihr Füllhorn. Ohne diesen Gegenstand konnte man sie sich überhaupt nicht vorstellen. Pandora hatte es unter den linken Arm geklemmt, die runde Öffnung wies nach vorn.

Ich duckte mich tiefer zwischen die Felsen, während ich die nächsten Schritte zurücklegte.

Schließlich konnte ich wieder normal gehen und fand einen Platz, der nur wenige Armlängen vom Feuer entfernt war und im Schatten lag.

Pandora hatte das Feuer erreicht. Sie ging einmal um die Flammen herum und hielt den Kopf dabei gesenkt. Mit ihren Blicken suchte sie den Boden ab.

Was hoffte sie dort zu finden?

Ich wußte es nicht, doch ich sah, wie sie sich bückte und etwas aufhob. Es sah aus wie ein längliches Paket und schimmerte glasig, als bestünde es aus geschmolzenem Sand.

Sosehr ich mich auch bemühte, genau konnte ich es nicht erkennen, was Pandora in ihren Armen hielt.

Es wurde spannend, denn sie war vor dem Feuer stehengeblieben. Dabei wandte sie mir ihr Profil zu, das im Widerschein der Flammen seltsam hart erschien.

Sehr genau schaute ich hin. Selbst das Füllhorn hatte Pandora abgestellt, sie hielt nur den Gegenstand in den Händen, den die Seeleute zurückgelassen hatten.

»Aus dem Reich der aufgehenden Sonne bist du gekommen«, sprach sie plötzlich mit lauter Stimme. »Du, großer Xorron, den die Mythen der Götter erschaffen haben, damit die Unsterblichkeit bewiesen wird. Aus den magischen Kristallen gläserner Welten wurden Geist, Kraft und Stärke eingeschmolzen. Du bist unsterblich, denn ich, Pandora, werde dich erwecken, weil der Göttervater Zeus mir die Kraft gegeben hat, das Grauen auf die Erde und damit über die Menschen zu bringen. Du wirst immer dem gehorchen, der dir befiehlt, und ich allein werde deine Herrin sein!«

Mit dem letzten Wort wuchtete sie den Gegenstand nach vorn und ließ los ihn.

Er fiel in die Flammen.

Für einen Moment stoben sie auf. Mir kam es so vor, als würden sie Gesichter annehmen. Fratzen, die tanzten und zuckten, lautlos lachten und einen gespenstischen Reigen vollführten.

Hier geschah etwas Weitreichendes. Der Seher hatte davon gesprochen, und ich erinnerte mich in diesem Augenblick wieder an seine so großen Worte.

Ein Zischen ließ mich zurückzucken. Ich stieß mir hart den Kopf und sah für einen Moment Sterne, und als ich wieder richtig schauen konnte, da entdeckte ich den Qualm.

Dick, träge und grünlich schimmernd stieg er aus dem

Feuer, überdeckte die Flammen und wurde zu einem wallenden Nebel, der allmählich auf mich zu quoll.
Aber der Wind vertrieb ihn, peitschte Löcher hinein, und ich sah aus den Flammen eine Gestalt steigen.
Es war Xorron!

Damit hatte ich nicht gerechnet Ich war in die Vergangenheit geschleudert worden, um zu erleben, wie Xorron entstand. Oder wieder entstand, denn er mußte schon einmal gelebt haben, denn ich erinnerte mich an die Sätze, die Pandora gesprochen hatte.

Der Dämon war aus dem Reich der aufgehenden Sonne gekommen. Und das hieß im Klartext: Er stammte aus Japan. Aus dem alten, uralten Japan, wobei ich sofort Verbindungen zu Tokata und dem Goldenen Samurai zog. Japan und das antike Griechenland. Nie hatten sie Berührungspunkte gehabt, doch hier sah es anders aus. Sie näherten sich. Zwei Mythologien griffen ineinander über. Welch eine Erkenntnis!

Ich stand da und schluckte. Xorron sah aus, wie ich ihn kannte. Ein milchigweißes Ungeheuer, das durch die Flammen schritt und den brennenden Kreis jetzt verließ.

Ich wußte nicht, ob er mich gesehen hatte, jedenfalls machte ich mich so klein wie möglich, duckte mich fast an den Erdboden und beobachtete ihn weiter.

Er hatte die Flammen nun verlassen. Sein Kopf ruckte nach rechts. Er schaute auf Pandora, die ihm zunickte und lächelte. Dabei wurde ihr Gesicht vom Widerschein des Feuers gestreift, und das Lächeln fiel verzerrt aus.

Sie sagte ein paar Worte, redete jedoch in einer Sprache, die ich nicht verstand, aber Xorron gehorchte ihren Befehlen. Er trat auf sie zu. Pandora ging noch einen Schritt.

Nur das Knistern des Feuers war zu hören und das leise Knacken, mit dem das Holz brach.

Xorron verhielt seinen Schritt. Vor Pandora blieb er stehen, streckte seinen Arm aus und legte die Hand auf die Schulter der Frau.

In diesem Augenblick wurde das Siegel geschlossen.

Pandora und Xorron waren Verbündete.

Ich konnte es nicht begreifen. Wir hatten Xorron in New York zum erstenmal erlebt, hier war er geboren oder wiedergeboren, und ich fragte mich, wie so etwas möglich sein konnte. Welche Räder im Mechanismus der Zeit griffen da ineinander?

Es war müßig, auf diese Frage eine Antwort zu suchen.

Jedenfalls hatte ich einen kleinen Schleier um das Geheimnis dieses Monsters gelüftet, und irgendwie mußte Xorron auch mit der japanischen Mythologie verbunden sein.

Ich stoppte meine Überlegungen und konzentrierte mich wieder auf Pandora und ihren Diener.

Beide hatten sich gedreht. Xorron überragte sie so weit, daß ich sie nicht erkennen konnte. Sie schauten zu der gewaltigen Felswand hin, die sich in der Dunkelheit als ein hoher, wuchtiger Schatten abhob. Dabei deutete Pandora nach vorn, sie wollte Xorron etwas zeigen, und ich folgte unwillkürlich ihrem Blick.

Über dem Felsen schwebte ein heller Punkt. Er war nur sehr klein, erinnerte mich an einen weit entfernten Stern, der allmählich näher schwebte.

Gleichzeitig stellte ich fest, daß mit meinem Kreuz etwas geschah. Es erwärmte sich, ich spürte es auf der Haut und warf einen Blick nach unten.

Es glühte.

Noch strahlte es nicht ab, aber die Magie wurde von Sekunde zu Sekunde stärker.

Und auch der helle Gegenstand kristallisierte sich immer mehr aus der Dunkelheit hervor, so daß es mir gelang, seine Umrisse zu erkennen.

Es war ein Quader.

Der Würfel des Unheils.

Und er schwebte nicht allein in der Luft, sondern wurde von den Klauen des Adlers gehalten.

Der große Vogel hinterließ einen düsteren Schatten, als er sich mit großer Geschwindigkeit unserem Standort näherte, um den Würfel zu bringen, weil er ihn Pandora überreichen wollte.

Konnte ich das verhindern?

Ich dachte nicht mehr an die Zeiten, die mich aufgesaugt hatten, verließ meine Deckung, sprang vor, sah, wie Pandora und Xorron herumfuhren, und hatte auf einmal das Empfinden, in einen zähen Teig geraten zu sein, so sehr hatte sich die Welt um mich herum verändert. Nicht nur ich bewegte mich langsam, auch die anderen, doch ich war es, der wieder in diese magische Falle geriet, den Würfel noch deutlich sah und darin das hohnlachende Gesicht der Pandora, das sich in allen Flächen widerspiegelte.

Dann verschwand um mich herum die Welt ...

Pandora hatte die grausame Ladung ihres Füllhorns geleert, und Suko mußte die Folgen ertragen.

Er konnte nicht mehr weiter, denn der Weg zum Nachbardach wurde ihm durch die braunen Skelette versperrt.

Furchtbar sahen sie aus, schwangen ihre flammenden Peitschen, die als feurige Zungen über das Dach leckten und die Feuchtigkeit von den Pfannen wegdampten.

Der Chinese grubelte nach einem Ausweg. Er schätzte die Entfernung ab, die ihn noch vom anderen Haus trennte. Das nächste Dach war wesentlich flacher, es hatte sogar an der hinteren Seite einen senkrechten Einschnitt, ein Balkon oder eine Art Terrasse, auf der sogar noch zusammengeklappte Stühle standen. Die Skelette hatten gewußt, wie sie am besten auf das Dach gelangten, denn sie hatten den Aufstieg über diese Terrasse benutzt.

Wenn Suko sie erreichte, konnte er von dort aus auf einen in der Nähe stehenden Baum springen und ihn als Zwischenstation nehmen, um zu Boden zu klettern.

Ein sehr gewagter Plan, vor den die Götter nicht nur den Schweiß, sondern in diesem speziellen Fall auch die Skelette gesetzt hatten. Sie würden es verhindern, falls Suko zum allerletzten Mittel griff, das ihm noch geblieben war.

Buddhas Stab!

Zum Glück hatte der Chinese seine Waffen nicht weggelegt, als Lady X ihm dies befahl. Er hatte sogar noch die Nerven, näher an das Dach heranzurutschen, wobei er sich in Gefahr begab, denn die flammenden Peitschen der Skelette hatten eine nicht zu unterschätzende Reichweite.

Darum kümmerte Suko sich nicht.

Er überwand kriechend zwei Yards. Dabei krallte er sich mit seinen Fingern zwischen den Dachpfannen fest, preßte die Lippen zusammen und atmete nur durch die Nase.

Die Skelette ließ er dabei nicht aus den Augen. Sie waren ebenfalls nicht faul und hatten schon fast den Dachrand erreicht. Für den Inspektor wurde es Zeit.

Er tat es nicht gern, aber er mußte eine Hand von der Dachpfanne lösen, um an seinen Stab zu gelangen. Vor Anstrengung und Konzentration hatte sich sein Gesicht verzerrt. Mit der linken Hand nur stützte er sich ab, sein Arm zitterte dabei, während der rechte den Weg unter das Jackett suchte.

Suko fand den Stab mit einer nahezu traumwandlerischen Sicherheit, ließ sich jedoch noch Zeit und schob seinen Körper abermals um einen halben Yard vor.

Das erste der vier Skelette war schon verflucht nahe. Es hatte bereits seinen rechten Knochenarm zum Schlag erhoben, um Suko die flammende Peitsche ins Gesicht zu schmettern.

Da rief er laut und deutlich das magische Wort.

»Topar!«

Die Umgebung erstarrte!

Das Skelett ebenfalls. Zu einem Denkmal schien der Knöcherne geworden zu sein, und Suko mußte die fünf Sekunden, die ihm blieben, unter allen Umständen ausnutzen. Nur er konnte sich bewegen. Nicht diejenigen, die den Ruf ebenfalls vernommen hatten.

Das Dach lag etwas tiefer. Suko richtete sich mit einem Ruck auf und hatte plötzlich große Angst, nach rechts zur Seite wegzukippen, denn dann würde es ihm so ergehen wie Lady X.

Für den Bruchteil einer Sekunde war der Erfolg seiner Aktion wirklich in Frage gestellt. Ein Zuschauer hätte einen Mann auf der Dachkante gesehen, der um sein Gleichgewicht kämpfte und die Arme ausgebreitet hatte.

Suko überwand den Punkt. Vielleicht auch deshalb, weil er seinen Körper so gestählt hatte und ihn in heiklen Situationen wie diesen voll unter Kontrolle hatte.

Der Inspektor setzte all seine Sprungkraft ein und wirkte in den folgenden Augenblicken wie ein fliegender Mensch, überwand tatsächlich die trennende Distanz und landete auf der höher gelegenen Terrasse des Nachbarhauses, wo die vier Skelette erstarrt dastanden.

Suko konnte seinen Schwung nicht sofort stoppen. Er trug ihn noch weiter, und der Inspektor rollte sich mit der Schulter ab, als er nach vorn geschleudert wurde.

Im nächsten Augenblick stand er wieder auf den Füßen.

War die Zeit um?

Fünf Sekunden können lang werden, aber auch sehr schnell verstreichen. Eigentlich zu schnell. Kaum hatte sich Suko umgeschaut, da war die Zeit vorbei.

Die Skelette bewegten sich wieder. Und zwar führten sie genau die Bewegung fort, in der sie gestoppt worden waren. Eine der glühenden Peitschenschnüre raste etwa in Halshöhe auf den Chinesen zu, wobei sich Suko im letzten Augenblick noch wegducken konnte, so daß die Waffe ihn verfehlte.

Mit einem Ausfallschrei erreichte er die Brüstung der Terrasse. Zum Glück war es nicht finster, so daß der Inspektor

die trennende Distanz zum Baum ziemlich gut abschätzen konnte.

Das war zu schaffen.

Geschwind kletterte Suko auf die Terrassenbrüstung, während zwei Häuser weiter das brennende Dach zusammenbrach, wobei die glühenden Balken nach unten fielen und ein gewaltiger Funkenregen in die Höhe geschleudert wurde, bevor weitere Flammen nachfauchten.

Wieder mußte Suko springen.

Das Netz der Äste und Baumzweige kam näher, wurde übergroß. Suko hatte seine Arme ausgestreckt, nicht allein um nach den Ästen zu fassen, sondern auch um sein Gesicht zu schützen, denn er wollte möglichst ohne Verletzungen den Sprung überstehen.

Sein Körper brach durch das Geäst.

Es knackte und knirschte. Die Zweige, längst nicht so stark wie die Äste, brachen zuerst. Suko spürte Schläge gegen den Kopf, steckte sie jedoch weg und hatte das große Glück, den Sprung unverletzt zu überstehen.

Der Inspektor hieb gegen den Stamm. Zahlreiche sperrige Hindernisse hatte er durch seinen Sprung zur Seite räumen können, und als der Stamm vor ihm auftauchte, da umfaßte Suko ihn mit beiden Armen. Obwohl er an der Rinde abrutschte und nachgreifen mußte, konnte er sich dennoch gut halten.

Er arbeitete mit den Beinen, zog sie an, streckte sie aus, tastete und rutschte.

Dann fand er Halt.

Ein wenig bewegte sich Suko nach rechts. Er hatte einen relativ sicheren Stand auf einem festen Ast gefunden und konnte, nachdem er stehengeblieben war, zurück zum Haus schauen.

Zwar standen die Skelette noch auf der Terrasse, doch auch sie wollten den Weg gehen, den Suko genommen hatte.

Aufgabe gab es für sie nicht, und Suko konnte es nicht riskieren, länger in dieser Höhe sitzen zu bleiben.

Er mußte möglichst schnell zu Boden klettern, denn dort hatte er mehr Bewegungsfreiheit.

Sich den Weg erst noch groß auszusuchen konnte sich der Chinese zeitlich nicht erlauben. Er brach kurzerhand durch den Wirrwarr von Ästen und Zweigen, das Splittern war jedesmal Musik in seinen Ohren, und so kam er dem Erdboden ziemlich schnell näher.

Auch die Skelette waren nicht von vorgestern. Sie hatten es leichter als ihr menschlicher Feind. Die Knöchernen mit den flammenden Peitschen brauchten sich nur auf das Geländer zu stellen und dann einfach nach unten springen.

Das taten sie.

Flammende Spuren zeichneten ihren Weg, als sie dem Erdboden entgegenrasten, und als die ersten im Garten landeten, befand sich Suko noch im Baum.

Alles deutete darauf hin, daß er vom Regen in die Traufe geraten war. Als Vorteil konnte er die Entfernung zwischen den Skeletten und dem Baum auf seine Seite buchen. Sie benötigten ein paar Schritte, um ihn zu erreichen.

Suko entdeckte so etwas wie eine Lücke. Zwar standen seinem Sprung zur Erde einige Zweige im Weg, sie sahen jedoch nicht allzu fest und hart aus.

Suko ließ sich fallen.

Als er gegen die Zweige schlug, da knickten sie weg wie Streichhölzer. In einem wahren Regen von Splittern überwand der Inspektor die trennende Distanz und prallte zu Boden.

Das erste Skelett war schon verflucht nahe. Es hatte auf Suko genau achtgegeben, und als es zuschlagen wollte, war Suko noch nicht richtig kampfbereit.

Er machte aus der Not eine Tugend, sackte zusammen und ließ sich kurzerhand nach hinten fallen, wobei er seinen Fall in eine Rolle rückwärts verlängerte.

Der Schlag mit der Flammenpeitsche verfehlte ihn, und Suko hatte freie Bahn.

Obwohl die Gefahr noch längst nicht gebannt war, fühlte er

sich viel besser. Hier unten konnte er sich bewegen, auf dem Dach war es ein Glücksspiel gewesen.

Der Inspektor befand sich inmitten eines Gartens. Er war nicht verwildert, man hatte ihn nur als Obst- und Gemüsegarten genommen und entsprechende Pflanzen angebaut. Ein Zaun trennte ihn zum Nachbargarten. Der Wind blies aus der entgegengesetzten Richtung in das brennende Nachbarhaus hinein und trieb die dicken grauen Schwaden durch den Garten, so daß Suko husten mußte.

Die Skelette verfolgten ihn. Im Gegensatz zu den Knöchernen konnte Suko schneller laufen, wobei er keinesfalls an Flucht dachte, sondern daran, daß er auf die Straße mußte, denn er wollte unbedingt im Brennpunkt des Geschehens bleiben. Zudem dachte er an Lady X, die auch noch mitmischte. Wenn er nicht bis zum Ende der Straße laufen wollte, mußte er eine Lücke zwischen den Häusern finden.

Und die entdeckte er auch.

Eine Durchfahrt, ein Pfad, kaum größer als zwei nebeneinandergelegte Handtücher. Bevor Suko in den Zwischenraum eintauchte, schaute er hindurch.

Am Ende lauerte niemand auf ihn, und er konnte bis zur Straße blicken. Das mußte klappen.

Suko klemmte sich in den Raum zwischen zwei Häusern. Er mußte zwar die Schultern etwas einziehen, ansonsten jedoch kam er gut von der Stelle, brauchte nur ein paar Sekunden, um die Einfahrt hinter sich zu lassen und blieb an deren Ende stehen, um auf die Straße zu schauen.

Es hatte sich kaum etwas verändert. Noch immer loderten die Flammen auf der Straße, wurde die Szene von den Skeletten und grünlich schimmernden kleinen Monstern beherrscht, und er sah die Menschen von Billings, die sich seltsamerweise zurückhielten und eigentlich nur mehr als Beobachter fungierten.

Suko überlegte. Innerhalb von Sekunden mußte er einen Plan gebastelt haben, mehr Zeit blieb ihm nicht.

Die Übermacht war stark. Eigentlich schon zu stark, und Suko dachte daran, Verstärkung zu holen, denn zusammen mit John war ihre Kampfkraft wesentlich wirkungsvoller. John befand sich im Kloster. Es hatte Suko sowieso schon gewundert, daß sein Freund und Kollege noch nicht zurückgekommen war. Anscheinend hatte man ihn dort in den Bergen aufgehalten, weil alles nicht so nach Plan lief.

Um zum Kloster zu gelangen, benötigte er einen fahrbaren Untersatz. Der befand sich nicht in der Nähe, und Suko nahm sich vor, einen >auszuleihen<.

Er hatte parkende Wagen entdeckt, wußte, wie man sie kurzschließen konnte, um ohne Schlüssel losfahren zu können.

Da wurden seine Augen groß, denn als er nach links schaute, sah er einen fahrenden Wagen.

Er bog aus einer Seitenstraße, fuhr sehr langsam, und Suko identifizierte die Automarke.

Es war ein Ford Escort.

Rasch löste er sich aus seiner Deckung. Über die Straße wehten dunkelgraue Rauchschleier, die die Sicht behinderten.

Zum Glück trieb sie der Wind in die Richtung, die dem Wagen entgegengesetzt lag.

Der Inspektor lief auf das Fahrzeug zu und wedelte mit beiden Armen. Egal, wer darin saß, er brauchte das Auto jetzt. Der Fahrer bremste.

Im selben Augenblick erkannte Suko ihn und stellte fest, daß er es mit einer Fahrerin zu tun hatte.

Er kannte die Frau, denn es war die Schwester des verstorbenen Arztes, Miß McGovern ...

Lady X erstickte fast an ihrer eigenen Wut. Sie hätte schreien können und machte sich die bittersten Vorwürfe, überhaupt mit dem von ihr verhaßten Chinesen Seite an Seite gekämpft zu haben. Jetzt war sie von dem Schlitzauge reingelegt worden, und wäre es ihr im letzten Augenblick nicht gelungen, sich an

der Dachrinne festzuklammern, hätte nichts mehr ihren Fall bremsen können.

Noch hielt sie sich, doch dieser Halt war sehr trügerisch.

Eine Dachrinne besteht nicht aus Eisen, sondern aus einem dünnen Blech, das nicht dafür gebaut ist, für längere Zeit ein Gewicht zu tragen.

So war es auch mit der Dachrinne, an der Lady X nun schon seit Minuten hing.

Sie bog sich allmählich durch.

Wut, Haß und Zorn steigerten sich noch bei der Blutsaugerin. Ihr Gesicht hatte sich verzogen, die Gegner brauchten überhaupt nichts zu tun, nur zu warten. Sie würde ihnen wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

Das ärgerte sie.

Abermals gab es einen Ruck, und sie vernahm dabei das verdächtige Knirschen. Links von ihr war es aufgeklungen. Dort stand das allmählich abbrennende Haus. Als Lady X einen Blick dorthin warf, sah sie den Funkenregen, der aus dem Dach stob und wie eine gewaltige Wunderkerze in den grauen Himmel stieg.

Wie lange hielt die Rinne noch?

Bewegen wollte sie sich nicht. So etwas konnte den Vorgang nur beschleunigen. Sie hatte bereits versucht, mit den Fußspitzen an der Mauerwand einen Halt zu finden, es aber nicht geschafft, da die Wand einfach zu glatt war, und das nächste Fenster befand sich leider nicht in ihrer Höhe.

Da riß die Rinne.

Sie hörte nicht einmal das Knacken, sondern spürte nur den plötzlichen Ruck, der sie in die Tiefe zog.

Ein wilder Fluch drang über ihre Lippen, als sie dem Boden entgegenschwebte, denn die Dachrinne wurde nicht vollständig abgerissen, sie hing noch an einer Kante fest, und sie erschien Lady X wie ein rettendes Seil.

Die Vampirin schwankte. Von einer Seite zur anderen wurde sie geschleudert, bewegte jetzt auch ihre Beine und sah bereits

die Skelette mit den flammenden Peitschen, wie sie zusammenliefen und sich dort sammeln wollten, wo die Untote landete.

Der Scott war klar, daß sie etwas unternehmen mußte. Sie tat es auf eine spektakuläre Art und Weise, indem sie sich kurzerhand fallen ließ.

Die Entfernung zum Grund hätte einem Menschen die Knochen brechen können.

Lady X kannte da keine Hemmungen. Sie prallte hart auf den Boden, sackte zusammen, doch sie fing sich wieder und kam auf die Füße, wobei sie in der Drehung die Maschinengewehr von der Schulter rutschen ließ.

Das erste Skelett war bereits sehr nahe. Die Scott feuerte. Eine Kugelgarbe tanzte aus dem Lauf. Sie hieb in die braunen Knochen, wobei sie das Skelett zurückschleuderte, so daß Lady X freie Bahn für sich hatte.

Da sah sie etwas, das ihre Augen groß werden ließ.

In die Straße bog ein Wagen ein. Und sie sah Suko, den Chinesen. Er hatte es ebenfalls geschafft.

Na warte, du Hund! dachte sie, wollte schon feuern, denn die Entfernung war günstig, als seitlich von ihr eine glühende Schnur auf sie zuzuckte und die Scott in Deckung zwang, so daß sie ihr Vorhaben erst einmal aufgeben mußte.

Dabei war sie so weit gesprungen, daß sie von der Hauswand gestoppt wurde.

Wieder schoß sie.

Ihre Kugeln trieben das zweite Skelett zurück. Wild lachte die Untote. Sie konnte die anderen zwar nicht vernichten, aber in Schach halten, und noch hatte sie nicht verloren, das wollte sie auch beweisen ...

Ich spürte die Kälte - und den Schnee!

Ja, Freunde, Schnee und Kälte. Ein fast brutal zu nennender Übergang, der mich völlig aus der Bahn warf. In den ersten

Augenblicken wußte ich nicht, wo ich mich befand, die Welt um mich herum war ein völliges Durcheinander. Mit den Gedanken befand ich mich noch ganz woanders, in einer Zeit, die weit vor der Geburt Christi lag, und ich dachte auch an die Szenen, die ich gesehen und die sich unauslöschlich in meinem Gehirn festgebrannt hatten.

Jetzt wieder die andere Seite.

Ich lag auf dem Boden. Der Schnee pappte an meinem Gesicht. Ich hielt das Kreuz fest, es schaute aus meiner Faust und verstrahlte einen seltsamen Glanz. Am liebsten wäre ich lieggeblieben, da ich mich erschöpft fühlte, aber ich konnte es nicht riskieren und mußte wieder hoch.

Wo steckten die anderen, meine Gegner?

Ich hob den Kopf, wischte mir den Schnee aus den Augen und sah sie.

Pandora und Xorron.

Der Herr der Zombies und Ghouls lag in meiner Nähe. Er rührte sich nicht, nur seine grünen Knochen schimmerten in einer seltsam starken Farbe durch den Körper.

Pandora war auch noch da. Auch sie hatte es nicht mehr auf den Beinen gehalten, die explodierende Magie hatte keinen von uns richtig verschont. Wir waren alle in den Kreislauf hineingezerrt worden, der uns nun wieder ausgespien hatte.

Mit mir zusammen erhob sich auch Pandora auf die Füße. Sie hielt den Würfel fest, ich das Kreuz, und wir starrten uns an.

»Sinclair!« ächzte sie.

Ich lachte rauh und gleichzeitig wild, wobei ich mich um Xorron nicht kümmerte. »Du hast es nicht geschafft, Pandora!« flüsterte ich. »Du hast mich nicht fertigmachen können.«

»Wer hat dir geholfen?«

»Mein Kreuz!«

»Nein!« schrie sie. »Nein, das kann es nicht allein gewesen sein. Es ist nicht so stark. Der Würfel ist stärker, ich weiß es. Du mußt noch einen anderen Helfer gehabt haben.«

Den hatte ich in der Tat gehabt, und ich dachte an den Seher, der vielleicht eingegriffen hatte, aber das band ich der Pandora nicht unbedingt auf die Nase.

»Du weißt, wo wir uns befunden haben?« fragte ich.

»Zu gut, Sinclair, zu gut. Die Magie hat uns in die Vergangenheit geschleudert. Du hast eine Episode aus meinem Dasein erlebt. Ich habe Xorron damals an mich genommen, und ich bin gekommen, um ihn wieder zurückzuholen.«

»Wer hat ihn gebracht?«

»Ein anderes Volk.«

»Japaner?«

»Wer ist das?«

Sie konnte es nicht wissen. Der Name Japan war erst viel später entstanden. »Ich meine die Söhne aus dem Land der aufgehenden Sonne, wo die Kirschen blühen und die Samurais das Sagen haben.«

»Daher kam er.«

»Was ist er?«

Pandora schüttelte den Kopf. »Ich werde es dir nicht sagen. Du mußt die Kristallwelt selbst finden, wenn du es wissen willst. Aber du kennst die Samurais und die Ninjas. Daran mußt du dich halten, nur wird es dir nichts nutzen. Xorron ist zu stark, sein Geheimnis oder das Geheimnis seiner Herkunft bleibt versiegelt, auch du wirst es nicht lösen können. Sie haben ihn weggeschafft, weil sie ihn nicht mehr brauchten. Aber ich nahm mich seiner an.«

»Das habe ich gesehen.«

Noch immer stand die Partie unentschieden. Ich wußte nicht, wie es weitergehen sollte und welche Pläne Pandora noch verfolgte. Gute waren es nicht, und ich mußte versuchen, all das zu verhindern, was sie in die Tat umsetzen wollte.

»Weshalb ziehst du dich nicht in deine Zeit zurück?« fragte ich.

»Ich wollte Xorron!«

»Und wer hat ihn dir damals abgenommen?«

»Das ist eine andere Geschichte.«

»Die du mir nicht erzählen wirst!«

»Du hast es erraten.«

Ich konnte sie nicht zwingen. Die Vergangenheit interessierte mich im Augenblick auch nicht. Ich war mir fast sicher, daß ich es irgendwann einmal erfahren würde. Steinchen für Steinchen wollte ich zusammentragen, um das Geheimnis Xorrons zu ergründen.

Nun interessierte mich die Gegenwart. Und da gab es Menschen, die Pandora getötet hatte und noch töten wollte. Die Toten konnte ich nicht mehr erwecken, aber ich wollte verhindern, daß die Botin des Unheils weitere Menschenleben vernichtete.

Ich stand ihr jetzt mit einem anderen Gefühl gegenüber. Sie hatte versucht, mich ebenfalls umzubringen, doch es war ihr nicht gelungen, weil beide gegensätzlichen Kräfte sich aufgehoben. Mein Kreuz glich die magische Kraft des Würfels aus, und es war zu einer Eskalation gekommen, die uns in die Vergangenheit geschleudert hatte.

Gewonnen hatte ich einige Erkenntnisse, den Kampf allerdings nicht. Er stand unentschieden.

Nach wie vor belauerten wir uns gegenseitig. Pandora würde nicht aufgeben, ich allerdings auch nicht.

»Ich mache dir einen Vorschlag, Pandora«, sagte ich mit leiser, aber dennoch gut zu verstehender Stimme.

»Laß hören!«

»Geh wieder zurück! Verschwinde aus unserer Zeit! Es ist nicht die deine. Du mußt dorthin und dort bleiben, wo die Mythen und Legenden ihre Heimat haben. Du bist für unsere Dimension nicht geschaffen. Die Erde gehört dir nicht mehr. Vielleicht der Olymp, wo die Gestalten der griechischen Mythologie ihre Heimat haben. Die Menschen hier sind anders geworden.«

»Sie reagieren auf meine Magie.«

Ich nickte. »Das schon. Aber sie haben dir nichts getan,

Pandora. Sie griffen dich nicht an, sondern leben für sich und mit ihren alten Legenden über euch. Laß es so bleiben!«

»Nein!«

Ich holte tief Luft. Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet, doch ich fragte mich, was das alles sollte. Dieses schreckliche Morden, dieses Grauen. Es hatte doch keinen Sinn. Und dies sagte ich Pandora auch.

»Es hat einen Sinn«, erklärte sie mir eiskalt. »Und zwar einen, den mir der Göttervater Zeus mit auf den Weg gab. Er überreichte mir die Büchse. Sie sollte das Unheil über die Menschheit verbreiten. Zeus war zornig, als Prometheus der Menschheit das Feuer brachte. Deshalb wurde ich erschaffen. Aus dem Lehm der Erde hat er mich geformt und mich mit all den Vorzügen einer Frau ausgestattet. Ich besitze mein Füllhorn, und ich habe es geleert, so wie ich es immer leeren werde, darauf kannst du dich verlassen.«

»Du hast Xorron. Was willst du mehr?«

»Die Macht.«

»Die wird dir Zeus nicht geben!« Ich redete jetzt in einer Sprache, die sie hoffentlich verstand. »Willst du mächtiger sein als der Göttervater? Nein, Pandora, das schaffst du nicht. Du bist ihm Untertan, daran solltest du denken. Nimm deinen Adler und verschwinde. Es ist doch der Vogel, der Prometheus, als er an einen Felsen im Kaukasus gekettet war, jede Nacht die Leber aus dem Leib riß, die jedoch immer wieder nachwuchs.«

»Ja, das ist er!«

»Dann verschwindet beide!«

»Niemals!«

Ein hartes, ein endgültiges Wort, das Pandora da gesprochen hatte, und ich sah, daß sie Verstärkung erhielt. Hoch über uns schwebte ein Vogel. Es war der schwarze Todesadler, der Pandora unterstützen wollte.

Wenn er uns erreichte, stand ich drei Feinden gegenüber. Deshalb mußte ich handeln.

Pandora hatte mit dem Angriff nicht gerechnet, ich selbst wohl auch nicht, doch irgend etwas ließ mich automatisch reagieren, und bevor Pandora ihre Magie einsetzen konnte, war ich bei ihr, schlug gegen ihre Arme und entriß ihr mit einer Hand den Würfel des Unheils ...

Ihren Schrei der Wut hörte ich zwar, doch was war er schon gegen meinen Triumph?

Ich hatte den Würfel.

Endlich!

Es war ein Gefühl in mir, das ich gern stundenlang ausgekostet hätte, es allerdings nicht konnte, weil mir die Zeit dafür nicht blieb. Ich mußte in der kurzen Zeitspanne daran denken, welche Kämpfe es um den Würfel gegeben hatte. Dr. Tod hatte ihn an sich genommen. Nach seiner Vernichtung hatte LadyX den Würfel für ihre Zwecke mißbraucht, sie verlor ihn an Pandora, nun besaß ich ihn.

Man konnte ihn manipulieren.

Darin lag ja seine Stärke. Nicht nur zum Bösen wandte sich der Würfel hin, nein, wenn jemand etwas Gutes mit ihm vorhatte, dann reagierte er dementsprechend.

Ich wollte ihn für eine gute Sache einsetzen!

Pandora war noch bleicher geworden. Zum erstenmal erlebte ich sie fassungslos. Damit hatte sie nicht rechnen können. Ich umklammerte mit meiner linken Hand den Würfel des Unheils, mit der rechten hielt ich das Kreuz fest, und mich durchströmte ein gutes Gefühl.

Ich konzentrierte mich auf diesen Gegenstand, während ich gleichzeitig Pandora anschaute.

»Nimm deine Magie zurück, Pandora!«

»Nein, nie!«

»Dann zwingen dich dazu!« flüsterte ich und befahl ihr, durch den Würfel so zu handeln, wie ich es wollte. Über mir hörte ich das Rauschen der Schwingen, der Adler war bereits

verflucht nahe, aber um ihn konnte ich mich jetzt nicht kümmern, Pandora war wichtiger.

Etwas ging vom Würfel aus. Es wurde in ihm geboren, und ich glaubte sogar, einen Kraftstrom zu spüren, der meinen Körper überrollte. Die Magie des Würfels setzte ein, sie bemächtigte sich meiner Gedanken, und ich steuerte sie.

Gegen Pandora!

»Verschwinde aus dieser Welt!« formulierte ich. »Du hast hier nichts zu suchen. Mache deine Magie rückgängig!« Immer wieder sprach ich diese Sätze in Gedanken aus, und ich sah jetzt den Adler über Pandora schweben, die sich gegen den magischen Strom stemmte.

Sie hatte nach ihrem Füllhorn gegriffen, wollte es kippen und noch mehr Unheil verbreiten.

Ein gedankliches »Nein« schmetterte ich ihr entgegen.

Der Würfel des Unheils bekam Macht über sie. Pandora besaß kein Kreuz wie ich, sie mußte den magischen Strömen gehorchen und ihre schrecklichen Vorsätze zurücknehmen. Kein Mensch sollte mehr durch sie sterben, und die von ihr Infizierten würden wieder leben.

So wollte ich es, so befahl ich es ihr. Der Würfel verstärkte meine Gedanken, die in ihr Gehirn drangen und es buchstäblich auseinanderrißen.

Sie wehrte sich.

Hart warf sie den Kopf zurück, riß ihre freie Hand hoch, wobei sich die Finger in das Gefieder des Adlers verkrallten, der wild mit seinen Flügeln schlug.

Die Magie des Würfels traf beide. Ich hielt mich auch nicht zurück, meine Gedankenströme waren stark wie selten, die Konzentration ungeheuer, denn ich mußte es schaffen. Wenn es mir nicht gelang, war alles verloren.

»Weg! Hinweg!«

Gedankliches Schreien. Einen anderen Ausdruck gab es nicht dafür. Und der Würfel veränderte sich im Innern. Die Schlieren gerieten in Wallung. Sosehr sich Pandora auch gegen

mich und die Magie des Würfels wehrte, sie kam nicht dagegen an.

Und plötzlich entstand dort, wo sie sich aufgestellt hatte, eine dünne Rauchwolke. Im nächsten Augenblick verschwand ihre Haut, ich sah für einen nicht meßbaren Moment eine Lehmfigur vor meinen Augen, bevor eine fauchende Wolke entstand und Pandora sowie ihren Adler mit sich riß. Hinein in die Welt und Dimensionen der Mythen und Legenden. Dort sollte sie bleiben. Da gehörte sie hin. Ich hatte sie besiegt, aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch die des Würfels. Er hatte mich so sehr unterstützt.

Schwer holte ich Atem. Die Stelle, wo Pandora gestanden hatte, war leer.

Meine Knie zitterten. Es fiel mir schwer, mich auf den Beinen zu halten. Schwindel wollte mich überkommen, nicht allein aus der Erschöpfung geboren, sondern auch aus dem Wissen, einen Sieg errungen zu haben. Eine mächtige Gegnerin war zurückgeschlagen worden, und wie es aussah, hatte ich auch ihre Magie aufheben und eine neue verhindern können. Ein doppelter Erfolg, der bald darauf einen gehörigen Dämpfer bekommen sollte.

Ich hatte Xorron vergessen.

Er mich nicht.

Xorron lag noch am Boden. Er war nicht ausgeschaltet worden, da ich den Würfel des Unheils nur gegen Pandora eingesetzt hatte.

Ich dachte weiterhin nur an den Würfel. Schon oft genug hatte ich erlebt, daß uns Lady X durch seine Hilfe entwischt war. Der Würfel erlaubte es, Zeitsprünge durchzuführen. Ich konnte zwischen drei Zielen wählen.

Da war erst einmal der Rover, der tief unter mir lag. Dort befand sich noch der Bumerang und auch mein Einsatzkoffer. Beides wollte ich gern an mich nehmen.

Auch das Kloster stand auf meiner Liste, um nachzuschauen, ob es den Mönchen wieder besserging.

Und ein drittes Ziel hatte ich vor Augen. Die kleine Stadt Billings, wo sich Suko herumtrieb und sicherlich in große Schwierigkeiten geraten war, wie ich mir vorstellen konnte. Wohin?

Ich entschied mich für die letzte der drei Möglichkeiten, für Billings und für Suko.

Abermals konzentrierte ich mich auf den Würfel und auf das neue Ziel. Meine Gedanken wurden herrlich leicht, sie ließen sich so einfach steuern. Ich lächelte, fühlte einen Triumph und wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis auch ich verschwand.

In meinem Körper begann das Kribbeln, an den Füßen fing es an, der Würfel wurde plötzlich größer, ich hatte das Gefühl zu schweben und von hellem Rauch umgeben zu sein.

Jetzt mußte es passieren.

Da wurde ich gepackt. Jemand hatte sich von hinten auf meinen Körper geworfen und klammerte sich mit seinen Händen daran fest.

Xorron! schrie es in mir. Ihn hatte ich vergessen, wollte die Reise noch rückgängig machen - zu spät!

Nicht nur ich befand mich auf dem Weg nach Billings, auch Xorron war mitgekommen, und ich hatte mir ein Kuckucksei ins eigene Nest gelegt ...

Zuerst sah Suko das erschreckte Gesicht der Frau, dann trat sie auf die Bremse.

Der Ford stand augenblicklich. Sie war nicht sehr schnell gefahren, so rutschte der Wagen auch nicht.

Suko wartete nicht, bis Miß McGovern die Tür aufgestoßen hatte, sondern riß selbst die Beifahrertür auf. Die Frau drehte ihm ihr erschrecktes Gesicht zu.

»Steigen Sie aus, und setzen Sie sich auf den Beifahrersitz!« befahl Suko.

»Aber wie ...?«

»Machen Sie schon!«

Die Schwester des toten Arztes stellte fest, daß es dem Chinesen ernst war. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, hielt sie sich an die Anordnung, verließ den Wagen, während Suko in den Ford hineintauchte, über den Beifahrersitz rutschte und hinter dem Lenkrad Platz nahm.

An der anderen Seite stieg die Frau ein. »Ich hatte Feuer gesehen und wollte nachschauen, was los ist.«

»Die Hölle«, erwiderte Suko hart und wuchtete die Tür zu. Der Motor lief nicht. Miß McGovern hatte ihn vor Schreck abgewürgt, und Suko mußte ihn erst erneut starten.

»Was geht da vor?« Die Frau war völlig durcheinander. Sie startete die Straße hoch und sah die schrecklichen braunen Skelette, die ihre Flammenpeitschen in den knöchernen Klauen hielten. Auch das brennende Haus konnte sie nicht übersehen und die seltsamen kleinen Feurädämonen auch nicht, die ihre Gestalt verändert hatten und zu glühenden Bällen geworden waren.

»Wir müssen hindurch«, sagte Suko.

»Sie wollen ...?«

»Es geht nicht anders. Zurück können wir nicht. Da haben wir sie im Nacken, und es würde uns schwerfallen, ihnen auszuweichen. Also drücken Sie die Daumen.«

»Gibt es denn wirklich keine andere Chance?«

»Nein!«

Miß McGovern nickte. Sie warf Suko dabei einen schiefen Blick zu und bewunderte diesen Mann, der neben ihr saß und ein so großes Vertrauen ausströmte. Allerdings konnte sie nicht in Sukos Seele schauen. In seinem Inneren war er längst nicht so ruhig, wie er sich äußerlich gab. Da tobte eine regelrechte Hölle, und die Angst, es nicht schaffen zu können, drückte wie ein Alp auf seine Brust.

Der Inspektor startete. Die Skelette hatte er zur Genüge beobachten können, und er dachte auch an eine weitere Feindin.

LadyX!

Sie war nicht erledigt. Wie Suko sie kannte, würde der Waffenstillstand zwischen ihnen beiden nicht mehr gelten. Er entdeckte sie in dem Augenblick, als die Dachrinne riß und sich allmählich nach unten senkte. Die Scott hielt sich krampfhaft fest. Ihr Körper pendelte, sie ließ trotzdem nicht los, neigte sich mit der Dachrinne dem Boden entgegen und erreichte ihn auch unbeschadet.

Danach wurde Sukos Aufmerksamkeit von anderen Dingen in Anspruch genommen. Er mußte sich auf die Fahrerei konzentrieren und vor allen Dingen auf seine Feinde, denn die Skelette hatten bemerkt, wer und was sich ihnen da näherte, deshalb formierten sie sich.

»Was machen Sie?« schrie die Frau neben dem Inspektor angsterfüllt. »Mein Gott, ich ...«

»Schnallen Sie sich an, Mädchen, ich gebe Gas!« knurrte Suko und drückte das Pedal nach unten.

Als das erste Skelett die Flammenpeitsche schleudern oder schlagen wollte, befand es sich bereits zu nahe an der Stoßstange des heranbrausenden Ford.

Ein winziger Dreh mit dem Lenkrad, und der Wagen machte einen Schlenker, das Skelett wurde erfaßt, es erklang ein hohles Klappern, und einen Moment später flog der Knochenmann im hohen Bogen davon. Er krachte auf die Straße, überschlug sich dabei, wurde aber nicht zerrissen, sondern kam wieder auf die Füße.

Da hatte Suko ihn längst passiert.

Miß McGovern zitterte vor Furcht. Ihr Mund stand offen, die Lippen bebten, ebenfalls die Hände, und sie hatte beide ineinander gekrallt.

»Wir schaffen es!« sagte Suko, »wir ...«

Da weiteten sich seine Augen, denn wie ein Schatten hatte sich Lady X von der Hauswand gelöst, war auf die Straße gesprungen und legte auf den heranfahrenden Wagen an.

Die Entfernung schmolz zu schnell. Suko konnte bereits ihr

Gesicht erkennen, in dem alles Dämonische leuchtete und sich widerspiegelte, zu dem sie fähig war.

»Runter!« brüllte der Chinese seine Beifahrerin an. Als sie nichts tat und vor Schreck steif saß, nahm Suko die Sache in die Hand und drückte die Frau nach unten.

Mit einer Hand lenkte er weiter und schaute dabei in das fahle Mündungslicht der Maschinenpistole.

Lady X hatte eiskalt geschossen!

Dem Inspektor blieb nur eine geringe Chance, um dem Großteil der Kugeln zu entgehen. Er mußte den Wagen herumreißen, ihn vielleicht ins Schleudern bringen, damit die Garbe vorbeirauschte.

Suko riß das Lenkrad nach links.

Schon hörte er die häßlichen Geräusche der Einschläge, die Frontscheibe wurde zerblasen, Suko konnte nichts mehr erkennen und sah auch nicht, wohin er den Ford lenkte.

Miß McGovern schrie. Suko fühlte einen harten Schlag an der rechten Hand. Dicht oberhalb des Gelenks sah er sein Blut sprudeln und erlebte in den nächsten Augenblicken den großen Bruch.

Der Wagen war einfach zu schnell gewesen. Suko hatte ihn vor der Hauswand nicht mehr herumreißen können, und so krachte er mit der Kühlerschnauze dagegen.

Beide waren nicht angeschnallt und wurden durch den Aufprall nach vorn und wieder zurückgeschleudert.

Leblos sackte Miß McGovern in sich zusammen. Suko bekam schreckliche Angst um sie, er warf ihr einen schnellen Blick zu und entdeckte das Blut auf Kopf und Schultern.

Er wußte nicht, ob es von seiner Verletzung stammte oder von der seiner Beifahrerin.

Die Kühlerschnauze des Ford konnte man nur noch als einen Haufen von Blech bezeichnen.

Gleichzeitig hatte Suko Angst, daß es einen Kurzschluß gegeben haben könnte und der demolierte Wagen Feuer fing. Deshalb wollte er so rasch wie möglich raus und

hoffte, daß sich die Türen nicht verklemmt hatten. Der Innenspiegel stand schief. Suko selbst war mit Splittern übersät worden. Obwohl es so drängte, warf er noch einen Blick in den Seitenspiegel und sah die Skelette kommen. Sie schlangen ihre Peitschen, schlugen feurige Kreise und wollten töten.

Was Lady X unternahm, konnte er nicht erkennen. Wichtiger waren Pandoras Dämonen. Wenn Suko und die Frau innerhalb des zerstörten Autos hocken blieben, würden die Skelette mit ihren glühenden Waffen nicht nur das Fahrzeug zerstören, sondern sie gleich mit.

»Miß McGovern, raus!« Suko brüllte die Frau an, die jedoch nicht reagierte. Er nahm sich die Zeit und suchte nach dem Grund. Sie konnte nicht mehr reagieren - denn sie war tot! Eine Kugel hatte sie genau in den Kopf getroffen. Diese Wunde blutete kaum. Die Leiche sah nur deshalb so schrecklich aus, weil sie von Sukos Blut beschmutzt worden war, das aus der schmerzhaften Wunde an der Hand drang.

»Verdammte Bestie!« fluchte der Chinese und wuchtete sich gegen die Tür. Sie klemmte. Der Inspektor gab nicht auf, er nahm einen zweiten Anlauf und schaffte es.

Die Tür flog auf. Es geschah so heftig, daß Suko nicht mehr stoppen konnte und aus dem Fahrzeug katapultiert wurde, wobei er auf der Straße landete und sich mehrere Male überschlug.

Dicht vor seinem Gesicht fauchte eine Feuerlohe vorbei. Sie trieb den Chinesen zurück.

Suko trat zwar noch mit dem rechten Fuß zu, traf jedoch nicht, weil der Knochenmann ebenfalls sehr schnell reagiert und sich sofort zurückgezogen hatte.

Suko schüttelte sich. Er biß die Zähne zusammen. Seine rechte Hand schmerzte, aus der Wunde quoll das Blut. Es gesellten sich noch andere Skelette zu dem ersten. Er hörte Lady X schreien, sah sie allerdings nicht, weil ihm der dicke Rauch einen Großteil der Sicht nahm.

Dann wischten die Feurdämonen heran.
Sie waren so schnell, daß Suko kaum ausweichen konnte, und er mußte gleich drei von diesen Dämonen entwischen. Einer streifte ihn an der Hüfte, der zweite jagte über seinen Kopf hinweg, und als Suko am Boden lag, explodierte der dritte Feurdämon dicht vor ihm, während die anderen beiden voll in den zerstörten Ford geschlagen waren.
Im Nu stand das Fahrzeug in Flammen. Eine heiße Wand schoß hoch, und neben Suko breitete sich das Feuer so rasch aus, als wäre es mit Napalm angereichert.
Der Chinese stürzte weg. Trotzdem erwischte es ihn, denn plötzlich stand der Rücken seines Jacketts in Flammen. Suko spürte die Hitze, die bis in seine Haare hineinzog, fiel aus vollem Lauf zu Boden und überrollte sich, denn er versuchte, auf diese Art und Weise das Feuer zu löschen.
Ein verzweifertes Bemühen. Rauch hüllte den Chinesen ein, und die Skelette konnten sehr deutlich erkennen, wo ihr Gegner lag. Zu fünft kamen sie, um Suko den Rest zu geben. Der Inspektor brannte noch. Auf dem Rücken lag er. Umgeben von einer Rauchwolke, aber er fightete, zog seine Beretta und feuerte auf die Skelette.
Drei, vier Schüsse, auch eine fünfte Kugel setzte er hinterher, hörte Einschläge, doch um genaue Treffer zu erzielen, reichte leider die Sicht nicht.
Die Skelette wuchsen vor ihm auf. Sie wurden größer und durch die wallenden Rauchscheier zu noch schummeren Monstern verzerrt, als sie schon waren.
Wie lange konnte sich Suko noch halten? Das war die Frage, die er sich stellte, als er seine Dämonenpeitsche schlagbereit machte. Er konnte sie nur mit der linken Hand halten, die rechte zeigte eine tiefe, blutige Furche.
Er gab sich selbst Schwung und kam mit einem gewaltigen Satz in die Höhe.
Jetzt stand er wenigstens.
Im selben Augenblick geschah etwas für ihn Unerklärliches.

Die Skelette erstarrten in den Bewegungen. Das geschah nicht von einer Sekunde zur anderen, es dauerte länger.

Es war, als würden sie einfrieren.

Suko hatte für dieses Phänomen keinerlei Erklärung. Auch er rührte sich nicht mehr. Er ließ seine unverletzte Hand sinken und war in den nächsten Sekunden nur noch Statist in einem Spiel, das er nicht begriff.

Die Skelette wollten nichts mehr von ihm. So schnell und lautlos, wie sie erschienen waren, verschwanden sie auch. Um sie herum begann die Luft zu wirbeln und zu kreiseln. Suko hörte das Fauchen, ein gewaltiger Windstoß fegte so kraftvoll heran, daß er ihn fast von den Beinen riß und er zurücktaumelte.

Er sah Menschen fallen, hörte Schreie, Funken flogen, und Flammen loderten hell auf.

Dann war die Straße leer.

Keinerlei dämonische Gestalten mehr, nur noch die Einwohner von Billings lagen oder standen.

Ein brennendes Haus, ein verbrannter Wagen. So sahen die Reste aus, die zurückgeblieben waren.

Suko schüttelte den Kopf. Er hob gleichzeitig die Schultern, und es war eine bezeichnende Geste. Bis er das Kläffen eines Hundes hörte, der quer über die Straße rannte.

Der Hund war wieder normal, doch sein Bellen brachte Lady X auf den Plan. In einer Haustür blitzte es auf, eine Garbe ratterte, traf den Hund und tötete ihn.

Da wußte Suko, daß außer ihm noch jemand den Eingriff der Magie überlebt hatte.

Doch die Überraschungen nahmen kein Ende. Etwa in Höhe des brennenden Hauses, genau mitten auf der Straße, begann die Luft abermals zu flimmern und zu kreisen.

Aus dem Nichts erschien dort jemand.

John Sinclair.

Und er hatte den Würfel des Unheils. Aber auch Xorron war bei ihm!

Eine für mich nicht kontrollierbare Reise lag hinter mir. Aus diesem Grunde war es mir auch nicht gelungen, Xorron, den Herrn der Ghouls und Zombies, abzuschütteln. Er blieb eisern und klammerte sich an mir fest, so daß ich gezwungen war, ihn bei mir zu behalten, bis wir an das Ziel gelangten. Genaue Zeitangaben kann ich nicht machen. Ich weiß nicht, wie lange die Reise gedauert hat, ob Sekunden oder Minuten oder ob sie überhaupt nicht meßbar gewesen war. Als Tatsache blieb sie jedenfalls bestehen. Und Tatsache war auch, daß wir uns plötzlich in einem mir unbekannten Ort befanden, der allerdings Billings sein mußte. Für mich gab es keine andere Möglichkeit.

Wir materialisierten mitten auf einer Straße. Das geschah nicht allmählich, sondern sehr schnell, so daß für mich der Übergang ein wenig rasch kam, schließlich war ich ein Mensch mit allen Fehlern, Schwächen und Empfindungen. Ich konnte mich einfach nicht sofort umstellen und brauchte eine gewisse Anlaufzeit.

Ich roch den Rauch, sah Feuer, fühlte Schwindel und Schwäche in den Knien und wurde gepackt.

Xorron riß mich kurzerhand von den Beinen.

Da erst wußte ich Bescheid. Ich befand mich in einer lebensgefährlichen Lage, wollte noch wegschnellen, als Xorron sich über mich warf. Er bekam Kontakt mit dem Kreuz. Über seinen Körper zuckte das grüne Licht, aber das störte ihn nicht weiter und brachte ihn auch nicht von seinem Plan ab.

Sein harter Schlag traf genau den Arm, dessen Hand den Würfel des Unheils hielt.

Der Hieb schüttelte mich durch. Er lähmte auch die Bewegungsfreiheit meiner rechten Seite, und für Xorron war es ein Kinderspiel, mir den Würfel abzunehmen.

Jetzt hatte er, was er wollte.

Tränen der Wut schossen mir in die Augen, und im nächsten Moment wurde mir die zweite Überraschung oder Niederlage serviert.

Jemand schrie Xorrorns Namen.

Diese Stimme hätte ich unter Tausenden erkannt. Sie gehörte Lady X. Demnach befand sich die verdammte Blutsaugerin auch noch im Spiel. Und ich hatte ihr ausgerechnet den treuesten Diener wieder mitgebracht. Welch ein Wahnsinn.

So schnell wie Xorron war, konnte ich überhaupt nicht handeln. Er besaß genau den nötigen Vorsprung, um immer eine Idee schneller zu sein als ich.

Die Scott löste sich aus einer Haustür. In den folgenden Sekunden überstürzten sich praktisch die Ereignisse. Es fällt mir schwer, das alles nachzuvollziehen, denn es ging blitzschnell.

Wahrscheinlich rettete mir Xorron sogar das Leben. Nicht nur wahrscheinlich, er tat es auch. Allerdings unbewußt und dadurch, daß er mir den Würfel aus der Hand gerissen hatte. Ich lag deckungslos auf der Straße, Suko stand zu weit entfernt, konnte nicht mehr rechtzeitig genug eingreifen. Die Menschen hatten sich verflüchtigt, aber Lady X legte auf mich an und brüllte sich vor Triumph fast heiser, als Xorron, der ebenfalls seinen Sieg dokumentieren wollte, ihr quasi in den Weg lief und einen Arm hoherhoben hatte.

In der Hand schimmerte der Würfel!

Die Scott hätte trotz allem an ihm vorbeischießen und mich treffen können. Xorrorns irrer Schrei jedoch und das Vorzeigen des Würfels lenkten sie ab.

Plötzlich war ich vergessen. Die ehemalige Terroristin sah nur diese Waffe, die Xorron zurückerorbert hatte, und sie wußte Pandora weit entfernt.

Ihr Sieg!

»Xorron!« Selten habe ich sie so schreien gehört wie in diesen Augenblicken. Sie wollte damit die Probe aufs Exempel machen. Und Xorron gehorchte ihr.

Er hatte seine eigentliche Herrin wiedergefunden, rannte auf sie zu, und Lady X schrie erneut.

»Den Würfel her!«

Xorron gab ihn aus der Hand. Er warf ihn der Untoten zu. Lady X wechselte blitzschnell die Maschinenpistole in die linke Hand, um die weitaus stärkere Waffe mit der rechten aufzufangen.

Dann hatte sie ihn.

Für eine Sekunde schien sie auf der Stelle einzufrieren. Voller Triumph stand sie da, den rechten Arm hochgereckt, den Würfel des Unheils sicher festhaltend.

Der Sieg!

Das alles nahm ich wahr, während ich Deckung suchte. Ich hatte mich wieder aufgerafft und rannte auf einen Baum zu, der von den Flammen verschont geblieben war. Aus der Gaststätte schlugen weiterhin die Flammen. Rauch trieb dick und schwarz über die Straße. Er gab mir zusätzliche Deckung. Längst hatte ich die Beretta gezogen, warf mich zu Boden, fiel auf meinen malträtierten Arm und fluchte bitter, bevor ich hinter dem Stamm Deckung fand.

Von Lady X sah ich nichts mehr. Nur noch von Xorron. Er blieb dort für einen Moment stehen, wo Lady X verschwunden war. Sie hatte sich in dem Haus verkrochen, dessen Dachrinne an der Vorderseite schräg nach unten hing und fast den Boden berührte.

Dann entwischte auch Xorron.

Ich kam wieder hoch.

Suko setzte sich von der anderen Seite her in Bewegung. Als wir aufeinander zuliefen, erkannte ich, daß er verletzt war und an der rechten Hand blutete.

Wir trafen vor dem Haus zusammen, verständigten uns mit Blicken und stürmten den Bau.

Durchsuchung von unten bis oben. Von Lady X und Xorron fanden wir nichts mehr.

Ich hätte mich vor Wut irgendwohin beißen können. Es war meine Schuld, daß wir den Würfel nicht hatten, ich hätte besser aufpassen und ihn nicht aus der Hand lassen sollen.

Suko versuchte mich zu trösten. »Beim nächsten Mal, Alter, da packen wir es.«

Wütend winkte ich ab.

Da wurde Suko sauer. »Was willst du eigentlich?« fuhr er mich an. »Du hast doch zahlreiche Menschenleben gerettet, die sonst verloren gewesen wären.«

Das stimmte zwar, trotzdem fühlte ich mich mies. Es war eine harte Auseinandersetzung gewesen, und ohne Blessuren waren wir diesmal nicht davongekommen.

Wir blieben noch zwei Tage in Billings. Die Menschen waren wieder normal geworden, nur die Toten konnten wir leider nicht mehr lebendig machen. Da es oben in den Bergen stark geschneit hatte, war es ein Ding der Unmöglichkeit, mit dem Wagen das Kloster zu erreichen. Ich forderte einen Hubschrauber an, den man mir genehmigte.

Als wir auf dem Klosterhof landeten, die trüben Wolken waren inzwischen von einem strahlend blauen Himmel abgelöst worden, liefen die Mönche zusammen, an der Spitze Pater Ignatius.

Wir umarmten uns und mußten erzählen. Fast zwei Stunden hielten wir uns im Kloster auf, das frei von jeglicher Magie war.

Als schreckliches Mahnmal jedoch und als Erinnerung daran, was noch alles hätte passieren können, war der tote Bruder zurückgeblieben, der einer Mumie glich.

Pater Ignatius versprach, sich sofort an die Herstellung neuer Silberkugeln zu begeben, damit wir rechtzeitig Nachschub erhielten. Die andere Ladung befand sich in den Händen von Lady X.

Der nächste Flug führte uns in die Berge. Genau dorthin, wo der Leih-Rover sein Ende gefunden hatte. Landen konnten wir dort nicht. Ich mußte über eine Strickleiter hinabsteigen, während der Hubschrauber so lange in der

Luft stehend wartete, bis ich den Einsatzkoffer und den Bumerang geborgen hatte.

Dann ging es ab.

Es wurde Zeit, daß wir nach London zurückkehrten, denn unsere Gegner legten sicherlich keine Pause ein. Da Lady X wieder im Besitz des Würfels war, würde sie mit Elan an neuen Pläne herangehen.

Darauf ging ich jede Wette ein ...

ENDE